

allgemeine

Roman-Bibliothek.

Schwiegertöchter.

Von

A. Baron v. Roberts.



Engel... all... Rom...

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle 14 Tage erscheint ein Band.

Preis jeden Bandes 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Ueber „**Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek**“ schreibt das „Prager Tagblatt“:

Die Engelhornsche Bibliothek hat sich seit ihrem langjährigen Bestehen beim deutschen Lesepublikum in erfolgreichster Weise Eingang zu verschaffen gewusst, und es gibt kaum ein Haus, in dem nicht auch die bekannten roten Bändchen zu finden wären. Die Billigkeit im Vereine mit der tadellosen Ausstattung und der sorgfältigen, aber doch nicht engherzigen Auswahl des Gebotenen lassen diesen grossen Erfolg begreiflich erscheinen — und zugleich erfreulich. Denn durch das Engelhornsche Unternehmen ist der Verbreitung jener minderwertigen und schädlichen Litteratur, die sich leider so vielfach in Haus und Familie des deutschen Mittelstandes eingenistet hatte, wirksam entgegengetreten worden. An Stelle jener seichten, abgeschmackten und den Geschmack verderbenden Lektüre gute geistige Kost gesetzt und für solche in weiten Volkskreisen das Bedürfnis geweckt zu haben, ist ein grosses Verdienst der Engelhornschen Romanbibliothek. Ein weiteres Verdienst ist, dass diese — wie bereits erwähnt — ihren Lesern auch die besten fremdländischen Autoren in vortrefflichen Uebersetzungen zugänglich macht. Ausser zahlreichen Werken englischer, amerikanischer und französischer Autoren finden wir in den bisherigen Jahrgängen auch die italienische, polnische, russische, skandinavische, spanische und ungarische Romanlitteratur durch hervorragende Werke vertreten.

All' dies berechtigt zu dem Wunsche, dass das Engelhornsche Unternehmen sich auch weiterhin von demselben Streben leiten lassen möge; dann werden die beliebten „Rotröcke“ zu den vielen alten Freunden gewiss noch manchen neuen erwerben.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von **50 Pf.** für den broschierten und **75 Pf.** für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3. Conway, Aus Nacht zum Licht.
4. Praed, Zéro.
5. 6. Gréville, Wassilissa.
7. Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah.
10. Braddon, Unter der roten Fahne.
11. Halévy, Abbé Constantin.
12. Verga, Ihr Gatte.
13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15. Theuriet, Gérards Heirat.
16. Gréville, Dosia.
17. Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19. Norris, Eheglück.
20. Kielland, Schiffer Worse.
21. Colombi, Ein Ideal.
22. Conway, Dunkle Tage.
23. Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Steinbruch.
3. Lindau, Helene Jung.
4. Bret Harte, Maruja.
5. Die Sozialisten.
6. Halévy, Criquette.
7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10. Farjeon, Zu fein gesponnen.
11. Kielland, Gift.
12. — Fortuna.
13. 14. Ohnet, Lise Fleuron.
15. Farina, Aus des Meeres Schaum.
16. Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville.
19. Feuillet, Die Verstorbene.
20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind.
23. v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24. Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band
1. 2. Remin, Die Versaillerin.
3. Braddon, In Acht und Bann.
4. Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet.
7. About, Pariser Ehen.
8. Marrat, Hanna Warners Herz.
9. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11. Gréville, Savelis Büßung.
12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14. Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15. 16. Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17. Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18. Reade, Ein einfach Herz.
19. 20. Malot, Baccarat.
21. Norris, Mein Freund Jim.
22. Sienkiewicz, Hanna.
23. de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25. Conway, Lebend oder tot.
26. de Bonnières, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band
1. 2. Haggard, Eine neue Judith.
3. Ohnet, Schwarz und Rosig.
4. Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6. Remin, Jahre des Gärens.
7. Lafontaine, Gute Kameraden.
8. Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10. Malot, Zita.
11. Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12. Voß, Kinder des Südens.
13. 14. Fogazzaro, Daniele Cortis.
15. Farjeon, Die Herz-Neune.
16. 17. Ohnet, Sie will.
18. v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19. Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
20–22. Daudet, Der Nabob.
23. Burnett, Der kleine Lord.
24. Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26. Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band
- 1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß.
- 3. Daudet, Der Unsterbliche.
- 4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
- 5. 6. Memini, Marchesa d'Arcello.
- 7. Was der heilige Joseph vermag.
- 8. v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen.
- 9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel.
- 11. Kielland, Schnee.
- 12. Claretie, Jean Mornas.
- 13. 14. Wood, Auf der Fährte.
- 15. v. Roberts, Satisfaktion.
- 16. Gravière, Die Scheinheilige.
- 17. 18. Ohnet, Doktor Rameau.
- 19. Peschkau, Frau Regine.
- 20. de Maupassant, Zwei Brüder.
- 21. 22. Sarina, Mein Sohn.
- 23. Gréville, Dosias Tochter.
- 24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
- 25. 26. Daudet, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band
- 1. 2. v. Wolzogen, Die tolle Komteß.
- 3. de Tinseau, Eine Sirene.
- 4. Philips, Jack und seine drei Flammen.
- 5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
- 7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
- 8. Conway, Wunderbare Gaben.
- 9. 10. Ohnet Letzte Liebe.
- 11. Voß, Die Sabinerin.
- 12. Memini, Mia.
- 13. 14. Croker, Diana Barrington.
- 15. v. Heigel, Der reine Thor.
- 16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
- 17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
- 19. Philips, Die verhängnisvolle Phryne.
- 20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
- 22. Serao, Achtung Schildwache.
- 23. Rabusson, Salonidylle.
- 24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
- 26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band
- 1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
- 3. Ohnet, Die Seele Pierres.
- 4. Theuriet, Zum Kinderparadies.
- 5. 6. Aïdé, Imogen.
- 7. Daudet, Port Tarascon.
- 8. Hope, Ein Mann von Bedeutung.
- 9. 10. Galitzin, Ohne Liebe.
- 11. Norris, Die Erbin.
- 12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
- 14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
- 15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
- 16. 17. Haggard, Oberst Quaritch.
- 18. Peschkau, Noras Roman.
- 19. de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten.
- 20. 21. de Tinseau, Versiegelte Lippen.
- 22. Jeffery, Aus den Papieren eines Wanderers.
- 23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
- 24. 25. Delpit, Wie's im Leben geht.
- 26. de Renzis, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band
- 1. 2. Croker, Irgend ein Anderer.
- 3. Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge.
- 4. Feuillet, Künstlerehre.
- 5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
- 7. Norris, Die geprellten Verschwörer.
- 8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
- 9. 10. Remin, Ein Genie der That.
- 11. Poradowska, Mischa.
- 12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
- 14. Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe.
- 15. Mairet, Eine Künstlerin.
- 16. 17. Gunter, Miß Niemand.
- 18. Heyse, Das Marienkind.
- 19. Villinger, Schwarzwaldgeschichten.
- 20–22. Daudet, Jack.
- 23. Der schwarze Koffer.
- 24. Mairet, Der Affenmaler.
- 25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Fortſ. ſiehe 4. Seite d. Umſchlags.

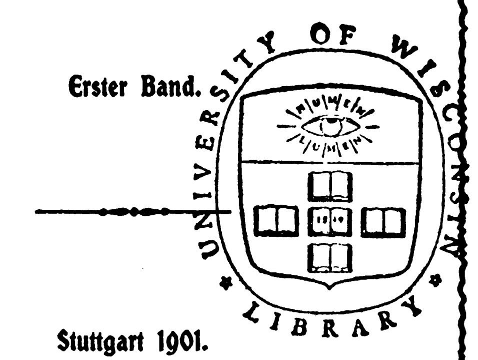
* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
18. Jahrgang. • Band 9.

Schwiegertöchter.

Roman von

Alexander Baron von Roberts.

Erster Band.



Stuttgart 1901.
Verlag von J. Engelhorn.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

„Brüderchen, irgend was ist da nicht in Ordnung," sagte Tante Minchen, indem sie sich an den gedeckten Tisch, ihrem Bruder gegenüber, setzte. „Einer wenigstens von deinen drei Jungens hätte sich 'rausbemühen können, heut am Sonntag. Gesegnete Ma-aha-ahlzeit."

Das vibrierende Meckern dieses Grußes deutete die Erregung der guten alten Tante an; sie warf die beiden Barben ihrer Spitzenhaube mit je einem resoluten Ruck über ihre starkgerundeten Schultern.

Der Geheimrat Achilles, ehemals geheimer Revisor am Oberrechnungshof, nahm den Eßlöffel und salutierte damit gegen seine Schwester. „Ma-aahl-zeit!" glitt es mit einer gewissen öligen Weichheit über seine schmalen und langgezogenen Lippen. Sein linkes Auge zwinkerte dabei, eine alte Gewohnheit, die er beim Revidieren der Rechnungsbelege angenommen und die das Auge selber allmählich verkleinert hatte; es gab seinem völlig glattrasierten, im Profil stark zugespitzten Gesicht, das reichlich mit lockeren Falten versehen war — beileibe keine linienfeinen Sorgen- und Lebemannsfalten! — wider Willen einen gewissen listigen Ausdruck.

„Hast du schon wieder Angst, daß einer sich verheiraten könnte, Tant'-Minchen?"

Er nannte seine Schwester so, weil ihm der Name von den Jungens her am geläufigsten war. Sie war die Witwe des Oekonomierats Belling-Stargard und stand nun schon seit achtzehn Jahren dem Haushalt ihres ver-

witweten Bruders Albrecht vor, dessen drei Knaben sie hatte miterziehen helfen.

„Hab' ich? Hätt' ich?“ rief sie mit ihrem etwas schrillen Organ, und ihre Augen, graublau wie die ihres Bruders — das Alter hatte sie nicht gebleicht —, zeigten sich in ihrer vollen, etwas vorquellenden Rundung. „Ist es nicht mein Herzenswunsch, weiß Gott, buchen! Wünsch' ich, weiß Gott, nicht einem jeden von ihnen eine recht tüchtige Frau, so recht was Deftiges, wie deine brave Auguste eine war — ja, das war sie, Gott hab' sie selig!“

Hierbei wischte sie sich mit einer energischen Gebärde, wie zur Beteuerung, den Mund und grüßte mit der Serviette nach dem Oelbildnis von Frau Achilles selig hinauf. Es hing über dem altmodischen, ausgeschweiften Sofa, dessen blauer Damastrips, unechter als Tant'-Minchens Augen, stark von der Sonne verblichene Stellen zeigte; gehäkelte Schoner mit sich wiederholenden Figuren, sowie ein paar Kissen in Perlstickerei bemühten sich, den Defekt zu verdecken. Das Brustbild war nach dem Photographenrezept „Bitte, recht freundlich!“ gemalt; man sah einen steifen Blondinennacken glänzen, und das Lächeln des wirklich braven Hausfrauengesichts schwebte gleich einem milden Schein über dem Zimmer.

Heute besonders, wo der November auf seinem Recht bestand und keine Spur eines freundlichen Sonnenschimmers durch die graue Himmelsdecke ließ. Jenseits des kleinen Sees, seiner Form wegen die „Ochsenzunge“ genannt — eines jener idyllischen, waldumkränzten Grunewaldseen zwischen Potsdam und Berlin — dämmerte in Nebelstimmung der Kiefernhügel, und kein Vogellaut, kein fröhlicher Ruf oder Sang, wie er zur Sommerzeit den Forst zu beleben pflegte. Regungslos und träge breitete sich die Wasserfläche, ohne Spiegelglanz, ohne Schilfgeflüster, ohne den Schrei wilder Enten.

Hier vom Tisch aus gesehen schien der Erkervorbau des bescheidenen Fachwerkbaues unmittelbar über der Seefläche zu schweben, denn der schmale Gartenhang des kleinen

Anwesens, der die Villa Auguste — nicht etwa Augusta! — von dem Wasser trennte, war nicht sichtbar, was das Gefühl der Abgeschiedenheit nur noch vermehrte. In dem Erker ragten auf einem eisernen Blumentisch eine Phönix nebst ein paar kleinen Blattpflanzen, nicht sehr sorgfältig gepflegt; desto größere Liebe schien den allerlei Stecklingen, wurzellosen Zweiglein und zweiglosen Wurzeln gewidmet zu werden, die in Einmachegläsern auf dem Fensterbrett gereiht standen: die botanischen Experimente des außer Kurs gesetzten alten Beamten, der seine Muße nur schwer zu beschäftigen wußte.

Tant'-Minchen hatte recht: einer von den dreien hätte kommen können! Der Leutnant zwar war entschuldigt, denn er ist bei seinem General und gestrengen Herrn Vorgesetzten zu Tisch geladen — dagegen ist kein Wort zu sagen — Dienst ist Dienst! Aber als gestern seine Postkarte anlangte, war Tant'-Minchen sofort mit der Frage aus dem Hinterhalt da: „Hat der General nicht Töchter? Sagte Theodor nicht sogar von dreien?“ — Und der Alarm ihrer quellenden Rundaugen!

Der zweite, der „Auswärtige“ — er war als Assessor zum Kolonialamt des Auswärtigen kommandiert — hatte sich per Telegraph entschuldigt: eine wichtige Abhaltung, ganz lakonisch. Na warte, er soll beichten! Tant'-Minchen kennt derlei schon: Fritzchen ist ein Gourmand oder, wie sie jetzt ganz falsch sagen, Gourmet, er liebt das „Bong-Vivangsche“. Ein Diner, das ist seine ganze Wichtigkeit. Theodor sagt es wenigstens ganz offen. Auch gibt es bei seinem General gewiß nichts andres als Kalbsbraten mit Schwarzwurzeln. Na warte, Fritzchen!

„Freilich soll ja das Bong-Vivangsche den Ausschlag geben bei der Diplomatie. Beim Kolonialen finde ich es sogar selbstverständlich. Schon der Name! Es riecht ja förmlich nach Delikatessen.“

Also auch diese Absage mag hingehen, bis auf die geheime Sorge: sie trinken da eine Unmasse Sekt, und starken französischen, bei dem das Blut in Wallung kommt.

Fritzchen wird sich doch nicht übereilen? — mit einer Verlobung nämlich! — und ohne seine Tante um Rat gefragt zu haben? — Es beunruhigte sie ebenfalls.

Und erst Nummer drei! Erich, der jüngste, will das helle Tageslicht benutzen, so schreibt er, um mit seinem neuen Gemälde endlich vorwärts zu kommen. Nachdem Tant'-Minchen am Morgen schon mit ihrer Meinung über diese Ausflucht nicht zurückgehalten, zog sie jetzt während des Essens von neuem dagegen los. „Helles Tageslicht — der reine Hohn, lieber Albrecht — sieh doch mal die Sackleinwandcouleur da oben am Himmel an. Da, nun hab' ich den Kalbsbraten am falschen Ende angeschnitten! Kommt davon! Hab' ich dir nicht schon hunderttausendmal gesagt, du sollst die Weinflasche so stellen, daß sie mir keinen Schlagschatten über den Teller wirft?! Dumm Dingen, hörst du!"

Dies galt dem aufwartenden Mädchen, einer frischen drallen Person mit einem koketten Hamburger Häubchen auf dem gescheitelten Braunhaar; sie war vor Jahren als wirklich „Dummes Ding" in den Dienst der Villa Auguste eingetreten und hatte nun, entgegen ihren zufriedenstellenden Leistungen, den Titel als Spitznamen beibehalten.

„Reine Sackleinwandcouleur," wiederholte Tant'-Minchen, flackernd vor Eifer. „Dahinter steckt was. Umsonst ist er nicht ins Plein-Airsche übergesiedelt, oder wie sie das nennen. Fürs Landschaftliche hat er entschieden Talent, das muß ich doch verstehen, und da hab' ich ihm auch die Stange gehalten, als ihr alle nichts von seiner Malerei wissen wolltet. Wenn ich aber geahnt hätte, daß er seine grünen Wiesen — und grün sind sie, weiß Gott, es thut ordentlich weh an den Augen! — daß er seine grünen Wiesen dazu hergeben würde, um seine unausstehlichen Venusse und Evas darauf spazieren zu führen."

„Na, er malt doch nicht lauter von dieser Sorte! Seine Hesperide zum Beispiel," fiel Achilles ein. „Jetzt kopiert er die — weißt du schon? — für einen Chicagoer Millionär. Hat einer mal die goldene Medaille weg, so ist er schön 'raus mit Aufträgen."

„Die Chicagoer Millionäre sind alle Schweineschlächter!" zischelte Frau Belling, „und da gehört auch das ungenierte Persönchen hin."

„Na, na, nicht so fein! Die wenigstens ist doch leidlich mit Toilette versehen."

„Ich meine auch nicht das Bild, sondern die Person, das Original sozusagen. Warum er sie nur diesmal Hesperide nennt? Wir hatten sie schon als Zigeunerin und Dryade und Sternengenius und weiß Gott was alles — immer dieselbe! — Hör mal, Albrecht, wenn ich mir denke, daß eine sich dazu hergibt, so direkt von der Natur weg gemalt zu werden, und jeder kann sie dann begucken ..." Dabei bekam ihr feistes Schulter- und Nackengebirge ein schüttelndes Erdbeben moralischer Entrüstung.

„Fritz findet die Person famos."

„Fritz — so? I! Fritz ist ein Reserveleutnant, die sind alle greulich. Theodorchen würde so was nicht einfallen. Das heißt, ich will doch nicht hoffen, daß er sie mit seinem Monocle leibhaftig als Sternengenius oder so etwas ..."

Sie wagte den Gedanken nicht zu vollenden, und ihre lebhaft glitzernden Augen standen einige Sekunden ganz still. Dann öffnete sie von neuem ihrer Empörung ein Ventil: „Du" — diesmal nicht duchen — „du verbietest deinem Reserveleutnant nunmehr ganz entschieden, daß er Dumm Dingen in die Backen kneift! Ich merk's jedesmal an der Röte."

„Er soll dich wohl künftig erst um Erlaubnis fragen, Tant'-Minchen, äh? Ueberhaupt sollen sie, hm?"

„Wenn ich es auch nicht beanspruchen darf —" und ihre Stimme ward elegisch, „Verlobungen, so was, man bespricht es doch! Aber die Jungens sind von einer Heimlichthüerei —"

Achilles lachte, ein paar hell aufquellende Noten, und alle Falten seines Gesichts wetterleuchteten. „Sollte mir Spaß machen, wenn sie uns eines Tages mit einem Fait accompli überraschten. Verlobung, das pflegt oft ein-

zuschlagen wie ein Blitz.“ Und das andre nicht blinzelnde Auge suchte die Zustimmung des Porträts über dem Sofa, dessen Lächeln um eine Nuance heller zu schimmern schien; war denn ihrer beiden Verlobung nicht auch blitzartig gekommen?

„Ich liebe Blitze durchaus nicht — und ich bin nicht für das Fait-accomplische, wie du weißt, Brüderchen. Sie werden eben kommen, und wir werden zusammen beratschlagen!“

„Am liebsten möchtest du jedem von ihnen eine Braut backen nach deinem Rezept.“

„Und sie sollten sich nicht zu beklagen haben. Ich weiß, was einem jeden von ihnen zuträglich ist, ja, das weiß ich am besten. Was zum Beispiel Fritz anbelangt —“

„Na, schieß doch los!“ unterbrach sie der Bruder. Die Verlobung der drei Jungens war schon seit lange das unerschöpfliche Gesprächsthema bei Tisch. Wenigstens an den Wochentagen; an den Sonntagen und wenn sonst die Söhne da waren, vermied es Tant'-Minchen auf das Aengstlichste, das Thema zu berühren. Es ist viel zu heilig dazu, man darf es nicht profanieren. Und die jungen Leute nehmen leicht alles komisch, besonders Reserveleutnants, wie Fritz einer ist — ein Glück, daß Theodor ein wirklicher und Erich gar keiner ist!

Ja, Tant'-Minchen rühmte sich mit Recht als eine entschiedene Kennerin in diesem Fach. Denn sie war eine ungemein eifrige und konsequente Romanleserin; sie war in zwei Journalzirkeln abonniert und opferte lieber eine halbe Nacht, als daß sie eine „Fortsetzung“ ausließ. O, sie kannte die moderne Ehe und ihre Gefahren; das „Ehebruchsche“ nimmt jetzt immer mehr überhand! So hatte sie sich für ihre drei Neffen je ein Frauenideal aufgestellt. Sie sollten und mußten glücklich werden! Waren sie ihr nicht als ihre eigenen Söhne ans Herz gewachsen? Denn ihr selbst und ihrer Muttersehnsucht waren Kinder nicht beschert gewesen.

„Na, schieß doch los! Was für eine Sorte hat denn

heute das prae?" Achilles pflegte seine Schwester damit zu necken, daß er ihr den Wechsel ihrer Ideale, je nach den Vorbildern der laufenden Quartalsromane, auftrumpfte. „Die Marlittsche und die Bürstenbindersche ist passé, nicht? Aber die Sudermannsche, äh? ist dir ein Ekel, äh? Die Schubinsche ist dir zu stark parfümiert. Oder Spielhagen, Heyse, Heiberg, wie die Kerle heißen, ich versteh' nichts davon; du weißt, meinen ersten Roman muß ich noch erst lesen."

„Brüderchen, mich bringst du nicht aus dem Text," erwiderte die Schwester mit einer lächelnden Ruhe, unter deren trügerischer Oberfläche der helle Eifer brodelte. „Eine von Papier sollen sie ja auch nicht heiraten. Im Gegenteil eine, wie sie nicht im Journal steht. Was zum Beispiel Fritz anbelangt ..."

Er war offenbar ihr Liebling, gerade weil er ihr am meisten zu schaffen machte. Sie verdeckte diese Bevorzugung, indem sie fortwährend auf ihn „loshackte", wie sie das selber nannte.

„Was zum Beispiel Fritz anbelangt," echote ihr Bruder, „so stand das Nationale seiner Zukünftigen bis Freitag so (Freitag war der Wechseltag der Journale): Etwas Festes, das ihn im Zügel hält. Blond, aber keine Bestie, wollte sagen, nicht ins Rote schillernd. Gesund und mit frischen Wangen, die man kneifen kann, ohne daß sie gleich entzwei gehen. Auch kann ein bißchen das ..." — er machte mit seinen hageren Fingern die Geste des Geldzählens — „nicht schaden. Können sie übrigens alle gebrauchen. Auch müßte sie kochen können, wenigstens das Verständnis haben. Auch muß sie im Strümpfestricken ein Examen ablegen, nicht? Keine Spielverderberin, und einen Schluck Wein muß sie vertragen können in gemütlicher Gesellschaft und auch mal einen netten, kleinen Scherz —"

„Wenn du so fortfährst, Brüderchen, so kommt das Porträt deiner braven Frau heraus."

„Ohne das!" — abermals die Geste des Geldzählens. — „Das hatte sie freilich nicht. War auch nicht beansprucht.

Daß uns nachher die Erbschaft des Budapester Onkels vom Himmel schneite und wir uns zu unsrer Villa aufschwingen sollten, das ahnten wir doch damals nicht. Klein, sehr klein fingen wir an; Gott, wenn ich noch denke! Aber wir liebten uns und waren glücklich, weiß Gottchen, das waren wir. Und was für eine Mutter sie war! Kann ich meinen drei eine bessere Mitgift geben als den Wunsch, daß sie wählen sollen, wie ich gewählt hatte, und daß das Andenken ihrer Mutter seinen Segen über ihre Verbindung breiten möge ..."

Seine Stimme hatte sich gehoben, unwillkürlich stemmten sich die Knöchel seiner langen, hageren Hände auf den Tisch, als wenn er aufstehen und eine feierliche Rede halten wollte, denn Tischreden waren ein wenig seine Schwäche. Er wird doch nicht hier bei diesem simplen Tete-a-tete mit seiner Schwester? Er stockte, horchte, als wenn jemand Fremdes soeben gesprochen hätte, erhob dann sein Glas und, sich selbst persiflierend, mit einer Miene komischen Ernstes rief er: „Verehrte Anwesende," — er machte dabei mit dem Zeigefinger der Linken eine Stechbewegung nach Frau Belling hin — „verehrteste Anwesende, ich bitte Sie, das Glas zu erheben und mit mir anzustoßen auf meine — o, Pardon, wollte sagen, auf unsre zukünftigen Schwiegertöchter!"

Wie man unwillkürlich und mechanisch solcher Aufforderung eines Tischredners nachgibt, hatte Tant'-Minchen während dieser Worte auch ihr Glas erhoben, und nun stieß das seine dagegen; es gab einen gellenden Klang. Das Dumme Ding, das eben die Schale mit Obst aufsetzen wollte, stutzte ob dieses seltsamen Toastes, ward rot — als ob sie nach Frau Bellings Verdacht von Fritz in die Wangen gekniffen worden wäre — und ließ ein paar wie Wachs glänzende Werdersche Aepfel auf den Teppich kollern.

„Um Gottes willen!" rief Frau Belling, als wenn sie durch das Rollen der Aepfel erst auf den Wortlaut des Toastes aufmerksam geworden wäre. Sie setzte mit

einer Schreckensmiene, die auf ihrer gewölbten Stirn, unter den künstlich gewellten und hohl frisierten grauen Haarbandeaus, ein Dreieck von Falten bildete, das Glas hin: „Darauf keinen Tropfen! Was fällt dir ein, duchen?! Pränumerando und so ins Blaue hinein — i, wo wird man! Du weißt, ich bin nicht für das Pränumerandosche. Hast es so eilig? Kannst's wohl gar nicht abwarten?" — Hier drehte sie den Spieß von sich auf ihn um. — „Schwiegertöchter, ich bitt' dich! Willst du sie berufen?"

Und feierlich, als gälte es einer Beschwörungszeremonie, klopfte sie mit dem gekrümmten Zeigefinger ihrer patscheligen Rechten, an der mehrere altmodische und verschabte Bellingsche Familienringe schillerten, dreimal energisch auf den Tisch.

Zweites Kapitel.

Nicht einmal eine Whistpartie mit Strohmann! Es war der ödeste Sonntag seit langem. Es dunkelte früh, und das Dumme Ding brachte die Lampe. Frau Belling wollte sich eben in die romantischen Wogen ihres Journalzirkels stürzen, als der Retter in der Not sich stark läutend ankündigte. Es war ihr Nachbar zur Linken, der ehemalige Kammersänger und jetzige Rentier Paul Brandenstein.

Er erschien in der Thür des Erkerzimmers, das als Eß- und Wohnzimmer zugleich diente, mit seinem wundervollen sibirischen Biber drapiert, dem ziemlich milden Wetter zum Trotz. Aber der Biber verlieh ihm Majestät und Nimbus und stand ihm herrlich; er war, in der Photographie wenigstens, solange diese die Schaufenster der Musikalienläden geschmückt hatte, von seiner Person nicht leicht zu trennen; übrigens ein Geschenk des hochseligen Kaisers von Rußland, wie Brandenstein zu versichern pflegte, wobei er dann mit der Rechten, an der ein ver-

blüffend großer Brillant funkelte, ehrfurchtsvoll und zärtlich zugleich über das kostbare Fell streichelte.

„So ganz solochen?“ rief er mit seinem sonoren Baryton, indem er die Rabatten seines Pelzes malerisch zurückschlug.

„Wozu hat man denn seine Söhne, als daß sie einen im Stich lassen?“ rief Achilles, noch voll Aerger über den Ausfall der Partie. „Brav, daß Sie kommen, Herr Strohmann! Dumm Dingen, mache schnell den Spieltisch zurecht!“

„Zuvor hilfst du dem Herrn Kammersänger!“ fuhr Frau Belling das Mädchen an. Und sie segelte in ihrem schiffartig schwankenden Gang auf Brandenstein zu und half ihm zugleich mit Dumm Dingen das Geschenk des Kaisers von Rußland abzustreifen.

„O, aber gnädigste Frau Nachbarin!“ flötete Brandenstein sich wehrend, aber nur schwach. Und eine gewisse Bewegung seiner Oberlippe, die das kurze, senkrecht aufgesteifte, schwarze Schnurrbärtchen zum Vibrieren brachte, schien anzudeuten: O, es haben schon ganz andre Persönlichkeiten zugefaßt! Wir sind es gewohnt!

Er sah Wachtel auffallend ähnlich; dieselbe untersetzte, breitschulterige Gestalt, dasselbe trotz seines Alters frische und kecke Gesicht à la Postillon von Lonjumeau mit dem kurzen, schwarzgefärbten, aufgesteiften Schnurrbärtchen — nur daß er mit diesem Postillonsgesicht statt Champagnerarien Oratorien gesungen hatte. Auch das ganze Auftreten wie gestiefelt und gespornt und stets bereit, mit der famosen Peitsche loszuknallen, während er doch jetzt ganz spießbürgerlich die Gartenspritze hantierte, denn er war, seitdem er sich auf seinem schmucken Besitztum zur Ruhe gesetzt hatte, ein eifriger Blumenfex geworden.

„Ihre Söhne —“ sagte er, die Anklage von Achilles aufnehmend. „Mein lieber Nachbar, danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Sie keine Töchter haben,“ und er legte dabei seine schwere Pranke, die mit dem verblüffenden Brillanten, auf Achilles' eckige Schulter, so daß diese leicht zusammenzuckte.

„Na, Herr Kammersänger," fiel Frau Belling ein, die Journalmappe ordnend, „ich meine doch, mit Ihren Töchtern hätten Sie keine Not gehabt. Kaum auf dem ersten Ball, so waren sie schon vergriffen. Und alle vier so nette Partieen und — und Sie wissen ja selber nicht mal, wie oft Sie Großpapa geworden sind."

„Mit jedem neuen Mal werde ich konfuser und weiß mich nicht mehr zurecht," schmunzelte Brandenstein, und die helle Großpapafreude strahlte über sein Postillonsgesicht. „Aber ich will nunmehr einen Ukas loslassen: Mit dem Abonnement auf den Klapperstorch soll mal aufgehört werden!"

„Wie geht es denn der verehrten Großmama, Herr Kammersänger?" fragte Achilles, nicht ohne listige Absicht, sich zum Ernst zwingend.

„Sie wollen mir uzen, wie der Berliner sagt. Natürlich immer noch auf Wochenpflege. Schreibt sie mir heute, es wäre wohl das Beste, sie siedelte gleich von Isolden, wo sie doch bis jetzt gewesen, zu unsrer Zweiten, der Chriemhild, über, die doch im Januar darauf rechnet. Und natürlich krieg' ich heute die Nachricht, daß auch unsre Jüngste, die Senta ... na, Sie wissen doch, nicht mal mehr durch die Blume, sie genieren sich schon gar nicht mehr, nein, gleich das Datum schon fixiert, wann meine gute Alte kommen soll."

„Pst!" machte Frau Belling, mit einem bedeutsamen Zwinkern nach dem Dummen Ding hin, das eben den Spieltisch rüstete und neugierig aufzuhorchen schien.

„I, wieso?" rief Brandenstein. „Ist da was zu geheimnissen? Sind wir nicht schon längst das Gespött der Nachbarschaft? Villa Großpapa! Und was das Tollste ist: wenn meine Alte mal sozusagen auf Urlaub heimkehrt, so fühlt sie sich nicht mal mehr wie zu Hause. Gleich wittert sie eine neue Nummer und möchte hin."

Lachend setzte man sich an den Spieltisch, und noch lange in das Spiel hinein war das Familienthema im Gang. „Schwiegersöhne — ha, jawohl —" knurrte

Brandenstein, indem er die Karten des Strohmanns in eleganter Rundung ausflitterte. „Eigene Söhne ist ganz was andres. Man stellt sie fest auf die Beine, und wenn sie stehen, so stehen sie —"

„Oho!" wehrte Achilles, seine Karten ordnend; es geschah mit pedantischer Peinlichkeit, als gelte es ein schwieriges Aktenstück zu ordnen. „Damit sie nicht umfallen, stellt man Säulen von Thalerstücken rund um sie herum auf."

„Na, das kannst du aber nicht sagen, Brüderchen, sie haben dich nicht mehr gekostet als andern Leuten ihre Jungens. Und sind noch gut eingeschlagen. Im Gegenteil, Theodorchen war immer ein Muster im Oekonomischen. Bei Fritz ist das Kolonialsche schuld. Sie müssen da spendieren."

„Und dann ist ja auch die liebe Tante da —" fiel Achilles verschmitzt ein, „du gibst, Tant'-Minchen!"

„Hm!" machte Frau Belling; und ihr Bruder warf ihr aus dem offenen Auge einen anzüglichen Blick zu.

„Man gibt ja gerne. — Thut mir leid: Trumpf! — und nochmals! Gerne gibt man — hm."

„Besonders Trümpfe!" johlte Brandenstein.

Hinter Frau Bellings „Hm!" versteckte sich ein wichtiges Geheimnis. Tant'-Minchen galt in der Familie nämlich als Erbtante. Selbst die Söhne hielten sie für wohlhabend, während sie es doch mit nichten war. Ein ganz absonderliches System von Täuschung und sozusagen Notlüge, wie es bei dem Tode des Oekonomierats Belling, der bei Lebzeiten zwar ein stattliches Haus geführt, seiner Frau aber nichts als eine bescheidene Rente hinterlassen hatte, von der Bruderliebe ausgeheckt worden war: „Tant'-Minchen, wenn wir dich für die Besitzerin von geheimen Geldstrümpfen proklamieren und dich für reich verschreien, so bist du's eben. Man ist so ziemlich in den Augen der Menschen das, was man sich hat. Es ist der Jungens wegen. Was ist ihnen Tant'-Minchen — pardon, daß ich es sage — was ist den jungen Leuten eine Tante, die

ihnen nicht mal über ihre kleinen Sorgen und Aengste hinweghelfen kann, heimlich, hinter dem Rücken des Papas, mit einem Griff in den Geldstrumpf? Sie werden dich ja lieb haben mögen ohnedem — denn es sind brave Kerle, gottlob, und das Herz haben sie auf dem rechten Fleck — aber die Autorität, die erhältst du dir nur dadurch.“ Tant'-Minchen hatte sich gesträubt. Das kann man doch nicht! Aber welch ein ganz seltenes Zeichen brüderlicher Vorsorge! Seine Schwester soll nicht für arm gelten, damit ihr, wie die Welt nun einmal läuft, der Respekt erhalten bleibt. — War dies nicht rührend? Man kann es gleichsam Herzensschlauheit nennen. Wohlan, wenn Brüderchen es so beschließt: lassen wir uns als Erbtante einsetzen! Und so ward von beiden Seiten ein strenges Geheimnis gelobt. Bei der Bedürfnislosigkeit der Oekonomierätin, die ihrem Titel mehr als ihr Seliger Ehre machte, wurde es ihr möglich, den imaginären Geldstrumpf in einen wirklich klingenden zu verwandeln, aus dem die Neffenliebe nach Bedarf gespeist wurde.

Im stillen machte es ihr zwar schweren Kummer. Wie werden die Neffen gegen dich sein, wenn es herauskommt? Und darf ich mich selber so betrügen mit dem Schein dieser durch eine Täuschung erschlichenen Liebe? Ach was da! Es sind brave junge Leute; man wird doch den Schein vom Echten unterscheiden können! Jetzt sind sie zwar erwachsen und geborgen. Ist es jetzt nicht an der Zeit, die Täuschung abzustreifen? Doch die jungen Leute werden heiraten — wie stehe ich dann den Schwiegertöchtern gegenüber da? Eine arme Tante, eine überflüssige Tante! Außerdem: darf ich mir, wenn die Wahrheit herauskommt, einen Einfluß auf die Wahl sothaner Schwiegertöchter anmaßen, darf ich sagen: Theodor, die paßt für dich! Fritz, nur keine Schwarzhaarige! Und zu Erich: Geheiratet wird so bald wie möglich von wegen der Hesperiden, wenn ich die Autorität nicht habe? ... Nein, nein, nicht abstreifen den Erbtantennimbus! Nein, wir bleiben, was wir seit fünfzehn Jahren vorgestellt. — — —

Die Partie war im schönsten Gange. Tant'-Minchen hatte sich erhoben, um in der Küche Anordnungen für den Abendtisch zu treffen, als auf der Chaussee eine Equipage heranrollte und vor dem Hause hielt. Vom Souterrain aus, das durch einen Graben vom Niveau der Landstraße getrennt war, hatte man die glänzende Erscheinung dicht vor sich. „Nanu?" rief Tant'-Minchen.

„Es werden die Siemensschen oder die Ravenéschen von Wannsee sein," meinte die Köchin, ein altes, mit der Gesindedienstauszeichnung prämiiertes Faktotum von geschlechtslosem Aussehen.

„Was sollen denn die hier?" antwortete Dumm Dingen.

Ja, es war etwas ungemein Gleißendes und Blinkendes, die Equipage roch förmlich nach Neuheit und modernem Chic; zwei sehr große, silberfunkelnde Laternen beleuchteten den Schweiß, der die feuchten Glieder der beiden prächtigen, ungeduldig die Köpfe werfenden Braunen umwallte.

Und ein zweites „Nanu!" Denn wer entstieg dem Schlag, den ein Diener in Hechtgrau, mit unzähligen Kragenschichten, Hut ab, öffnete — wer? Niemand anders als dieser Schwerenöter von Fritz! Auch er schien zu funkeln und förmlich zu dampfen vor Glück und Erregung. Mit einer nonchalanten Gebärde warf er die kostbare Wagendecke auf den Sitz zurück und schob in seinem vornüber geneigten Gigerlschritt auf die Hausthür zu. Dem öffnenden Dumm-Dingen gab er mit seiner leicht schnarrenden Reserveleutnantsstimme die Weisung, Kutscher und Diener ja nur mit Flaschenbier zu versorgen: „Ist doch wohl Echtes da?"

Die Köchin war ganz starr: Echtes für die Dienerschaft? Mein Gott, was ist denn nur los?

Jetzt kam Fritz mit offenen Armen auf seine Tante zugeschritten und umarmte sie, diesmal ohne einen Anflug der gewohnten parodistischen Uebertriebenheit: „Tant'-Minchen, du kannst mir gratulieren — ich habe mich verlobt!"

„Du—u?! Aber Fritz!“ Es war wirklich der helle Schreck, der ihr in die Glieder fuhr. Sie spürte ein förmliches Knicken in den Knieen.

„Aber, Tant'-Minchen, so freu dich doch! Hast mich wohl nicht verstanden? Verlobt! — riesig, sag' ich dir!“ Und gegen den Respekt schlug er ihr mit dem flach gepreßten Handschuhpaar auf den feisten Nacken, daß es klatschte.

„Ver—ver—verlobt?! O Gott! Und da nimmst du dir — nimmst du dir — so eine Equipage?“

„Ich hätte sollen einen Extrazug bestellen — der Schwiegervater hätte ihn schon berappt. Ein urgemütlicher Kerl, sag' ich dir —“

Seinen Schwiegervater nennt er „Kerl!“ Fritz hatte offenbar getrunken; er prustete die Worte heraus, und seine Augen — die gewissen, leicht vorquellenden Augen von Tant'-Minchen — flackerten. Was sie also immer gefürchtet hatte: sie haben ihm mit Sekt zugesetzt, und dann ist er überrumpelt worden ...

„Und si—e?“ meckerte sie angstvoll, noch immer mit gepreßtem Atem. „Sie? — Die — die ...“

Sie brachte das Wort „Braut“ nicht heraus, als zerrte sie sich damit ein Stück aus ihrem Herzen, und es thäte gar zu weh.

„Na, ich sag' dir — famos, Tantchen!“ rief Fritz mit seinem trompetenden Organ. „Jung, hübsch — reich. Das heißt: hübsch — es gibt viele, die sie sogar schön titulieren. Aber das kann ich doch nicht von meiner eigenen — Braut sagen, nicht?“

Man sah ihm an, wie ihm das neue Wort förmlich schmeckte auf seiner Gourmetzunge — eine ungewohnte Delikatesse.

„Meiner eigenen Braut —“ wiederholte er laut, daß es in dem Korridor erdröhnte, und mit rascher Bewegung streifte er den Ueberzieher ab, der einen schwarzen Perserkragen hatte. Er stand da in Frack und weißer Binde, im Knopfloch blinzelten ein paar bunte Bänder — Süd-

amerikaner und Ostasiaten, wie sie auf das kaiserliche Kolonialamt herabregnen. Gegen das Uebermaß weißer Wäsche sah ein feistes, vom guten Diner echauffiertes Gesicht, das ein kleines, leicht gekräuseltes, hellblondes Schnurrbärtchen zierte, wie illuminiert aus. Der Renommierschmiß über der rechten Wange glühte dunkelrot.

„Na, was macht denn Papa? Wie geht es ihm?“ Dies vor dem Toilettenspiegel, wo er sich den Scheitelmeridian auf seinem bedenklich glänzenden Schädelglobus mit zwei Bürsten leutnantsmäßig zurecht strich. „Apropos, Tantchen, was Papa anbelangt, ich kenne darüber die Bestimmungen nicht — da muß ich doch wohl sozusagen erst feierlich anfragen, ihn sozusagen um seinen Segen bitten, ihm nicht sofort mit dem fait accompli — ja, ja, ja, es ist so der Gebrauch —“

„Man bespricht dergleichen mit seiner Familie, Fritz —“

„Ohoho! Du bist bös?! Aha, weil ich dich nicht vorher konsultiert, äh? Großartig! Es kam so fix, sag' ich dir. Nach dem Diner —“

Das ist es ja eben! schienen die einkneifenden Lippen der Tante zu sagen.

„Ich nahm einen Anlauf, eins, zwei, drei — war ich drin in der Verlobung.“

Und er machte eine Geste mit beiden emporgestreckten Händen, als gelte es einen Kopfsprung ins Badewasser.

„Also böse? I! Was wirst du erst für ein Gesicht machen, wenn ich dir sage: schwarz. Du rietest mir immer davon ab. Ein süßer, kleiner, lustiger, schwarzer Teufel, versichere ich dich!“

„Herrgott, wie er von seiner Braut redet!“

„Na, also nun Papas Segen! En avant!“

Er schob Tant'-Minchen vor sich her durch die Thür; dann, indem er in jovialer Zärtlichkeit seinen Arm um ihren Nacken geschlungen hielt, durchschritt er den dunklen Salon, schlug die Portiere zurück und rief ins Eßzimmer hinein: „'n Tag. Papa! Das Neueste: Tant'-Minchen ist wütend, weil ich mich verlobt hab'!“

„Ach, was soll denn das?“ wehrte diese. „Du hast immer Unsinn im Kopf!“

Achilles war eben am Mischen, er erhob sich, je eine Lage Karten in den Händen, und rief: „Nanu!“ Jedenfalls ein Familienwort der Achilles-Sippe.

Fritz nahm ein feierliches Air an, räusperte sich, schob ein paar Schritte gegen den Spieltisch hin, machte eine etwas gönnerische Verbeugung gegen Brandenstein und begann in dem Ton, in dem man einem Vorgesetzten ein Gesuch vorträgt: „Lieber Vater, ich bitte dich hiermit um die Erlaubnis, mich verloben zu dürfen — respektive es schon gethan zu haben —“

„Aber Junge!“ rief Achilles, die Karten hinwerfend.

„Bravo!“ rief Brandenstein, die dicken Pranken, jedoch ohne einen Klatschton, zusammenklappend.

„Mich verloben zu dürfen, und zwar mit der Jungfrau Dorothee ... alle Wetter noch mal, Unsinn! Das ist ja doch die Schwester! Irmgard heißt sie — wie ist es möglich! —“ und er brach über diesen komischen Lapsus in ein helles Frühschoppengelächter aus.

„Na, daß du sogar die Schwestern verwechselst —“ kicherte Achilles. „Am Ende hast du auch den Familiennamen vergessen, wie?“

„Koppenberg — Irmgard Koppenberg, älteste Tochter des bekannten Stadtrats —“

„Mir nicht bekannt, das heißt ...“

Fritz unterbrach den Vater: „Ihr könnt mir getrost gratulieren. Vielfacher Hausbesitzer und reizende Leute — und das großartige Palais, das sie am Kurfürstendamm ganz solo bewohnen —“

„Na, das freut mich — komm mal her!“

Und Achilles breitete die Arme aus, um seinen Sohn zu umarmen: „Meinen Segen, wenn dir an dem gelegen ist — gerne, gerne! Also Irmgard und nicht Dorothea? Und Koppenberg? Bloß? Ich dachte schon, du würdest dir eine ‚von‘ erwählen, du hältst doch sonst auf so was —“

„I — Papa — sie wird ja doch Achilles heißen.“

„Koppenberg — Koppenberg —" meinte Brandenstein. „Der Name ist mir doch geläufig —"

„Eine alte Berliner Patrizierfamilie!" fiel der Assessor hastig ein, doch der Schmiß auf seiner Wange ward noch um eine Nuance röter und dementierte die Patrizierfamilie.

„Einen Koppenberg kannte ich; er machte in Pflastersteinen und wurde riesig reich dabei," meinte Brandenstein.

„Die Koppenbergschen Pflaster hatten die Ehre, die ganze Umgebung des königlichen Schlosses zu belegen," schnarrte der Assessor, wie Schweigen gebietend. Und um das ihm jetzt nicht genehme Gespräch völlig abzuschneiden: „Uebrigens habe ich sie gleich mitgebracht." Mit einem triumphierenden Schmunzeln zog er aus der Brusttasche eine Photographie und reichte sie, ohne sie anzusehen, seiner Tante.

Diese nahm sie, that einen Blick darauf, fuhr mit der Hand über die Augen. „Ich weiß nicht, da muß ich mir doch erst meine Brille ..." wisperte sie.

„Ich werde sie dir holen, Tantchen! Hier ist sie schon!"

Jetzt hielt der neue Schwiegervater das Bild, und Brandenstein sah ihm über die Schulter. In des Geheimrats Gesicht geschah ein Wetterleuchten, sein bewußtes Linkes blinzelte stark, als gälte es, einem besonders schwierigen Rechenfehler nachzuspüren.

„Na?" entfuhr es dem Bräutigam ungeduldig. „Warum brechen sie denn nicht in helles Entzücken aus?"

„Reizend! Sehr nett!" flötete der Kammersänger in einem Ton, der die offenbare Ironie bedeutete.

„Das heißt," begann Achilles. „Hör mal ..."

Tant'-Minchen hatte sich die silbergerandete Brille aufgesetzt und nahm das Bild abermals in die Hand. „Aber, mein lieber Gott!" rief sie aufschreckend.

„Sie ist doch noch sehr jung, nicht?" preßte Achilles hervor, verlegen schmunzelnd.

„Na, doch zwanzig Jahre, Vater."

„Mit solchen Zöpfen, ich bitt' dich, Fritz!"

„Wieso?“ rief dieser ganz verblüfft und entriß der Tante das Bild, brach aber sofort in eine wiehernde Lache aus. Es war die Photographie eines Backfisches, sehr lang gestengelt, mit einem kleinen Streichhölzchenkopf, den ein breiter Mund in zwei Hälften schnitt. Zwei Zöpfe mit Riesenschleifen hingen über die eckigen Schultern.

„Das ist ja der Backfisch von ihrer Schwester — hahaha! Ich muß mich vergriffen haben!“

„Famos!“ riefen Achilles und Brandenstein gleichzeitig.

„Nein, nun weiß ich; da ist ein Filou von einem jüngeren Bruder; er steckt voll Schabernack, und sie nennen ihn das Terribelchen. Der hat sich den Scherz erlaubt und die Photographieen vertauscht.“

„Du scheinst da in eine sehr verwechslungsfähige Familie hineingeraten zu sein,“ scherzte Achilles. „Nun mußt du sie uns schon selber bringen, hörst du?“

„Gleich morgen, Vater.“

„Am Ende ist sie auch gar nicht mal schwarz, wie du sagst —“ fragte Tant'-Minchen.

„Thut mir leid, Tantchen, und was für wundervolle Chevelure! Und die Augen, die solltest du sehen —“

„Na, na, du bist ja ganz Feuerchen. Wenn du nur glücklich wirst,“ sagte Frau Belling. Ihre Stimme vibrierte. „Auch bestellst du ihr, deine alte Tante freute sich sehr, sie kennen zu lernen. Hör mal, und ich will hoffen, ihr werdet eure alte Tante nicht ganz in die Rumpelkammer werfen. Eine Equipage hat sie ja nicht, auch kein Palais auf dem Kurfürstendamm. Aber was sie hat, darüber sollt ihr verfügen —“

„Na, na, na —“ wehrte Achilles, „nur nicht so voreilig, die andern zwei sind auch noch da!“

„Nämlich ein Herz,“ fuhr Tant'-Minchen mit salbungsvollem Ton fort, während sie mit dem Rücken der Rechten über ihre Augen fuhr, „ein Herz, das euch Jungens ein richtiges Mutterherz ersetzt hat, ja, weiß Gott, das hat es! Ein Mutterherz kann sich nicht so sehr gebangt haben um



ihre zukünftigen Schwiegertöchter, wie ich es gethan, schon seit du Assessor bist und Theodor Premier. Und nun scheint ja alles gut zu werden. Komm mal her!"

Mit kaum verhaltenem Schluchzen schmiegte sie ihre breite Schultermasse gegen die Brust des glücklichen Bräutigams.

„Wir reden noch miteinander, Tantchen," sagte er, und klopfte ihr in seiner jovialen Beschützerart auf den Nacken.

Er hatte nämlich ein Anliegen, das ihn drückte. Auf der ganzen Fahrt hierher durch den schweigenden Grunewald hatte ihn die Sorge nicht losgelassen. Es war das Brautgeschenk! Einer solchen Familie gegenüber darf sich ein Assessor aus dem Auswärtigen nicht „schofel" zeigen. Papa ist altmodisch und kleinstädtisch. Er begreift dergleichen nicht. Er hat Mama'n sicher nur eine Bernsteinbrosche zur Verlobung geschenkt. Unter einem Brillantarmband geht es hier aber nicht. Tant'-Minchen kann schon, wenn sie will! In diesem Falle wird sie nicht knauserig sein und recht tief in die Stahlkammer ihres braven Herzens greifen ...

„Wir werden dich ganz gewiß auf den Händen tragen," beteuerte er; seine Stimme tremolierte. Und mit wonnigem Entzücken bemerkte Tant'-Minchen, wie dem guten Jungen bei diesen Worten die Augen feucht schimmerten. Nein, es war keine Täuschung! Sie hatte es ihm fast nicht zugetraut.

Drittes Kapitel.

Man hatte sich zu Tisch gesetzt und Papa Achilles eben den Toast auf das junge Paar ausgebracht ... „Möge das Andenken deiner guten Mutter seinen Segen über eure Verbindung breiten!" Da klingelte es. Gleich darauf klirrte Theodors Säbel auf der Steinfliese des Korridors.

„Als ob er's geahnt hätte!" meinte Tant'-Minchen.

„Da kommt die Bombe gerade zur rechten Zeit!" rief Fritz dem eintretenden Bruder entgegen. „'n Tag, Bombe! Hast du deinen neuen Mörser mitgebracht? Es gibt Viktoria zu schießen!" Dies eine Anspielung auf Theodors Kommando beim Artilleriekomitee.

Der Angeredete hatte durchaus nichts Bombenmäßiges. Er war das Ebenbild seines Vaters, ins Militärische übersetzt, und das Gegenstück des Assessors, der mit seiner feisten Bonvivantfigur eher den Bombentitel verdient hätte. Das bis auf den Schnurrbart rasierte Gesicht, ins Spitze profiliert, war durch die Bureauluft und durch die Anstrengung der geistigen Arbeit gebleicht und ließ die soldatische Frische vermissen; es würde später dieselben lockeren Falten werfen, wie das des Vaters. Doch die hellblauen Augen blitzten energisch und fest, ohne eine Spur des Zwinkerns, und die ganze Art des Auftretens sagte in ihrer gemessenen Bestimmtheit: Ich weiß, was ich will!

Er war im Waffenrock; auf der linken Brustseite schimmerte die Rettungsmedaille am gelben Bande, das einzige, was sie an Dekoration aufwies.

„Na, das trifft sich aber mal!" sagte Achilles. „Komm schnell her und stoß mit deinem Bruder an!"

„Denk dir: verlobt!" rief Tant'-Minchen. „Ganz plötzlich!"

Fritz hatte sich erhoben und schritt auf seinen Bruder zu. „Kannst mir schon gratulieren! Famos, sage ich dir!"

Warum schlug der Bruder denn nicht sofort in die dargebotene Hand ein? Steht da mit der offenbaren Miene eines Verdutzten, ganz gegen seine sonstige resolute Art. „Verlo—obt, du—u?"

„Na, ja doch! Das Wägelchen draußen gehört meinem Schwiegervater. Er hat noch mehrere solche — und überhaupt! Ah, Pardon, daß ich dich nicht vorher um Erlaubnis gebeten! Tant'-Minchen hat es mir schon übel genug genommen."

„O, ich gratuliere! Wünsch' dir von Herzen Glück!"

sagte Theodor, sich aus der kurzen Verblüffung aufraffend.

„Fräulein Koppenberg!" meldete Fritz, „Irmgard Koppenberg, älteste Tochter des bekannten Stadtrats und Rentiers."

„Ei!" stieß Theodor aus mit offenbar abwesenden Augen; er hatte etwas auf dem Herzen.

„Na, nun bist du dran, Theodorchen!" kicherte Tant'-Minchen. „Auf deine bin ich aber neugierig, duchen! Du wählst nach dem Herzen, das bin ich sicher."

„Hab' ich etwa nicht, äh?" näselte Fritz. „Bitt' mir sehr aus!"

Theodor, der offenbar gar nicht gehört hatte, näherte sich jetzt dem Vater, schlug die Hacken zusammen, daß die Sporen klirrten, und sagte mit pedantischer Feierlichkeit: „Darf ich dich auf einen Moment inkommodieren? Ich habe mit dir zu sprechen —"

„Es ist die neue Zündvorrichtung, Pa—," fiel Fritz ein, schnodderig, wie immer. „Her damit, er wird nichts an die Franzosen verraten!"

„Was hat er nur?" fragte die Tante ängstlich, zu Theodors schlanker Gestalt aufblickend.

„Es thut mir leid, wenn ich stören sollte," sagte Herr Brandenstein, mit der Miene, sich zu erheben.

„I wo! Bleiben!" befahl Achilles. „Aber nun sagt mal, Kinder, was sind denn das für Geschichten? Sprechen willst du mich? Ein Geheimnis? Gerne will ich . . . was hast du nur?" Und seinen Aeltesten mit gewaltigem Blinzeln anschauend, platzte er los mit der Frage: „Du hast dich doch etwa nicht auch verlobt?"

„Noch nicht, Vater! Hinter deinem Rücken jedenfalls nicht. Aber ich bitte pflichtschuldigst und ehrerbietigst um Erlaubnis, mich — mich — verloben zu dürfen."

„Junge!" rief Achilles zurückprallend. Brandenstein stieß einen lauten Pfeifton aus.

„Holdio!" johlte Fritz.

Tant'-Minchen sank, wie zusammenklappend, in den

Sessel. Diesmal hielten sie die Kniee nicht — es war zu viel! Und ein Aufschrei erstarrte auf ihren Lippen.

„Wer denn? Wieso denn?“ stotterte Achilles ganz verblüfft. „Beide auf einen Tag, Jung's, hört mal!“

„Laß dich umarmen, Bruderliebe!“

Theodor wehrte sich mit einer offenbar verweisenden Miene gegen diese nonchalante Auffassung seines jüngeren Bruders. Und zum Vater gewandt: „Verzeih! — Wenn ich denn nun anhalten würde und die Einwilligung ihrer Eltern nicht kriegte ... und vor allem erst die deinige, Vater.“

„Sicherheitskommissarius!“ trompetete Fritz. „Eins — zwei — drei, Courage! — so ist die Verlobung perfekt. Abschlagen ist nicht. Ein Kerl wie du! Wäre eine Beleidigung für die ganze Familie!“

Endlich fand auch Tant'-Minchen das Wort wieder. „O, ich weiß — weiß — es wird eine von den drei hübschen Mädels deines Generals sein, nicht?“

„Und mit einer bin ich sogar seit heute mittag einig geworden,“ gestand Theodor, und siehe da, eine fast schämige Röte flog über seine hageren Wangen.

„Seid ihr? Man zieht gemeinsam an einem Knallbonbon, und paff! ist die Verlobung da!“

„Ach, laß doch den ewigen Unsinn, Fritz!“ zeterte Tant'-Minchen.

„Also General von Bläser?“ fragte Achilles.

„Bloß Bläser,“ berichtigte Theodor.

„Nun also, General Bläser, Chef eures Artillerie-komitees. Meine Einwilligung — selbstverständlich, na ja! Und wie ich dich kenne, thust du nicht einen Schritt, ohne ihn dir vorher zu überlegen. — Erst wägen, dann wagen! Und die Liebe ist der beste Kompaß.“

„Wie heißt sie denn mit Vornamen, Theodorchen?“

„Tante, ich bitte dich —“

„Sagtest du nicht mal, die Jüngste hieße Antonie. O, den Namen hast du öfter genannt. O, ich habe feine Ohren! Antonie ist hübsch und apart. Toni wirst du sie

nennen, nicht? Aber mein Gott, was ist denn das?! Zwei Verlobungen an einem Tage!"

Eine plötzliche Rührung übermannte sie, sie erhob sich, warf sich an die Brust ihres ältesten Neffen und begann zu weinen. „Wenn ihr wüßtet —" schluchzte sie, „kein Mutterherz kann sich mehr bangen und sorgen. Und dann auf einmal seid ihr da mit eurer Verlobung, zwei auf einen Tag. O Gott, nein, ich hatte es mir ganz anders gedacht ..."

„Du warst immer für das Pianosche, Tant'-Minchen," unterbrach sie ihr Bruder.

„Herrschaften!" rief Fritz, „ich denke, wir gehen zur Tagesordnung über. Theodor ist so gut wie verlobt. Ich bin es komplett. Wie wäre es, Herr Geheimrat, wenn Sie ein Fläschchen aus einem gewissen moussierenden Winkel springen ließen — aber kein Achilleischer, bitt' mir aus!"

Dies eine Anspielung auf eine gewisse invalide Maschine, die einst zur Bereitung kohlensäurehaltiger Limonade gedient hatte. Fritz hatte sie höhnend die „Champagnerkelter" getauft.

„Darf ich? — Na, natürlich!" Und ohne erst die Einwilligung des Vaters abzuwarten, entnahm er dem Schlüsselschränkchen einen Schlüssel und verschwand. Mit je einer Flasche rotgekapseltem Mousseux — er war dem alten Herrn ärztlich empfohlen — erschien er dann wieder unter der Portiere und befahl dem Dummen Ding: „Zünden Sie, bitte, den Kronleuchter an, Alwine! Es sind zwei Bräutigämmer im Haus! Na, was stehen Sie und gucken! Schnell die Sektgläser her, und zwar die Stengel!"

Brandenstein, der immer wieder am Aufbrechen war, ließ sich nun bereden, zu bleiben. Als Gast des Hauses wollte er einen Toast auf die beiden Brautpaare ausbringen, wogegen sich Theodor ernstlich widersetzte. Es muß erst alles seine Ordnung haben! Man muß den Instanzenweg streng innehalten. Es reute ihn, daß durch sein eigenes Verschulden die wichtige und für ihn

herzbewegende Angelegenheit so profaniert worden war. Desto freudiger stieß er auf das Verlobungsglück seines Bruders an.

Dieser sprang plötzlich auf: „Herrgott, die Pferde warten! Ich hatte ganz vergessen. Und meine Braut wartet. Nur schnell hin zu euch und dann gleich wieder zurück, um ihr eure Einwilligung zu verkünden!“ Und er that so, als ob ihm diese Einwilligung die Hauptsache wäre — der Heuchler!

„Wie bist du denn herausgekommen, Theodor?“ fragte der Vater.

„Nun, wie denn? Per Bahn. Es paßte gerade so schön mit dem Abendzug.“

„Du kannst mit mir hineinfahren, Theodor,“ sagte Fritz, mit dem Bemühen, das Protzenhafte, das immer schon, auch vor dieser Verlobung, in ihm gesteckt hatte, im Tone wenigstens zu unterdrücken. „Der Wagen ist ja da — er federt prächtig, ich sag' dir, im Nu sind wir in Berlin.“

Doch seine Miene sagte deutlich genug: Du armer Kerl fährst mit der Eisenbahn und heiratest eine Generalstochter, und nicht einmal eine „von“ — und jedenfalls ohne Vermögen.

Da klingelte es abermals. „Herr Erich ist da!“ meldete Dumm Dingen.

„Potztausend!“ entfuhr es Achilles.

Tant'-Minchen stieß einen hellen Schrei aus und sprang auf, mit den Armen fuchtelnd: „Der auch noch?“ kreischte sie. „Dreie?! Es ist zu viel! Es ist zu viel!“

Und sie stürzte Erich entgegen. „Du hast dich verlobt!“ zeterte sie ihn an, ganz außer sich. „Ja, du hast! Ich weiß, du wirst ganz rot!“

Der Künstler wußte nicht, wie ihm geschah. Sein hübsches, sympathisches Gesicht, das durch den glänzenden Blick seiner großen Augen beherrscht schien, war allerdings errötet, eine Angewohnheit, die wohl dem Mangel an Umgang mit Menschen entstammte; er war von Kind an

wortkarg gewesen und hatte den Umgang mit seinen Gedanken allem andern vorgezogen.

„I—i—ich — Tante?!“

„Ja, du! Leugne es nicht! Du wie deine beiden Brüder . . .“ Die Stimme versagte ihr. Es war allerdings zu viel. Ihre armen Nerven! Und in einem hysterischen Anfall schluchzender Ergriffenheit stürzte oder vielmehr schwankte sie mit vollem Segelgang hinaus.

Erich nahm die Nachricht von den beiden Verlobungen anscheinend mit herzlicher Freude auf. Er leerte auch ein paar Gläser, verfiel aber bald wieder in seine schweigsame Art, der man jedes Wort gleichsam herauswinden mußte.

„Duchen, meine Braut will sich natürlich von dir malen lassen,“ sagte Fritz; er konnte sich ja jetzt gestatten, den Mäcen zu spielen.

„Hm!“ machte Erich. „Nur nicht gleich jetzt, ich habe furchtbar zu thun!“ Und er ruckte mit einem Gefühl der Unbehaglichkeit auf seinem Stuhl.

Bald nachher die Frage von Theodor: „Die jungen Damen“ — er drückte sich vorsichtig aus — „haben mich heute gefragt, ob sie einmal dein Atelier sehen dürften?“

„Gern, gewiß — das heißt, zu sehen ist eigentlich nichts. Die paar orientalischen Lappen —“

„Auch müßtest du eine gewisse Purifikation vornehmen,“ meinte Fritz. „Bisher war dein Atelier eigentlich nur Junggesellen zum Besuch zu empfehlen. Was macht deine Hesperide?“

Erichs Augen zuckten auf, und wieder fuhr das verräterische Rot über seine von einem Flaum beschatteten Wangen.

„Nun, nun, ich meine die gemalte —“

„Welche sonst?!“ Es war fast eine strenge Abweisung im Ton: daß mir keiner die anrührt, die — andre, die wirkliche!

Wäre Tant'-Minchen dagewesen, sie hätte ihm auf den Kopf zugesagt: Du, mit dieser Hesperide ist etwas nicht ganz richtig!

„Wir sind doch wohl mit einem Zug gefahren, Erich?“ fragte Theodor. „Und haben uns nicht gesehen?“

„Ich habe noch einen Umweg durch den Wald gemacht. Hat man so den ganzen Tag gearbeitet, so dampft einem der Kopf, und man verlangt nach Bewegung.“

Er strich mit der Hand über die edel ausgearbeitete Stirn; ein „Ah!“ entfuhr ihm, und er warf den Kopf mit dem dichten, leicht gewellten Blondhaar nach rückwärts, als wolle er etwas von sich schleudern, irgend eine Sorge, eine Einschränkung, ein Vorurteil.

Fritz war aufgestanden; es schien ihm jetzt die richtige Gelegenheit, Tant'-Minchen in der bewußten Angelegenheit zu sprechen. Mit seinem Knöchel klopfte er an ihre Stubenthür: „Tant'-Minchen, bist du da?“

Es war kein Licht im Zimmer, nur der blasse Schein eines ersten Mondviertels, der durch die entlaubten Aeste des Gartens lugte, erfüllte den Raum mit fahlem Dämmergrau. Dort an der Wand, neben dem Fenster, stand das alte Schreibpult von Kirschbaum, der geheimnisvollste aller Arnheims, in den außer dem der Besitzerin noch kein sterblicher Blick eingedrungen. Aber es barg verheißungsvolle Schätze — davon sich nur die schüchternen Proben in Gestalt von allerlei altertümlichen Schächtelchen, abgelegten Portemonnaies und vergilbten Börsen ans Tageslicht hervorwagten, um zuerst die kleinen Kindergelüste mit Groschen und Pfennigen, dann die Budgetnöte der jungen Leute mit größeren Geldstücken zu befriedigen. Dazu die hübschen Ermahnungen, die Tant'-Minchen aus dem immer nur vorsichtig gelüfteten Deckel hervorflattern ließ! Es war wie ein lebendes Wesen, das die Ehrfurcht herausforderte: auf der Platte stand eine zwischen Alabastersäulen hängende Uhr, deren Ticktack jedenfalls das Herz des alten Möbels darstellte. Jetzt aber klopfte dies Herz besonders laut: ahnte es, daß dem kirschbaumenen Organismus eine ganz besonders aufregende Attacke bevorstände? Ueber der Uhr hingen verschiedene Ovalbilder um das große Pastellporträt des Oekonomierats gruppiert;

ein silberner Brautkranz unter Glas schillerte deutlich im Mondlicht.

Auf Fritzchens Ruf raschelte es auf dem Sofa: „Die Nerven — es sind die Nerven, Fritzchen!“ klagte die Tante. „Es ist mir so in die Glieder gefahren — und wahrhaftig, als ich Erich sah ...“

„Du kannst dich vollkommen beruhigen, Tant'-Minchen. Es bleibt bei zweien. Der — und verloben! Dazu hat Erich gar nicht die Courage.“

„Obgleich er zehnmal eher eine Frau ernähren könnte als ihr beide.“

„Na ja, Tantchen — laß mich erst Gouverneur von Groß- oder Little-Dingsda sein!“

Er wußte, daß dergleichen ausländische Avancementsaussichten Tanten stets weich stimmten, wegen der Trennung.

„Also gottlob, Erich nicht! Sieh mal, Fritzchen, mit euch beiden kam es auch gar zu plötzlich! Man muß es sich doch erst zurechtlegen! — Wenn ihr nur glücklich werdet, Fritzchen!“

„Für mich bürge ich, ich kann es dir sogar zuschwören, und wenn Theodor, das weißt du, glücklich werden will, so wird er's.“

Dann nach einer Pause, während deren das Herz des geheimnisvollen Kirschbaummöbels schneller zu ticktacken schien: „Sag, Tantchen, ich hätte mit dir zu sprechen.“

„Hättest du?“ Ganz glücklich klang der Ton ihrer Stimme. O, man hat also doch noch mit ihr zu sprechen!

„Hör mal, Tantchen, ich weiß nicht, ob es zu eurer Zeit schon Mode war, wenn man sich verlobt hatte, daß man sozusagen die Geschichte mit einem hübschen, kleinen Brautgeschenk besiegelte —“

„Allerdings. Mein braver Belling schenkte mir die Granatbrosche, das Hufeisen, das du kennst. Hufeisen bringen Glück, wie du weißt. Und brachte es auch.“

Also doch wenigstens Granaten und kein Bernstein, dachte Fritz. „Was meine Braut anbelangt, so weiß ich

bestimmt, daß mir ein riesig großartiges Cadeau zugedacht ist. Ein Brillantsolitär als Busennadel, so was, aber das macht alt — besser also ein kostbarer Skarabäus als Ring —"

„Was ist das, Fritzchen?"

„Es ist altägyptisches Ungeziefer, das als heilig verehrt wurde."

„Oh!"

„Und so ein Skarabäus von einer königlichen Mumie dreißigster Dynastie — Friedländer faßt sie wunderbar — ist etwas ungemein Schneidiges."

„Das Solitärsche wär' mir lieber, Fritzchen."

„So sind also die Koppenbergs. Immer das Nobelste. Und da kann ich mich doch nicht schofel erweisen, das siehst du ein. Muß mich anständig revanchieren. Wir Achilles müssen da schon etwas springen lassen —"

Vom Sofa her kam ein gewisses langgezogenes Aufseufzen. Fritz kannte es, es war die Musik, die den Gang zu dem „Kirschbaumenen" einzuleiten pflegte.

„Granatbroschen waren zu deiner Zeit Mode," fuhr Fritz fort, „und sind auch ganz hübsch, heutzutage aber ... das heißt, es gibt da ja kein Gesetz. Was die Umstände erheischen, muß eben geleistet werden. Weißt du, unter einem hübschen Armband: Opal mit Brillanten, so was, kann ich es wohl nicht thun?"

„Herrgott!"

„Du erschrickst, Tantchen!" Und er hob seine Stimme und ging nun gerade auf sein Ziel los. Was der alte Rappelkasten von einer Familienuhr nur so einen mörderlichen Spektakel macht! „Wie du weißt, kann ich es von meinen Diäten nicht leisten. Was mich bloß die Krawatten und die Trinkgelder kosten! Papa hat kein rechtes Verständnis für so was. Da dachte ich sofort an dich."

„Und wieviel, Fritzchen?" kam es wie das Zirpen eines kranken Heimchens von der Sofaecke her.

„Was ich so beiläufig von solchen Chosen in der Friedrichstraße gesehen — ich glaube, fünf bis sieben werden wir wohl anlegen müssen —"

„Hundert!?“ ergänzte Tant'-Minchen, Ausrufungs- und Fragezeichen zugleich im Ton.

„Du dachtest doch nicht tausend? Aber Tantchen!“ Und plötzlich flog ihn die Frage an: Sollte sie wirklich so situiert sein, daß sie sich sogar zu Tausenden aufschwänge für ein Brautgeschenk? Dann hätte sie allerdings bisher ganz schmählich die Geizige gespielt.

„Tausend, was du denkst, Fritz!“ Und es ward ihr ganz heiß bei dem Wort. Schreck und Glück zugleich: — sie, die Neffen, ahnen also wirklich nicht?

„Natürlich würde ich es meiner Braut gleich andeuten, daß das Geschenk eigentlich von dir stammt.“

„Würdest du? Grüß sie und küß sie von mir recht herzlich! Sag ihr, die alte Tante hätte zwar nicht viel . . .“

„Aber ihr gutes Herz!“ ergänzte Fritz, „wäre mehr wert als eine Million. Ich danke dir, Tantchen!“

Er tastete nach ihrer Hand, um sie zu küssen.

„O!“ wehrte sie, als wenn sie dann fest verpflichtet wäre. „Du weißt, ich muß mir doch erst überlegen. Es kam alles so plötzlich — man wird ganz wirr im Kopf.“

Er kannte das von früher: zuerst die Attacke, dann das Erschrecken, dann das Ueberlegen.

„Soll ich dir Licht machen?“ Als wenn dann das Ueberlegen schneller von statten ginge.

„Ich danke dir. Geh und laß mich! Wir sprechen uns nachher noch!“

Nachdem Fritz die Thür geschlossen hatte, zündete sie einen Wachsstock an, und mit einer Energie, die sie selbst in diesem Falle verwunderte, schloß sie das Schreibpult auf und zog den Deckel halb in die Höhe. Sonst vor zwanzig, vor zehn, ja vor noch kleineren Zahlen hatte sie gezaudert. Und heute fünfhundert! Sie waren da, o, sie waren da! Aber sie hatte nie geahnt, daß gerade diese fünfhundert jemals angegriffen würden vor der Zeit. Doch Fritz hatte recht: die Ehre der Achilles ist im Spiel. Und der Respekt, den sie dann genießen wird! Der Nimbus,

der sie umstrahlen wird! Jede Spur eines Verdachtes ist dadurch für immer beseitigt. Und man wird sie auf den Händen tragen, die gute, die generöse Tante. Es überrieselte sie warm und wohlig, ihre Augen glänzten seltsam freudig, und ohne daß ihre Hand bebte, wie es sonst der Fall war, wenn sie einer der vielen Schubladen des Tisches ein Schächtelchen oder ein Döschen entnahm, in dem die paar ersparten Münzen klapperten, griff sie in das oberste Fach und holte unter vergilbten Papieren ein in Pappe, jedoch mit Goldschnitt gebundenes Büchlein hervor. Es war Tiedges Urania. Sie schlug es auf, nahm einen Geldschein daraus, blätterte weiter und nahm einen andern, und so fort, bis das Gedichtbuch seines kostbaren Inhalts entleert war. Nein, am Titelblatt klebte noch, mit Siegellack angeheftet, ein Stück. Doch es war nur ein vergilbtes Blatt Papier, das die Aufschrift hatte: „Inhalt dieses Buches ist dazu bestimmt, die Kosten meiner Beisetzung zu bestreiten.“

Viertes Kapitel.

„Wohnen hier der Herr General Bläser?“

Eine dumme Angewohnheit des Geheimrats, noch von Potsdam her, Vorgesetzte und sogenannte Respektspersonen mit dem Majestätsplural zu traktieren.

Der Portier, grob und ungefällig, wie alle Berliner Pförtner, antwortete knurrend aus der Tiefe seiner Kellerwohnung: „Bläser — drei Treppen!“

Rundweg „Bläser“ — und ein königlich preußischer General und Präses des Artilleriekomitees! So sind sie jetzt, besonders in Berlin! Wie winzig würde erst vor dem knurrenden Schuster da unten sein „Geheimrat“ gelten und der Kronenorden dritter . . .

Langsam stieg Achilles mit seiner Schwester die weißmarmorne Treppe hinan, über die ein Kandelaber mit

opalisierender Glocke eine blendende Lichtflut ergoß. Vom Hochparterre an begann dann die gewöhnliche enge, knarrende Holztreppe.

„Das wollen wir uns nicht weismachen," keuchte der Geheimrat — „viere sind's schon, das Hochparterre ist eben die Mogelei."

„Viere sind's!" stieß Tant'-Minchen hervor, außer Atem, und sie ließ sich auf dem Rohrstuhl in der Ecke am Fenster nieder, um zu verprusten.

Welch ein Gegensatz der Verhältnisse! Sie kamen soeben vom Kurfürstendamm, wo bei einem verblüffend splendiden Diner die Verlobung von Fritz und Irmgard Koppenberg gefeiert worden war.

Den beiden alten Herrschaften fehlte heute der Nachtischschlaf. Die ungewohnte Ueppigkeit des Diners, der Lärm und der Glanz der Feier hatten ihnen zugesetzt. Und nun noch dieser zweite Besuch! Zwei Schwiegertöchter ist wirklich etwas viel! Auch gilt es, sich mit dem Gegensatz abzufinden. Dort hatte Fritz, wie er es nannte, sein „Millionärchen gefischt" — hier hatte Theodor einer Herzensneigung altmodischster Art nachgegeben. Und der vierte — offiziell dritte — Stock bestätigte es deutlich: von Vermögen ist hier keine Spur, und dies Brautpaar wird mit der Ehe jedenfalls bis zum Hauptmann warten müssen.

Und indem sie nun die nächsten beiden Etagen mühsam genug hinankeuchten, gedachten sie des vorhin Erlebten. Also man kann es ruhig ein Palais titulieren, dies Koppenbergsche Landhaus am Kurfürstendamm, oder vielmehr ein Mittelding zwischen Palais und Burg, wie es da in feudaler Pracht aus dem jungen Parke aufragt, mit seinen von Figuren bekrönten Giebeln, seinen phantastischen Erkerbauten, seinem gewölbten Wintergarten, seinen Zinnen, Türmen und Türmchen, ja mit seinem alles Bauwerk in der Runde beherrschenden Burgfried. Vor dem Diner waren sie von Herrn Koppenberg genötigt worden, den Turm zu besteigen. Und dort, an dem einen Fenster des

quadratischen Gemaches, hatte er ihnen die Honneurs seines Besitztums gemacht. Stadtrat Koppenberg war ein durchaus feister Herr in den mittleren Jahren, feist an Gesundheit und feist an Grundsätzen und Manieren; sein Aeußeres verschmähte die kleinen Embleme des Protzentums in Gold und Brillanten, aber seine Stimme hatte etwas metallisch Gewichtiges, als würden Thalerrollen aufgestapelt, und an seinen Worten sah man förmlich die Solitäre blitzen.

„Also das da drüben gehört mir, Herr Geheimrat!" Und er tippte mit dem gekrümmten Zeigefinger auf eine Gruppe von Häusern, die sich jenseits einer heideartig verwilderten Wiesenfläche erhob. „Dort das ganze Dingsda!"

Die Häuser standen dort wie aus der Spielschachtel genommen, ohne Vegetationsschmuck, mit fünfstöckigen Fensterfronten und häßlichen Verputzflächen.

„Auch die Straße da ist mein —"

Es klang märchenhaft. Eine ganze Straße, die ihm da gehört! Jedenfalls heißt sie auch Koppenbergstraße. Freilich nichts als Pflaster, das zudem noch in seiner Höckrigkeit an einen Brockenweg erinnert, und statt des Baumschmucks Tafeln mit Bebauungsofferten.

„Alle Wetter!" entfuhr es Albrecht Achilles. Tant'-Minchen flimmerte es zum Schwindeln vor ihren größer denn je gerundeten Augen.

Soeben war Fritz mit seiner Braut die steile Turmtreppe heraufgekommen, und das fröhliche Gelächter des Brautpaares widerhallte zwischen den Steinwänden. Jetzt stand es hinter ihnen, Fritz hielt mit dem einen Arm die überaus gebrechlich aussehende Taille des reizenden Figürchens umfangen, und die Sonne, die fahl und fast silbern, vom Herbstdunst gedämpft, durch das Westfenster hereinschimmerte, überhauchte ihre beiden Gestalten. Ein hübsches Bild, und es sah wahrhaftig aus wie das Glück, und angesichts dieses Glückes schien das Vorhaben von Albrecht Achilles, an sich zu halten und sich diesem Geldprotzen gegenüber hinter seinem preußischen Beamtenstolz zu verpanzern, stark ins Wanken zu geraten.

Die kurze Charakteristik, die Fritz Tant'-Minchen gegenüber von seiner Braut gegeben, paßte vollkommen: ein süßes, schwarzes, lustiges, kleines Teufelchen. Erinnerte sie nicht an die Lucca, die Tant'-Minchen vor Jahren im Opernhaus gehört? Dasselbe schnelle, plötzliche Auflachen, dieselben dunkeln, blitzenden Augen, auch etwas von dem berühmten vibrierenden Tonschmelz in der Stimme; ihr Näschen war leicht, ganz leicht nach aufwärts gerichtet, und wenn sie lebhaft wurde, was sie eigentlich fast immer war, so vibrierten die feinen Nasenflügel.

„Papa!" rief Fritz mit seiner lauten Reserveleutnantsstimme. Achilles wandte sich um.

„Nein, du nicht, ich meine Herrn Koppenberg." Es gab jenem fast einen Stich ins Herz. Wie intim er schon mit seinem Schwiegervater steht! „Wie wäre es," fuhr Fritz fort, „bekommen wir nun Wilmersdorf oder Schmargendorf als Mitgift?"

Und das Brautpaar lachte im Duett.

„An dem Tage, wo du deine Ernennung als Vizekönig von Zentralafrika erhalten haben wirst," scherzte Koppenberg, und ein glorreiches Lachen zog über sein Gesicht; auf den breiten Backenknochen zeigte sich ein Glanzschimmer wie bei kostbaren Aepfeln.

„Ich bin auch schon mit einem Zipfelchen von Friedenau zufrieden," sagte Fritz, „nicht, Irmy?"

Die andern lachten, und die Stimmung schien geklärt. Nur daß es diesmal Tant'-Minchen einen Stich gab. Er nennt sie „Irmy" . . . wie schnell das doch vertraulich wird! Die ersten Zeichen einer Art Schwiegermuttereifersucht, unter der sie später so zu leiden haben sollte.

Ferner die geradezu fürstliche Pracht des Haushaltes! So rekapitulierte Achilles. Da war eine Bibliothek mit Büsten, die Einbände viel kostbarer als die in Sanssouci; da war ein Musikzimmer mit allen akustischen Schikanen — wie hat sich dagegen Friedrich der Große beholfen! Da war eine Kegelbahn, heizbar im Winter, kühlbar im Sommer,

und geräuschlos, ein Wunderwerk, und sie hatte Achilles als früherem Kegler ganz besonders imponiert. Dann die Küche mit einem uniformierten Koch, eine wahre Zauberei an Blankheit und Ordnung; dann das Badezimmer: Palmen wölbten ihre Fächer über einem weißmarmornen Bassin, während über den orientalischen Kacheln der Wände sich eine Glasdecke, blau mit Sternen, breitete, Tag und Nacht von oben beleuchtet. Tant'-Minchen gedachte dabei mit Rührung der mehr als unbequemen Badegelegenheit des großen, glorreichen Kaisers auf Schloß Babelsberg. Ja, was ist dagegen der Komfort der Potsdamer Schlösser! Wie bürgerlich anspruchslos nistete zum Beispiel das Eheglück der hochseligen Königin Luise auf der Pfaueninsel!

Und nun erst die Tafelei in dem durch zwei Stockwerke ragenden, kirchenhaften Eßsaal, dessen eine Seite ein breites, hohes Spitzbogenfenster mit edelsteinbunten Glasgemälden einnahm. Blumen übersäten den Damast des Tisches, Blumenduft umwallte die hochlehnigen, mit gepreßten Monogrammen gezierten Lederstühle; ein Blumenbouquet von kostbarer Krystallarbeit bildete den Kandelaber.

Tant'-Minchen quälten jetzt noch gewisse Rätsel des Menus. „Hör mal, du," sagte sie, indem sie jetzt auf dem Absatz des dritten Stockwerks sich verschnaufend still hielt, „was war das nur in den feinen Rosaglasschälchen, was mit den goldenen Löffelchen serviert wurde? Hast du davon gegessen?"

Achilles erinnerte sich nicht. Ach so, es war vielleicht das Gericht, das er achtlos hatte stehen lassen, während er über seiner Tischrede „käferte". Sein Sohn Fritz vis-à-vis bombardierte ihn ja förmlich mit seinen Blicken: es wäre nun endlich Zeit, mit der Rede loszuschießen!

„Ich denke mir, es waren die berühmten indianischen Vogelnester,"

„Indische, Brüderchen,"

„Egal, Tant'-Minchen — oder sonst eine von diesen unaussprechlichen Delikatessen, die Borchardt am Sonnabend in den Zeitungen annonciert."

Während er dies sagte, umwitterte seine tüchtige Achillesnase jetzt noch, in der Erinnerung, das Bouquet eines alten Rüdesheimer Schloßabzuges, der vor seinem Gedeck in dem hochgestengelten Römer gefunkelt hatte. Und die Namen von andern Weinen, die ihm von Dienern geheimnisvoll über die Schultern zugeflüstert worden waren, umschwirrten sein Ohr.

Ja, diese Tischrede! Achilles schmeichelte sich, in kleinem Kreise eine ganz passable Anrede zu drechseln. Hier jedoch versagte ihm gleichsam der Dampf, und die gewohnten, hübschen Phrasen, aus denen mehr oder weniger seine Reden zu bestehen pflegten, wollten in diesem Kreise nicht zünden. Denn es war vorhin mehrfach unter starkem Applaus geredet worden; ein Schriftsteller unter anderm, ein Apostelkopf mit gewelltem Vollbart, hatte eine ganze Weile die Gäste mit dem Feuerwerk seiner Witze delektiert. Als nun Achilles dort stand, inmitten der ungeheuren Feierlichkeit der hohen Halle, sah er, gleichsam durch den Nebelschleier der eigenen Worte, die Gesichter auf sich gerichtet. Es waren zumeist jene feisten und brutal-gesunden Physiognomieen nach der Koppenberg-Art. Ihre Backenknochen glänzten, und ihre Brillanten blitzten; einige Mienen waren, so schien es Achilles, ironisch verzogen; dort kaute ein dicker Herr, unbekümmert um die Rede, mit starken Kinnladen, und das verwirrende Getuschel und Gekicher am unteren Ende des Tisches, wo die glattrasierten Gigerlköpfe der jungen Herren bedeutsame Mimik mit den jungen Mädchen vollführten!

Ja, was war denn das? Hatte er nicht soeben eine Phrase wiederholt? Und jetzt stockte sein Redefluß, es überlief ihn heiß ... da traf ihn der Blick seines gegenübersitzenden Sohnes Fritz, strafend, fast wütend: Du wirst doch nicht stecken bleiben und uns Achillesse blamieren?! Noch nie hatte ihn einer seiner Söhne mit solchen Blicken zu maßregeln gewagt. Und es schnellte förmlich in ihm auf, er erhob seine Stimme, und nachdem er den Geist seiner seligen Auguste zum Segen der Verbindung herab-

beschworen, ließ er mit einer ziemlich gelenkigen Wendung das Haus Koppenberg leben.

Es gab ein lärmendes Hallo und Gläserklingen, besonders am unteren Ende wußte man sich nicht zu lassen vor jubilierenden Kundgebungen.

Ueberhaupt das Ueberlaute und Dröhnende der Unterhaltung in diesem Hause, das die Akustik der weiten Räume und der getäfelten Wände noch vermehrte. Welch kräftige Lungen sie haben! Welch leistungsfähige Nerven! Ihre alten und vielfach verwandtschaftlichen Beziehungen zu einander ließen ihre Unterhaltung für in diesen Kreis Hineingeschneite, wie Achilles, als eine Art unverständlicher Geheimsprache erscheinen; Geschäftliches, Sportliches, Familienklatsch; dicke vielstellige Zahlen flogen über den Tisch, verblüffende Grundstückpreise und dergleichen, verwickelte Finanzoperationen wurden mit starkem Augenrollen erörtert, dazwischen flatterten nicht minder wichtige Toilettenglossen; unten am Tisch aber hörte das Knallbonbonfeuer gar nicht auf.

Man war nach dem Toaste aufgestanden und drängte nun in der Runde um den Tisch, das Sektglas in der Hand, um anzustoßen. Bei dieser Gelegenheit hatte auch Irmgard zum erstenmal ganz nahe ihrer zukünftigen „Schwiegertante" Auge in Auge gegenüber gestanden. Wahrhaftig, Fritz und alle haben recht: wie süß sie ist! Und wie kindlich das Lächeln ihrer Grübchen in den festgemodelten Wänglein!

„Liebe Tante —" sagte Irmgard mit ihrem reizvollen Luccaschmelz, während sie die Rechte der alten Dame ergriff. „Liebe Tante" . . . und ein graziöser Knicks, und jetzt beugt sie den kleinen Kopf mit dem ganz leicht gewellten, schwarzglänzenden Haar auf die erfaßte Hand hinab — sie hat versprenkelte Sommersprossen, diese Tantenhand — und will einen respektvollen, ein wenig von Schelmerei diktierten Kuß darauf hauchen.

„O, mein liebes Kind" . . . und die Tante wollte das nicht zulassen. Sie erhob ihren Arm und war eben

im Begriff, ihn um den Nacken des hübschen Geschöpfes zu legen, um die neue Verwandtschaft durch einen herzhaften Mundkuß zu besiegeln, während ihr andrer Arm, vorsichtig von sich abgestreckt, das Sektglas balancierte. Aber, o Herrgott! ein Vorbeidrängender streift diesen Arm, und trotz dem „Pardon!" des Missethäters und dem Entsetzensschrei von Frau Belling schlenkerte der Inhalt des Sektglases in weitem Bogen über die Umstehenden dahin. Eine herrlich gestickte, mit zwei schwarzen Perlen dekorierte Hemdenbrust rieselte; der bergrunde Fettnacken einer Dame schauerte unter der eiskalten Kaskade. Es gab einen ungeheuren Ausbruch von Heiterkeit. Und von der schier schrecklichen Jugendecke aus verbreitete sich die Parole über den Saal: „Tantchen hat soeben ihren Segen gegeben!"

Irmgard Koppenberg brachte durch ihr Zureden die arme, ganz außer Fassung geratene Dame bald wieder ins Gleichgewicht! „Neulich, liebe Tante," so berichtete sie, „hat ein Leutnant, als er eben einen Witz machen wollte, das ganze Büffett für achtzig Personen, Hummern, Fasanen, Austern, die feinsten Leckerbissen, pardauz, zu Fall gebracht. Wenn Mama noch lebte, sie hätte höchstens darüber gelacht — i, wo wirst du dir einen Schuß Sekt zu Herzen nehmen? Friedrich, schnell einschenken!"

Friedrich, ein Diener des Hauses, mit überlegener Gesandtenmiene und herrlichen weißbestrumpften Waden, ließ sofort den französischen Nektar in den Stengelgläsern schäumen. Und sie stießen an „auf gute Freundschaft" und umarmten sich, abermals die Gläser, nur diesmal geleert, über den Nacken balancierend.

O ja, man konnte Fritz schon gratulieren, meinte Tant'-Minchen; nur eins hatte sie bekümmert. Den rechten Arm der Braut umfing ein Armband, bestehend aus einem bläulich schimmernden Opal, von glitzernden kleinen Diamanten umrahmt. Und Irmgard hatte den Takt gehabt, an diesem Tage nichts von ihren vielen kostbaren Reifen anzulegen, denn es war Fritzens Brautgeschenk. Warum

aber ließ sie bei ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit nicht ein Wort des Dankes an Tant'-Minchen, die eigentliche Spenderin, verlauten? Fritz hatte doch versprochen, daß er deren Splendidität rühmen wollte. Und nun kein Wort ...

Sie ist so schrecklich verwöhnt — wenn sie ihren Papa bittet und recht süß mit ihren Grübchen dazu lächelt, so kauft er ihr den Friedländer unter den Linden aus, er, dem doch halb Wilmersdorf gehört. ... Was kann ihr ein Armband bedeuten, das mit einem mühsam ersparten — Sterbegeld erstanden ist?

„Brüderchen, hast du den Sakra ... Sakra ... ich krieg' es nicht klar," keuchte Tant'-Minchen im Aufsteigen.

„Was denn?"

„Na, den Ring, den deine Schwiegertochter Fritzen geschenkt? Ein ägyptischer Käfer —"

„Ein Käfer?" Albrecht Achilles hielt still und blinzelte sie aus dem Rechenfehlerauge fragend an.

„Na ja, einen Sakramentäus nennen sie ihn, und die ollen Aegypter beteten die Dinger an."

Der Sekt ist ihr wohl ein bißchen unter die Haube gestiegen. „Sakrament—äus ...?"

Aber da waren sie endlich. Ein Porzellanschild, das einen Riß hatte — Militärs werden so oft versetzt, und das Geborstene an ihrem Porzellan ist charakteristisch —, trug die Aufschrift: „Bläser, General."

Und vor diesem Worte flatterte der rätselhafte ägyptische Käfer davon und schien all der Glanz und Luxus, den sie an diesem Nachmittag kennen gelernt, zu verblassen. Das heißt — und jedesmal wenn Achilles später vor dem Schilde stand, flog ihn die Bemerkung an — das heißt, es könnte ebensogut „von Bläser" heißen. Und jede Verwechselung ins Musikalische hinein wäre damit ausgeschlossen ...

Fünftes Kapitel.

Eine Ordonnanz in Livree mit weißbaumwollenen Handschuhen öffnete, und als Achilles den Paletot lüftete und die Orden auf der Frackklappe sichtbar wurden, fuhr der Mann militärisch respektvoll mit den Hacken zusammen. Der Flur war eng, heute noch mehr eingeschränkt durch eine Masse von Offizierpaletots, die am Riegel hingen, fast sämtlich mit schwarzsammtenen Kragen. Die gegen-überliegende Wand, neben einem ausgedienten und aus dem Salon verbannten vergoldeten Konsolspiegel, war mit einer Waffendekoration besetzt; es waren halbverrostete Chassepots, einige Säbel und Faschinenmesser, eine schwarz angelaufene Silberschärpe und dergleichen.

Hinter den beiden Thüren erscholl sonores Stimmen-gewirr; von dem hinteren Korridor, der rechts abbog, ein ungemein schmales Defilé, kam das Geklapper von Ge-schirr. Dieses dünkte Tant'-Minchen wie Musik. Wie anheimelnd: hier wohnen doch Menschen, wie wir es sind! Hier fühlt man wieder Boden unter den Füßen! Und mit wirklichem Wohlbehagen sog sie den gewissen warmen, fettigen Dunst ein, der von der Küche herüberwehte.

Die ganze General Bläsersche Familie trat ihnen in dem ersten Zimmer, dem Arbeitsraum des Hausherrn, zum Empfang entgegen. Es war feierlich und herzlich zugleich.

„Mein lieber Geheimrat“ — und der General schüt-telte Achilles die Hand. „Meine liebe, gnädige Frau“ — und der General küßte Frau Belling ehrerbietig die Hand.

Er war eine stattliche Gestalt von der typischen Be-leibtheit des Bureaugenerals, dem körperliche Strapazen fremd sind und der die Rationen seiner Pferde auf dem Papier verzehren läßt.

Der Ausdruck seines Gesichts war wohlwollende Bon-homie, doch die grauen Augen blickten durchdringend und prüfend. Er trug den melierten Bart im Kaiser Wilhelms-

Schnitt mit ausrasiertem Kinn. Am Halsschluß der kleinen Generalsuniform pendelte am schwarz-silbernen Bande der Orden pour le mérite, und die breite linke Brustseite zeigte das Eiserne Kreuz erster Klasse in völliger Einsamkeit; doch die massenhaften Oesen deuteten darauf hin, daß hier sonst noch viele Ordensvögel zu nisten pflegten.

Die Generalin sah schlicht und bürgerlich aus; gottlob abermals! Denn es war keine von den Generalinnen, wie sie der Journaltypus fixiert. Sie war schlank und geradlinig, nur die dünnen Haarbandeaus, die auf den Stirnseiten angeklebt waren, machten eine Konzession an das Wellige; sie trug ein schwarzes Seidenkleid, doch merkwürdigerweise ohne das Knistern und Knattern der Seide, etwas völlig Geräuschloses. Frau Generalin Bläser liebte überhaupt das Laute nicht, und sie zog den Kirchenbesuch in der Kapelle des Marienkrankenhauses den aller andern vor, weil hier die sanfteste Orgel gespielt wurde.

Ja, wo ist denn aber die Braut? Drei junge Damen näherten sich jetzt den Geheimrats, alle drei schlank, blond, blauäugig, von gleicher Größe und demselben freundlichen und wohlerzogenen Gesichtsausdruck.

„Meine drei Töchter," stellte die sanfte Stimme der Generalin vor. Und ein gemeinsamer Knicks der drei hübschen Blondinen, die um so weniger zu unterscheiden waren, als sie dasselbe elfenbeinfarbene Kaschmirkleid trugen und dasselbe Goldkettchen mit dem blau emaillierten Herzchen um den Hals..

Ja, wo ist denn die Braut? Warum erkennt man sie nicht wieder? War doch Theodor heute in der Mittagsstunde draußen gewesen, um gemeinsam mit seiner Braut den väterlichen Segen zu erbitten. Nein, aber solche Aehnlichkeit der drei Schwestern! Schon wollte Frau Belling die mittelste na ihr pseudo-schwiegermütterliches Herz drücken, als Theodor zuvorkam und die Blondine vom linken Flügel der Tante zuführte. Und dann vorstellend: „Meine Schwägerin Hertha — meine Schwägerin Lizzie."

„O, das ist aber …" sagte Achilles' beliebte Verlegenheitsphrase. Und er stand nicht an — nach einem ganz kurzen Zweifel, ob es oder ob es nicht geschehen müßte — schließlich alle drei nacheinander zu umarmen.

Diese komplizierte Begrüßungsscene hatte eine ganze Korona von verbrecherischen Leutnants als Zuschauer gehabt. Und als nun Hertha und Lizzie sich endlich aus dem Bereiche der neuen Familienglieder frei machten, wurden sie im Salon mit einem wahren Feuerwerk schäkernder Kritik empfangen: „Famos exekutiert gewesen, der gemeinsame Knicks — wie auf Kommando! Und wie die drei gnädigen Fräulein das Rotwerden eingeübt — eins, zwei, drei, Feuer! Das also wäre die famose Erbtante?"

Mitten in das Gekicher und Genecke der jungen Welt erscholl die Stimme des Generals: „Meine Herren, darf ich vorstellen: Herr Geheimrat Achilles! Frau Rätin Belling!"

Es gab ein gewaltiges Geklirr von Sporen und Zusammenschlagen von Stiefelhacken.

Achilles fand einige Bekannte von Theodor her. Man hatte im Sommer auf der „Ochsenzunge" gesegelt, und Theodor, der den Sport liebte, hatte einige seiner Kameraden mitgebracht.

„Ah, Herr Graf?" Achilles begrüßte einen Premierleutnant vom Ingenieurcorps, eine sympathische Erscheinung mit gutherzigen und zugleich klugen Blauaugen und etwas nachlässig frisiertem Haupthaar. Er war als Graf ein Unikum in dem zumeist bürgerlichen Corps, zeichnete sich aber auch durch seine Tüchtigkeit aus, die ihm ein wichtiges Decernat im Ingenieurkomitee verschafft hatte.

„Nun, was macht das neue Sprengmittel, Herr Graf?" fragte Achilles gutlaunig.

Jener lachte mit seinen großen, gesunden Zähnen. „Wollen Herr Geheimrat mal selber den Versuch machen?" Und er nahm aus seiner Hosentasche etwas wie einen Zipfel Wurst hervor, es sah so aus, fettig und ziemlich

appetitlich. „Eine Probe vom Allerneuesten, Namens Tanatoid, zweiundzwanzigmal stärker als Dynamit.“

Graf Tholen hatte damals, als er auf Villa Auguste mit Theodor zu Besuch war, da man sich von solchen Dingen gerade unterhielt, einen ähnlich unheimlichen Wurstzipfel aus der Tasche gezogen. Sein beliebter Scherz. Ihm lag es beim Komitee ob, die Wirkung der neuen Spreng- und Zerstörungsmittel zu prüfen. Oft kam er direkt von einem solchen Versuch zu Tisch in den Kameradenkreis, und es bedurfte nur einer Anspielung, um ihn solch ein gefährliches Probestück hervorziehen und auf den Tisch unter die Speisen legen zu lassen.

Geheimrat Achilles fuhr wie damals mit einem leichten Entsetzensanfall zurück. Die Offiziere lachten, sie waren an dergleichen gewöhnt: Artilleristen, die in neuen Zerstörungsmaschinen in Form von riesigen Geschützen und deren massenmörderischen Zuckerhüten machten, Ingenieure, die in Panzerungen, Hartguß und Aluminiumbronze schwelgten, und für die alles Bauliche nur ein Hauptinteresse dafür zu bieten schien, wie man es zerstören oder vor Zerstörung schützen könnte.

Eben trat auch Lizzie, die mittelste der Blondinen, an die Gruppe heran. „Darf ich mal sehen?“ bat sie lächelnd und streckte die schlanke, blütenweiße Hand nach der ominösen Patrone aus. Dann, nachdem ihr nervöses Näschen daran gerochen: „Kainit oder Roborit?“ fragte sie, die nicht zu kleinen Zähne auf die nicht zu blühende Unterlippe gepreßt, und ihre himmelblauen Augen suchten die kobaltfarbenen des zerstörungssüchtigen Grafen.

„Keins von beiden, mein gnädiges Fräulein,“ antwortete dieser, und über sein gebräuntes, von einem wilden Flaum beschattetes Gesicht fuhr eine seltsame Helle. „Tanatoid — es schlägt alle bisherigen —“

„O, reizend!“ stieß sie aus; sie lispelte ein wenig, und es bedurfte schon für Fremde solcher Merkmale, um die drei Schwestern zu unterscheiden. Sie hielt die gefährliche Sprengpatrone zwischen zwei Fingern, mutig,

sehr mutig, und nicht ein Blinzeln ihrer langen Augenwimpern.

„Bravo, mein gnädiges Fräulein!“ klatschte jemand hinter ihr; es war ein langer, borstbärtiger Kapitän von der Artillerie.

„Keine Heldenthat!“ lispelte sie. „Ich sehe und höre doch den ganzen Tag davon.“ Und sie wies auf die Bilder hin, die das Zimmer ihres Vaters schmückten; es waren Photographieen und Tuschzeichnungen von Panzertürmen, Geschoß- und Zünderkonstruktionen.

„Nichts gefährlicher,“ meinte der borsthaarige Artillerist Namens Mirus, „als wenn zwei solche Zünder, wie es menschliche Herzen sind, nahe am Explodieren sind.“ Er war berüchtigt wegen solcher geistreich sein sollenden Anspielungen.

Und siehe da, obgleich sie die Bemerkung nur halb gehört hatten — nur das Wort „Herzen“ hatte sie getroffen — siehe da, Graf Tholen und Lizzie erröteten gemeinsam, wahrhaftig, das thaten sie, wie nur zwei Menschen erröten können, die sonst von Roborit und Tanatoid gar keine Ahnung haben.

Man hatte die Oekonomierätin in das dritte der nach vorn gelegenen Zimmer geführt. Es war das Allerheiligste, wo die Generalin keinerlei Anklänge an den artilleristischen Beruf duldete. Ein kleines Boudoir mit zierlichen, schwarzen Möbeln, darunter ein Damenschreibtisch, der jedoch vor Nippes und allerlei Andenken keinen Raum zum Schreiben verstattete. Scherzweise hieß dies das Diätenzimmer. Der General hatte viel dienstliche Reisen auszuführen, und die Ueberschüsse der Diäten waren nach und nach zur Neumöblierung und Ausschmückung dieses Raumes verwendet worden.

„Frau Oekonomierätin Belling,“ stellte die Generalin vor. Um den von einer großschirmigen Lampe beleuchteten Tisch gab es eine Art Aufruhr unter den älteren Damen, die Sofa und Sessel besetzt hielten. Hier galt noch die Sitzordnung nach Anciennetät. Eine Frau Oberstleutnant,

die Gattin eines Abteilungschefs im Artilleriekomitee, erhob sich vom Sofa, wo sie zur Linken einer Excellenz, der gefürchteten Witwe eines ehemals gefürchteten Inspekteurs, den zweiten Ehrenplatz eingenommen hatte. Dies war das Signal, daß alle andern Damen ebenfalls ihre Plätze aufgaben. Schließlich, nach einem ziemlich eifrigen Wettstreit von Komplimenten und Weigerungen, gelang es, sowohl Frau Belling, als auch die delogierte Frau Oberstleutnant zu placieren, jene auf dem vakant gewordenen zweiten Ehrensitz.

Und die Damen beobachteten. Aha, die Tante ... Und man war von äußerster Zuvorkommenheit gegen sie. In ihrer angeborenen Bescheidenheit begriff sie die großartige Respektrolle nicht, die sie hier zu spielen gezwungen war. Wer ist sie denn? Das brave Tant'-Minchen, das für sich selber nichts begehrt, als von ihren Neffen nicht allzu früh und nicht ganz in die Rumpelkammer geworfen zu werden.

Später erst erfuhr sie von dem Nimbus, der sie in diesem Kreise umgab. Denn es hatte sich herumgesprochen, Leutnant Achilles besäße eine Erbtante, und von Mund zu Mund, durch die Uebertreibungen des schrecklichen Leutnants vergrößert, steigerte sich ihr Ruf fast zu dem einer Millionärin. O, sie würde es sich gewiß nicht nehmen lassen, das junge Paar zu dotieren. Antonie Bläser machte eine großartige Partie ...

Noch ehe sich nach den ersten Tastversuchen der Höflichkeit eine einigermaßen fließende Unterhaltung anbahnte, erschien Hertha, die älteste Blondine, mit dem Thee, den sie der neuen Tante offerierte.

„Nehmen Tante von diesem Kuchen?“ und Hertha hielt Frau Belling den Kuchenkorb hin. Man konnte nicht abschlagen.

„Er soll famos sein, Frau von Belling,“ ließ sich die Excellenz mit ihrer befehlenden Altstimme zu bemerken herab. „Ich esse nie Kuchen. Sie machen ihn selber, die Mädchen. Ueberhaupt, was das Wirtschaftliche anbelangt,

Frau von Belling — Ihr Herr Neffe mag ja sehr verwöhnt sein —"

„O, durchaus nicht, gnädige Frau —"

Auf dies „gnädige Frau" entstand eine kurze Pause. Einige strafend fragende Blicke trafen die Verbrecherin, die einer siebzigjährigen Excellenz ihren wohlverdienten Titel vorzuenthalten wagte. Auf einem Umweg erfolgte dann die Korrektur: „Excellenz, blendet es?" flötete die delogierte Frau Oberstleutnant, das „Excellenz" besonders scharf betont; es war eine lange, spitzige Dame mit blassen Sommersprossen. Und sie drehte den Spitzenschirm ein wenig.

Aber Excellenz hatten nichts übel genommen. Die Damen wunderten sich auch, wie gutlaunig sie nun von neuem das Gespräch belebte: „Wir hatten vorhin von langen Verlobungen gesprochen, Frau von Belling. Ich höre, hier soll ja keine Rede davon sein. Aber zu meiner Zeit war es fast das Uebliche. Man verlobte sich früh — man sah nicht aufs Geld — verlobte sich und wartete. Wir haben fast neun Jahre warten müssen —"

„Ach wie nett!" entfuhr es einem naiven Munde, und ganz aufrichtig.

„Theodor ist ja auch bald am Hauptmann 'ran," fuhr Ihre Excellenz fort, „verzeihen Sie, daß ich ihn so beim Vornamen nenne, ich habe ihn als Fähnrich gekannt. Damals hatte mein Mann das n^te^ Festungsregiment. Tonichen habe ich ebenfalls aufwachsen sehen. Sie alle drei, nicht, meine liebe Bläser?"

Die Generalin Bläser erwiderte mit einem Blick aus ihren sanften Augen, der zu sagen schien: „Deshalb sind sie auch so gut geraten!"

„Ich weiß noch" — und hierbei hauchte über die verwitterte Gesichtsruine der alten Dame ein fast freundlicher Sonnenschein: „Ich weiß noch, als er kurz nach seinem Eintritt ins Regiment einmal auf der Straße versäumt hatte, vor seinem Kommandeur Front zu machen. ‚Wie heißen Sie?' fragt ihn mein Mann. ‚Achilles, Herr

Oberst!' stottert er. ‚Achilles, aha, Sie sind Achilles?' Meinem Mann hatte der Name gleich gefallen — ‚so der richtige Soldatenname,' meinte er. ‚Achilles, Sie haben natürlich Homer gelesen, was?' fragt er ihn. — ‚Zu Befehl, Herr Oberst!' — ‚Na, mein lieber Achilles,' sagt mein Mann, ‚da müßten Sie doch wissen, daß Ihr Urahn sich wie kein andrer aufs Frontmachen verstand. Front gegen Agamemnon und den ganzen griechischen Generalstab, Front gegen Troja ...'"

Hier vibrierte die Stimme der Erzählerin leise. „Und ich seh' ihn noch lachen über diesen Scherz, seh' ihn immer noch lachen ..."

Aber der Excellenzenscherz hatte gezündet, und „Reizend! Wunderhübsch!" kicherten die Damen. „Famos! Brillant!" fuhren ein paar Herrenstimmen dazwischen. Und da nahte auch Theodor mit seiner Braut; ihre gesenkten Hände hielten sich, und ihre Augen strahlten.

„Ja, ja, jawohl von Ihnen ist die Rede!" rief die Excellenz. Und sie strich mit der flachen Hand über das eine Auge, als wollte sie etwas hinwegwischen, das nicht hingehörte.

„Wieso denn?" Die beiden wollten wissen, und eine Dame wiederholte. Man lachte von neuem auf.

Wie glücklich das Paar aussieht, wie stattlich, wie hübsch! Tant'-Minchen betrachtete es mit innigem Wohlgefallen. Und sie verglich es unwillkürlich mit dem andern Paar auf dem Kurfürstendamm. Auch deren Augen hatten von innerem Glücke gestrahlt. Gottes Segen über beiden Paaren! Wer vermag denn ein Menschenglück nach dem Goldgewichte zu wägen ...

Unterdes freundeten sich die beiden Schwiegerväter an. Es geschah im Arbeitszimmer des Generals; dieser stand an den Schreibtisch gelehnt, der von Zeichnungsrollen, Akten und Papieren bedeckt war, und statt der schmuckhaften Briefbeschwerer dienten wirkliche Granatenstücke von verschiedener Größe, wie sie der Schießplatz der Artillerieprüfungskommission geliefert.

Die beiden Herren hatten, abgesehen von der Beziehung zu ihren Kindern, längst Anknüpfungspunkte gefunden. Der General hatte das Potsdamer Kadettencorps besucht — es ist lange, urlange her, man muß schon mit den Augen blinzeln, um in einer solchen Ferne deutlicher zu schauen. Achilles war Primaner am dortigen Gymnasium gewesen. Und siehe da, eine gewisse, damals stadtberühmte Pfannkuchenfrau, die an beide, Gymnasiasten wie Kadetten, ihre deliziöse Ware geliefert, gab den Anlaß zur Erneuerung alter Bekanntschaft.

„Erinnern Sie sich noch, lieber Geheimrat, einer gewissen Schlacht, die am Obststand von Frau — Frau — Frau, wie hieß sie doch —"

Achilles mit seinem immer noch famosen Rechnungshofgedächtnis hatte die Genugthuung, sofort mit dem Namen aufwarten zu können. „Schimmlich, Herr General, Frau Schimmlich!"

„Richtig — der passendste Name, den sich eine Hökerin zulegen konnte. Schimmlich, hahaha! Na, also die gewisse Schlacht, die an einem Samstagnachmittag unter den Augen dieser Dame geliefert wurde —"

„Wir Primaner waren jedenfalls nicht dabei," verwahrte sich pedantisch Achilles.

„Na, natürlich. Ich selbst muß mich auch dagegen verwahren, daß ich jemals mit Pfannkuchen bombardiert hätte, wie es im Blättchen stand. Dafür saß mir das Taschengeld denn doch zu knapp —"

Hier eine kurze Pause. Der General nahm eine von den Rollen, die auf dem Tisch lagen, und klopfte damit leise auf die flache Hand.

„Und es hat mir immer knapp gesessen," sagte er gedämpft. „Kaum, daß es reicht, so viel Haus zu machen, als man unbedingt seinen Generalsepauletten schuldig ist. Und wenn man drei Töchter auszustatten hat und zwei Söhne in der Armee mit Pfannkuchengeld zu versorgen ... glauben Sie wohl, daß ich selber noch nie in einem Berliner Theater war, und von meinen Töchtern hat nur

meine älteste — sie ist künstlerisch beanlagt — ein einziges Mal das Opernhaus besucht, inkognito im dritten Rang ..."

Ah, was ist denn das?! Derartige Gespräche passen doch nicht für ein Verlobungsfest! Oder gerade passen sie! Soll man sich nicht gegenseitig seine Verhältnisse klippeklar auseinandersetzen, damit alle Illusionen vermieden werden?

Aber noch war es nicht an der Zeit. Und der General schlug einen Umweg ein. „Wie geht es denn Ihrem alten Geheimrat Müllner? Ein alter Bekannter von mir."

„Längst pensioniert, Herr General."

„Ah, so, hm! Unsre Freundschaft hinderte uns nicht, daß er uns mit seinen Monitas am allerschlimmsten piesakte. Ueberhaupt, Herrschaften, könnt ihr einem zusetzen!"

Es war der alte Haß der Armee gegen die Pedanterie der Königlich Preußischen Oberrechnungskammer, die einem braven Soldaten, vom Compagniechef aufwärts, das Metier verbittern kann. Besonders die Prüfungskommission litt unter dieser Quälerei; der General konnte es sich nicht versagen, jetzt, wo er einen dieser Herren vor sich hatte, dem alten Groll ein wenig das Ventil zu öffnen.

„Die Herren Langgeschosse kümmern sich doch nicht um eure Monitas. Fängt man erst an, Probe zu schießen, so weiß man nicht, wo man aufhört. Man sollte uns keinen Etat machen. Das Munitionsvergeuden verbietet sich von selbst, wo einzelne Stücke bis zu dreitausend Mark kosten —"

Der General klopfte lebhafter mit der Rolle auf die Hand. „Genug, eine passable Familie damit zu ernähren, oder" — hier stockte er ein wenig — „oder eine Inspekteurstochter auszustatten! Und wenn man bedenkt, daß an einem Vormittag solche Aussteuern zu vielen Dutzenden in die Luft verknallt werden ..."

Er war abermals nahe an dem Thema, das ihm am Herzen lag. Plötzlich griff er resolut zu und sagte, die

Rolle hinwerfend: „Ihr Sohn wird Ihnen mitgeteilt haben, daß meine Tochter nichts besitzt?“

„Sehr wohl, Herr General! Sie werden trotzdem glücklich werden, wie so viele andre.“

„Daran zweifle ich nicht, lieber Geheimrat. Ihr Sohn wird Carriere machen. Aber auf dem Hauptmann zweiter Güte werden sie sitzen bleiben müssen, eine gute Weile. Das Springen ist in unsrer Branche nicht Mode. Natürlich, ihren obligaten Vierundzwanzigpfünder, oder auch noch ein höheres Kaliber, die kriegt jede von meinen Töchtern schon mit. Aber sonst ...“

Der General stockte und prüfte in dem Antlitz des andern. Aber in dessen weiten Falten regte sich nichts. Zum Donnerwetter, man behauptet doch, die Erbtante wäre sozusagen Manns genug, ihre Neffen reichlich zu dotieren! Warum schweigt er denn? Man bringt doch dergleichen ins reine!

Endlich begann Achilles: „Was mich anbelangt, so wäre ich gern zu jedem Opfer bereit. Was ich habe“ — und er zuckte die eckigen Schultern — „ist nicht viel. Ich bin Pensionär. Und daß ich schuldenfrei auf meiner kleinen Villa sitze, verdanke ich der Gnade Seiner Majestät des hochseligen Königs. Unsre Bedürfnisse sind gering — die jungen Herrschaften werden sich einschränken, wie wir uns alle eingeschränkt haben.“

„Aber die Tante, die Tante!“ schien der ungeduldig wetternde Blick des Generals zu drängen. Sie kennen ihn und fürchten ihn im Bereich des Komitees — diesen Blick!

Als wenn auch Achilles die Bedeutung dieses Blickes erraten! „Was meine Schwester anbelangt,“ stotterte er wie unter einem befehlenden Zwang, und sein Rechenfehlerauge zwinkerte im Prestotempo, „so hat sie sich noch nicht geäußert ...“

Er stockte. Ein Zorn über sich selbst wallte bis zu seinen sauber über die Glatze gelegten Strähnen empor: Wetter noch mal, was hat man sich auf diesen Schwindel

eingelassen! Es muß ein Ende haben mit dieser Erbtantenkomödie! Ist es eine Schande, arm zu sein und Neffen nicht dotieren zu können?

Aber der Wetterblick des Generals ließ ihn nicht los. „Keine Flausen, mein lieber Geheimrat!“ schien der Blick zu sagen.

Und Achilles fuhr wider Willen fort, die Worte klebten ihm am Gaumen: „Man wird sie nicht zwingen können — auch fürcht' ich, wird sie — wird sie — Vermögen werden immer überschätzt, Herr General . . .“

Flausen! Flausen!

Achilles glaubte das Wort zu hören, obgleich es nicht ausgesprochen war. „Nein, keine Flausen!“ wollte er dagegen rufen. Heraus mit der Wahrheit!

Doch da nahte eben das Brautpaar, strahlend und des jungen Glückes übervoll. Angesichts dieses Glückes versagte ihm das Wort. Er liebte es ja überhaupt, Gewitter zu spüren, wo keine waren. So sah er auch schon die Verbindung gelöst. Deswegen? Es wäre nicht zu verantworten. Ah bah! Mag Tant'-Minchen weiter als Millionärin gelten! Schwiegertöchter verpflichten . . .

Und sich innerlich einen Stoß gebend, richtete er seine zusammengesunkene Gestalt empor. „Ich werde mit meiner Schwester reden,“ sagte er, und es klang zuversichtlich und bestimmt, als wäre die Zulage damit schon geregelt.

„Bon!“ rief der General, ein Kanonenschuß, der der ganzen heiklen Unterredung ein Ende machte.

Da meldete auch schon die Ordonnanz in Livree im strammsten Tone, daß serviert sei.

„Meine Herren, bitte die Damen zu Tische!“ kommandierte der General in sichtlich gehobener Stimmung. Und er lavierte durch das Gewimmel der Offiziere, die ihre Damen suchten, nach dem Diätenzimmer hin, und mit allem Aufwand respektvoller Galanterie, deren er fähig war, bot er Frau Oekonomierat Belling den Arm, um sie zu Tische zu führen.

Es war ein langes Berliner Zimmer mit einem

breiten, blumenbesetzten Fenster in der äußersten Ecke; außer dem Büffett, da alle Wandstühle an den Tisch gerückt waren, keine Möbel. Photographische Gruppenbilder von Offizieren auf Wällen und zwischen klobig großen Geschützen postiert dienten nebst einigen chinesischen Fächern als Wandschmuck. Der Tisch war mit einfachem weißen Porzellan gedeckt, Blumen fehlten gänzlich, nur in der Mitte, unter der einfachen Hängelampe, prangte ein hübscher Fayenceaufsatz mit Früchten, das Ehrengeschenk eines Offiziercorps für seinen scheidenden Oberst. Der Platz war eng, man schachtelte und zwängte sich Ellenbogen an Ellenbogen, besonders an den Tischenden; aber die Stimmung war sehr animiert, und es wurde Mitternacht, bis die Generalin die Tafel aufhob und das Signal zu der großen Gesegnet-Mahlzeit-Cour gab.

Achilles und seine Schwester mußten den letzten Potsdamer Zug nach Hause benutzen. Sie nennen ihn den „Lumpensammler“. Tant'-Minchen hatte diese Bezeichnung zum erstenmal heute abend bei den Leutnants gehört. Und sie war entsetzt gewesen. Die Insassen des „Lumpensammlers“ versöhnten sie aber wieder mit dem Namen; es waren Herren von der Potsdamer Garde, die in Berlin getanzt, gekneipt hatten und sonstigen Amusements nachgegangen waren. Gehörten sie selbst jetzt nicht auch sozusagen zu dem „Offizierschen“, wie sie sich ausdrückte?

Es war von dem kleinen Grunewaldbahnhof nach der Villenkolonie an der Ochsenzunge eine Allee zu passieren, deren laublose Bäume jetzt eine ziemlich starke Novemberbrise durchbrauste. Achilles führte seine Schwester am Arm, und sie hielt sich dicht an ihn gedrängt, wegen des starken Wehens. Ihre Pelzkragen waren emporgezogen, und so verstanden sie sich nicht gleich.

„Duchen!“ sagte Achilles.

Erst nach einer Weile kam die Antwort aus dem andern Pelzkragen: „Hast du was gesagt, Brüderchen?“

Achilles hob die Stimme: „Famose Leute, was?“

„Wen meinst du — diese oder die andern?“

„Na, ich danke — was der Wind pustet! Falb hat wieder mal recht: kritische Tage — ich meine also ...“

„Na, was, Brüderchen?“

„Ich meine, wir könnten uns zu beiden gratulieren.“

Nach einer kurzen Pause kam es aus Tant'-Minchens Pelzkragen: „Die drei Mädels sind reizend, findest du nicht?“

„Na, er kann doch nur eine von ihnen heiraten.“

„Eine so hübsch und nett wie die andre — ich weiß nur nicht, wie es Thedorchen fertig gebracht hat, sich für eine speziell zu entschließen. Ich trau' mir nicht, sie auseinander zu halten. Wenn es nur bei der Hochzeit keine Mogelei gibt und er die falsche ...“

Da kam ein greulicher Windstoß und schnitt der Sprecherin das Wort ab. Tant'-Minchen war offenbar animiert; selten pflegte sie solche Scherze zu machen. „Die Hochzeit —“ Achilles fuhr das Wort ins Gewissen.

„Duchen!“ begann er wieder nach einer Pause.

„Hast du was gesagt?“

„Ich habe mit dem General deswegen gesprochen. Selbst wenn Theodor Hauptmann wird, bedarf er einer Zulage.“

„Während Fritzchen sein halbes Wilmersdorf mitkriegt ...“

„Man müßte was thun für die jungen Leute ...“

„Wer?“

„Der General meinte — das heißt, sagen that er es nicht — du könntest ...“

„I — ich, Brüderchen?“

„Du hast ja das große Portemonnaie!“ Und über diesem grimmigen Scherz verschwand der Kopf von Achilles weit über die Hutkrempe im Pelzkragen.

Seltsam, daß sie diesmal über den Stich gar nicht empfindlich schien. Als wenn sie anfinge, selber an ihren Reichtum zu glauben. Wenn sie an die Rolle denkt, die sie den Abend über bei Generals gespielt! Noch nie in ihrem Leben war ihr so viel Ehre widerfahren. Man wird zuletzt noch ganz konfus.

„Ich sagte dem General, ich wollte mit dir reden, Tant'-Minchen," begann Achilles wieder.

„Ei — sagtest du?"

Achilles fühlte den Arm seiner Schwester in dem seinen zucken.

Dann schritten sie eine Weile schweigend die Allee entlang. Der Lichtschein von Villa Auguste schimmerte ihnen traulich entgegen, während das große Brausen des Waldes die Einsamkeit erfüllte.

„Duchen!" diesmal war es Tant'-Minchen.

„Hm?"

„Mich dauern die jungen Leute. Weißt du, ich kann mich ja noch mehr einschränken. Das bißchen Rente steht ihnen gern zur Verfügung —"

Sie kam sich, als sie dies sagte, wirklich ungeheuer reich vor. Ihr Herz klopfte.

„O!" entfuhr es ihm. Er wollte sich von dieser Großmut nicht beschämen lassen. „Wenn ich mir nun von meiner Pension was abknapse — es geht sehr gut — so können sie heiraten ..."

„O!" machte diesmal Tant'-Minchen.

Unwillkürlich schmiegten sich ihre Gestalten enger aneinander. Als wenn ein gemeinsamer Mantel sie umhüllte: Dankbarkeit und Respekt und die Liebe zu den Jungens und das Gelöbnis, noch fester als bisher sich zusammenzuschließen gegen die Ueberraschungen, Unbequemlichkeiten, Fährlichkeiten, ja, vollständigen Umwälzungen ihres Seins und Denkens, wie sie ihr neuer Beruf, Schwiegertöchter zu haben, mit sich brachte.

Das Dumme Ding öffnete. Es hatte geschlafen, den Kopf auf eine Häkelei gedrückt, und das Muster zeichnete sich plastisch auf ihrer roten Wange.

„Nun?" fragte während des Mäntelablegens das Mädchen, dem trotz seines Titels an allen Vorkommnissen in der Familie teilzunehmen verstattet wurde.

„Großartig, Dumm Dingen!" erwiderte Tant'-Minchen.

„Und die Braut vom Herrn Theodor?" fragte Dumm

Dingen neugierig; denn über die Verhältnisse von Herrn Fritzens Braut war sie ja orientiert, und der Koppenbergsche Diener in seinem zart-rehfarbenen Blätterkragen, einer, der sich offenbar aufs Poussieren verstand, hatte es ihr angethan.

„Reizend, die drei Fräuleins bei Generals,“ gab Tant'-Minchen Bescheid.

Wieso, drei Fräuleins? Dumm Dingen glotzte ihre Herrschaft wirklich dumm genug an.

„Na, ja doch!“ rief Tant'-Minchen, ärgerlich darüber, daß, wenn sie an Theodors Braut dachte, sich ihr immer die drei Blondinen auf einmal vorstellten.

Achilles aber platzte, als er sich die Hände reibend in das mollig warme Eßzimmer trat, mit dem erlösenden Bekenntnis heraus: „Zu Hause ist es immer noch am nettsten! — Schwiegertöchter — es ist doch nicht so einfach!“

Sechstes Kapitel.

„Na, was 's denn nu los?“ rief der Bildhauer Engel — sie nannten ihn seiner herkulischen Körpergestalt wegen und zur Unterscheidung von dem gleichnamigen Maler den „Erzengel“ — als er gegen Mittag in das Atelier von Erich Achilles trat. Dieser war eben im Begriff, die Akt- und Modellstudien, die bisher einen Teil der Wände bedeckt hatten, zu entfernen.

Erich knurrte mißlaunisch: „Damenbesuch! Ich purifiziere, wie mein Bruder, der Gouverneur, sich geschmackvoll ausdrückt.“

Herr Koppenberg nannte scherzweise seinen Schwiegersohn so, und die andern hatten den Titel adoptiert.

„Die beiden Brauten, was?“

„Und deren Schwestern, Summa fünf junge Damen, dazu die ganze Generalsfamilie und die gesamte Millio-

närssippe. Sie haben mir keine Ruh' gelassen. Künstler sind ja dazu da, um nicht in Ruh' gelassen zu werden —"

„Na, da wollen wir aber fix Madame Medizi'n aus dem Negligé helfen —"

Und Erzengel nahm ein Kleidungsstück, das über der Lehne eines Sessels nachlässig hingeworfen hing, und wollte es der Venus dort, die unter den Fächern einer Riesenpalme mit ihrem weißgipsenen Gliederbau kokettierte, über die Schultern werfen.

„Holla, das laß!" rief Erich. „Wie kommt denn das hierher ...?" Und er nahm das Kleidungsstück, öffnete den einen Flügel des übermassiven Hildesheimer Schrankes und hing es aufs Geratewohl darin auf.

„O, ich verstehe! — und ...?" Erzengel deutete mit seinem breiten Daumen auf die von einem seidenglänzenden Kirman halb verdeckte Thür, die in den Nebenraum führte.

„Ausgegangen — was sonst?" antwortete Erich achselzuckend. „Das ewige Versteckspiel — ich habe es herzlich satt! Ich werde auswandern —"

„Das wirst du bleiben lassen! Frank und frei vor sie alle hintreten und — und ..."

„Jetzt ist nicht der Moment, jetzt, wo meine beiden Brüder sich verlobt haben —"

„Ach was da! Wir sind Künstler! Ich an deiner Stelle würde heute, gerade heute die Sache zum Klappen bringen."

„Genug! Laß mich, ich weiß, was ich zu thun habe!" Wenn Erich Achilles sich so ausdrückte, so bedeutete es für ihn wie für andre eine Erledigung der betreffenden Angelegenheit.

„Da würde ich doch auch die Bilder da verstecken, was?" Und Erzengel strich mit einer Handbewegung über verschiedene Staffeleien; die eine trug die Kopie des Hesperidenbildes, das auf der letzten Ausstellung die goldene Medaille errungen und den jungen Ruhm des angehenden Meisters begründet hatte; auf der andern standen

angefangene Studien, Skizzen, Versuche; aber immer derselbe wunderschöne Rassekopf, den ganz Berlin kennt: die schönen dunkeln Haare, die schönen dunkeln Augen, das schöne gedunkelte Hautkolorit, die schönen Zähne, mit denen sie dort als Zigeunerin den Beschauern entgegenlacht, der klassisch schöne Wuchs, der sich zu allen Posen und Attitüden hergeben will — ah, man hat ihn schon fast satt, diesen Bewunderungschorus! Auch ist ja Neid genug dahinter; denn die Kollegen gönnen ihm dies Modell nicht, das er so geheimnisvoll für sich allein in Besitz genommen, so geheimnisvoll, daß außer dem Erzengel, seinem Intimus, es niemand gesehen hat, so geheimnisvoll, daß behauptet wird, es existiere gar nicht und der Künstler entfache seine Begeisterung an einer selbsterfundenen Idealgestalt ...

Auch beschäftigte sich der Klatsch mit dem Fall. Wer ist sie? Woher stammt sie? Wie hat er sie entdeckt? Vermutungen, Gerüchte, ja Verdächtigungen. ... Ist es wahr, daß sie vornehmer Herkunft ist und nur aus Freude an dem Reiz ihrer Erscheinung sich als Modell hergibt? Oder: ist es wahr, daß sie sich selbst in ihrer Verzweiflung, aus einem unseligen Familien- und Eheroman heraus, in diese absonderliche Zuflucht begeben? Ist es wahr, daß er sie, die solch hohe Haltung anzunehmen vermag, gleichsam von der Straße aufgelesen, und daß seine Kunst nur allein ihren angeborenen Adel wieder zu erwecken vermochte?

Erich hatte auf den letzten Ruf seines Freundes nur mit dem Hinweis auf den büffettartig gedeckten und mit Frühstücksleckerbissen reichlich bestellten Tisch geantwortet, der heute die Modellestrade einnahm: „Bitte, bediene dich!“ Eine fast unhöfliche Geste schien hinzuzufügen: „Und schweig!“

„Verzeih, alter Junge, daß ich das noch nicht bewundert!“ rief Erzengel und stellte sich mit eingestemmten Fäusten parodistisch bewundernd vor dem Büffett auf; eine fröhliche Helle fuhr über das satte Inkarnat seines

kräftigen Rubenskopfes, dem das rötlichblonde Kräuselhaar und der gleichfalls gekräuselte, noch rötlichere Bart einen jovialen Ausdruck gab. „Huit!" und er schlürfte nach Art der Gourmets die köstlichen Düfte ein, die das Büffett aushauchte. „Aber zugreifen, i wo! Was du denkst! Wo werd' ich da hineinpfuschen!"

In der That wäre es schade gewesen, die künstlerische Harmonie der Gerichte, der Weine und Liköre, des Porzellans und der Krystalle zu zerstören, das herrlich leuchtende Hummerrot von der Cremefolie der süßen Speisen abzulösen, das farbenschillernde Mosaik der geschmückten Salate oder den Lackglanz der glacierten Rebhühner durch einen vorzeitigen Eingriff zu verderben.

„Gefällt es dir?" fragte Erich, indem er eine riesige gebauchte italienische Flasche voll Chianti auf ein Seitentischchen hob und sie mit venetianischen Buckelgläsern umstellte. „Er hat uns viel Mühe gemacht, der Aufbau, alles —"

„Uns . . ." Das ganze Geheimnis dieses Künstlerheims steckte in dem Wort. Erzengel meinte das Paar zu sehen, wie es gemeinsam den Vormittag über an dem Aufbau des Stilllebens gearbeitet, und sie mochten wohl sogar, diese beiden prächtigen Menschenkinder, über dem Schaffen und der Freude des Ordnens das Heikle, ja Beschämende der Situation vergessen haben, und ihr Lachen, sein heller Baryton und ihre volle, vibrierende Altstimme waren in der Atelierweite widerhallt.

Dann aber, als alles fertig war, und als gerade eine Aufhellung des bis dahin stürmenden Himmels einen goldigen Reflex über das Stillleben breitete, hatte sie jenes Hauskleid abgeworfen, dessen Stoff und Spitzenschmuck ihre herrliche Gestalt so königlich hervorhob — und in Hast war sie hinausgeflüchtet, ehe die ersten Gäste einträfen und sie überraschten . . .

Gegangen! — Sie, die vor allen wert wäre, so meinte Erzengel, eine Huldigungscour von Excellenzen und Geldsackfürsten und noch viel Würdigeren entgegenzunehmen!

Geflüchtet ... wie eine Verbrecherin, aus dem Heim, das sie selber hat gründen und aufbauen helfen ...

Gegangen ... und wie er sich jetzt vor die große Kopie der Hesperide stellte, dieselbe, die nach Amerika bestimmt war, und ihn die vornehme Gestalt unter dem Dunkel des mit Goldfrüchten geschmückten Laubes in ihrer hehren Ruhe, die sie von einer Insel der Seligen herübergebracht zu haben schien, mit ihren großen Rätselaugen anblickte, da hob sich unwillkürlich sein Arm, und die große, wuchtige Bildhauerfaust schüttelte drohend nach dem Fenster des Ateliers hin. Drüben, jenseits der Gärten, ragten die Hinterfronten der Kurfürstenstraße, aus den Fensteröffnungen blinzelte der gemeine Alltag mit seinen kleinlichen Sorgen, und das spießbürgerliche Vorurteil lauerte klatschlüstern hinter den Gardinen — — „Na, warte!“ laut entfuhr es ihm unter dem Faustschütteln. Und Erzengel sieht schon so aus, als ob er Manns genug wäre, die Schmach, die nach seiner Ansicht seinen Freunden zugefügt würde, zu rächen ...

Die elektrische Glocke des Korridors schlug an. Schulze, das Faktotum des Atelier Achilles wie zugleich andrer benachbarter Ateliers, riß sich von der großen Weißen los, mit der er in der diskreten Küche soeben beschäftigt war, und humpelte hin, um zu öffnen. Schulze war vor Jahren ein beliebtes Apostelmodell gewesen, aber was gelten heute noch Apostel, und wer malt solche? Er war zu stolz, um sich zu dem Armeleutsideal der modernen Malkunst herabziehen zu lassen. Der Kultus der Berliner Weißen nebst obligaten Schnäpsen hatte freilich seinen Aposteltypus stark lädiert und sein Gesicht der modernen Malweise entsprechend gestaltet; auch war sein schön gewellter Apostelbart aus mangelnder Pflege in Unordnung geraten — aber Prinzip muß sein! So that er denn jetzt Kalfaktordienste; heute war er bei Achilles auf den ganzen Tag gemietet.

Es waren General Bläsers. Die drei Töchter waren mit taubenhafter Lebhaftigkeit die vier Treppen hinauf-

geflattert, die hübschen blauen Augen ganz voll Neugier geladen, denn sie hatten noch nie ein Atelier gesehen. Theodor folgte mit der Generalin-Schwiegermutter, und noch von der zweiten Etage herauf hörte man den wohlbeleibten General über die steilen Stufen ächzen.

Nach der Begrüßung machte sich der General sofort daran, nach Inspekteurmanier das Atelier in allen Einzelheiten in Augenschein zu nehmen. Und entgegen seinem Ruf großer Strenge, die überall etwas zu bemängeln fand, bedachte er das Atelier wie seinen Inhalt mit in regelmäßigen Pausen wiederholten Ausrufen: „Sehr interessant! — Ganz famos! Ganz vortrefflich!" während seine Gattin sich von der anstrengenden „Reise" herauf, in einem Sessel verpustete und ihr bekanntes sanftes, liebenswürdiges Lächeln über die Anwesenden gleiten ließ.

Theodor mußte erst die drei jungen Tauben aus ihrer anfänglichen Verblüffung erwecken. Erich hatte ihnen den Erzengel vorgestellt — ein Bildhauer, o! Einer, der solche Dinge wie das Denkmal Friedrichs des Großen „zusammenhämmert" . . . sie hatten noch nie einen solchen Mann gesehen! Und mit einem zweiten „O!" der Enttäuschung vernahmen sie, daß Herr Engel zumeist nur Tiere modelliere. Hoffentlich Löwen? Und siehe da, es waren auch Löwen darunter. Auch erfuhren sie mit nicht minderem Interesse, daß Schulze, das Faktotum, der ihnen soeben ein Glas Portwein offerierte, früher die Apostelrollen gespielt, zuerst, als er noch keinen Bart hatte, die sanften Johannesse, später den kraft- und bartstrotzenden Paulus. Sie hatten auch noch nie ein Modell gesehen . . .

„O, wirklich nicht?" fragte Erzengel, schüchtern wie ein Primaner im Verkehr mit Damen und das massive Rubensgesicht schamhaft angerötet. Was würde man erst sagen, wenn man erführe, daß auch die Frauengestalten dort nach einem Modell gearbeitet wären, und daß dies Modell sie und die ganze Familie sehr nahe anginge . . .

Es klingelte abermals. Geheimrat Achilles nebst der Erbtante und einem Herrn in wunderschönem Biber, aus

dem ein verwegenes Wrangelgesicht mit dem bekannten Stutzbärtchen ragte. Dieser legte, eine Erkältung seines Organs vorschützend, den Pelz erst später ab. Denen vom Militär imponiert ja gar nichts, man kann es nur durch Haltung versuchen! Aber den drei Tauben imponierte man auch ohne den Biber dennoch. Wirklich, ein Kammersänger? Und wohl gar ein berühmter, nicht? Sie hatten nie mit einem solchen gesprochen. Mama erinnerte sich später am Abend des Künstlers: er hatte einmal auf einem Bazar des „Arme-Windel-Vereins," zu dessen Vorstand sie gehörte, ein paar Lieder aus seiner kostbaren Kehle geopfert. Wie reizend, mit so vielen Berühmtheiten verkehren zu dürfen!

Der General war wieder voll bestrickender Liebenswürdigkeit gegen Frau Belling, und seine drei Töchter erschöpften sich in Aufmerksamkeiten. Jetzt, da sie die Erlaubnis erhalten hatten, Theodors Tante auch als die ihre anzuerkennen und benennen zu dürfen, schwelgten sie förmlich in dieser neuen Verwandtschaft: Tantchen hier! Tantchen da!

Während der ersten Begrüßungen hatte Frau Belling einen flachen Gegenstand eingewickelt in der Hand gehalten, es sah aus wie ein Etui. „Ah, fast hätte ich vergessen —" sagte sie. „Hier, Erich, ich wollte doch auch was zu deinem Frühstück beisteuern." Sie wickelte das Papier auf, die drei Tauben waren sehr gespannt: ist es nicht ihr Beruf als Erbtante, immer solche hübsche Ueberraschungen bei sich zu führen? Und was war es? Eine gleißende Blechbüchse voll Appetitsild.

„Ich dank' dir, Tant'-Minchen!" sagte Erich feierlich. „Du denkst immer an alles."

„Pompös!" rief der famose Baryton des Kammersängers. „Ich denke aber, Frau Nachbarin, wir lassen diese Vögel in ihrem Käfig — ich ziehe in Freiheit dressierte Hummern vor!" — Und er machte eine verbeugende Geste nach dem Büffett hin. Als Tant'-Minchen dieser Herrlichkeiten ansichtig wurde, entsank ihr das Herz: dem

Erich, dem braven Jungen, ist eben nicht beizukommen. Er liebte es schon von klein an, sich selber durch eigene Kraft durchzuhelfen. Und sie wagte nicht, ihre bescheidene Festgabe auf dem glanzvollen Frühstücksaltar zu opfern.

Bald darauf, als sie gerade auf Lizzie stieß, nahm sie diese beiseite, immer noch die Büchse in der Hand. Lizzie stutzte: es sah aus, als hätte die Tante ihr ein gefährliches Geheimnis anzuvertrauen, — in Paris und in Spanien benutzen sie doch jetzt solche Sardinenbüchsen als Attentatsbomben ...

Tant'-Minchens Augen rundeten sich, sie legte die Hand mit der Büchse auf des Mädchens Schulter, und aus ihrem treuen Herzen explodierte die Frage, die zugleich wie eine Bitte klang: „Nicht wahr, du wirst Theodorchen recht, recht glücklich machen?"

„J—ich?" Lizzie prallte zurück.

Tant'-Minchen war ganz verblüfft: wieso? Hat sie nicht die Absicht?

„Aber Tantchen ..." sagte Lizzie lachend. „Ich soll Theodor ... ach so, du verwechselst uns?"

„Ja, bist du denn nicht ...?"

„Toni steht drüben mit Theodor."

„O je! O jerum!" Daß ihr das passieren muß! Immer diese Verwechselung! Diesmal ist das neue Kostüm der drei Schwestern daran schuld. Es war das Eiskostüm — selbst im Hause gefertigt, wie alle ihre Kleider —, blau mit weißem Krimmer, dazu die polnische Mütze. Und während sie noch über das Mißgeschick lachten, rekapitulierte Tant'-Minchen die Instruktion, die ihr Theodor erteilt, um die drei Schwestern auseinander zu halten: also Lizzie lispelte ein wenig, Hertha, die ältere, hat ein kleineres und ein größeres Ohr, auch wendet sie das Attribut „furchtbar" fortwährend an, weshalb sie in der Familie „die Furchtbare" heißt. Nun, und seine Braut, — natürlich ist die vollkommen und hat gar keine Merkmale!

Das Brautpaar hatte sich schon eine Weile, während die andern das Atelier und seine Kunstschätze besichtigten,

dem Studium einer weiter hinten stehenden Staffelei hingegeben. Nach dem Austausch einiger süßen Herzensgeheimnisse fragte Toni ihren Bräutigam: „Schatz, warum malt dein Bruder denn immer dieselbe?“

Theodor, der wie sein Bruder Fritz nicht ganz ohne Ahnung über die Gerüchte war, die über das Verhältnis Erichs zu seinem Modell umliefen, wich vorsichtig aus und galant zugleich: „Wenn man begeistert ist für jemand, so soll man es nicht halb sein. Trage ich nicht fort und fort nur das eine Bild in Gedanken?“

Und ein schmiegender Händedruck und ein Austausch seliger Blicke. Plötzlich, bei einem zufälligen Umwenden, fuhr Toni mit einem halben Schreckruf zusammen. Hinter ihr unter der Palme ragte die Venus in ihrem weißen Gliederprunk auf.

„Was habt ihr nur, Kinder?“ fragte die Generalin. „Ach so ...“ Und mit einem Anfall von Empörung schlug sie die Augen nieder, als sie ihre Jüngste in unmittelbarer Nachbarschaft der antiken Bloßstellung erblickte. Das kommt davon, wenn man mit jungen Mädchen Malerateliers frequentiert! Sie erhob sich von ihrem Sessel und rief: „Kommt, wir wollen die Bilder besehen!“

Toni, verwirrt und errötend, folgte dem Ruf, während Theodor sich umschaute, ob nicht noch mehr solcher Ueberraschungen vorhanden wären.

„Die Sachen sind famos!“ dekretierte der General. „Sieh mal, Grete“ — Grete war so gar kein Generalinnenname, wie er in den Journalen steht, dachte Tant'-Minchen — „sieh mal, Grete, die famose Helgoländerin!“ Man stand vor einer kleineren Staffelei, die das Modell der andern Bilder im Helgoländerkostüm darstellte; und siehe da, der bekannte Schirmhut kleidete das an Diademe und Epheukränze gewohnte schöne Haupt nicht minder gut. Unter dem Schatten des Hutes leuchteten die wunderbaren Augen, und hier hatte das Lächeln des Mundes, das bei der Mänade herausfordernd, bei der Hesperide weltverachtend wirkte, etwas anheimelnd Weibliches und Liebliches.

„Ganz famos gemacht ...“ Der General wuchtete mit einigen imaginären Pinselstrichen, die wie Peitschenhiebe aussahen, durch die Luft. „Ganz famos. ... Sie waren in Helgoland?“ fragte er Erich.

„Vorigen Sommer, Herr General.“

„Ah! Ich war öfter da, in dienstlichen Angelegenheiten“ — dann leiser — „ich glaube keine Indiskretion zu begehen, wenn ich erwähne, wir werden das Inselchen erwerben. Die da habe ich freilich nicht dort gesehen.“

„Ist auch keine echte Helgoländerin, Herr General!“

„Na, was denn? Na, was denn? Ach, ja so — i natürlich! Dieselbe, die Sie da unter dem Apfelbaum als — als — wie nennen Sie es doch gleich —“

„Hesperide —“ fiel der Kammersänger ein. „Goldene Medaille, Herr General!“

„O! Warum haben Sie das nicht gleich gesagt! Das also ist die mit der goldenen Medaille. Sieh mal, Grete!“

Und mit seinem Inspekteursschritt schleifte er auf die große Kopie des Preisbildes los, nahm Position davor, indem die Hacken mit klirrenden Sporen jugendlich-stramm zusammenschlugen, und vollführte eine kurze Verbeugung gegen die Gestalt auf dem Bilde.

„Eine Attitüde wie eine Fürstin, mein lieber Professor. — Gestatten Sie, daß ich Sie so tituliere, der Titel ist Ihnen sicher —“

„O, Herr General!“

„Also, Hesperide — hm! Famos! Und die goldene Medaille, ei, ei!“ Er hatte das Lorgnon gegen die Augen erhoben, betrachtete das Bild ganz nah, zum Riechen nah, dann wieder weit zurücktretend, wuchtete er von einem Bein aufs andre, sagte mehrmals hm! hm! und platzte dann mit folgendem Bekenntnis heraus: „Wissen Sie, meine Herren, offen gestanden, ein richtiges Verhältnis hab' ich eigentlich nicht zu der Malerei. Woher auch? Ich habe nie Zeit gehabt, ein Museum zu besuchen. Wenn Sie mir eine Zeichnung vorlegen, eine Panzerkonstruktion

oder ein Geschoßhebewerk, sofort entziffre ich Ihnen das Dings. Aberr—rr ... wie gesagt, ganz famos! Mein Kompliment!"

Damit war dies Inspizierungsobjekt erledigt. Der General that ein paar verlegen wiegende Schleifschritte seitwärts, nach einer neuen Nummer suchend, schlug dann wieder klirrend die Hacken zusammen und machte die betreffende Verbeugung. — „Ah!" entfuhr es ihm aufs Geratewohl, und er suchte nach seinem Kneifer, der herabgefallen war.

Es war das Büffett. Er hatte es wahrhaftig als ein Gemälde angesehen.

Erzengel, der sich bisher mit Hertha unterhalten und sie entzückend gefunden hatte — er glühte jetzt im stärksten Rubenskolorit — riskierte einen Scherz: „Von unserm ersten Stilllebenkomponisten, Herr General!"

„Namens?"

„Borchardt, Herr General!"

„O!" rief dieser; jetzt erst, als er das endlich aufgegriffene Lorgnon ansetzte, erkannte er seinen Irrtum, und er ließ eine sonore Lache los, die alle Anwesenden ansteckte. Während sein Blick dann, falkenhaft geschärft, über die Leckerbissen fuhr, wiederholte er die Verbeugung, aber das „Famos!" erklang viel kräftiger als vorhin.

„Sieh doch nur, Grete!"

Die matten Augen der Generalin schienen wie geblendet von den Herrlichkeiten. Ein schüchternes „Freilich!" entfuhr ihr. Und die ganze Kalbsbratenmisere ihrer eigenen Gastlichkeit, die so etwas nie zu leisten vermöchte, lag in dem Wort.

Hertha aber rief: „Furchtbar hübsch!" Und sie riskierte einen Gegenscherz gegen den von Erzengel. Sie fand den Löwenbildhauer ihrerseits ebenfalls sehr nett — mal was andres wie die ewigen Leutnants! meinte sie. Riskierte also einen Scherz und sagte: „Plastisch und malerisch, und außerdem eßbar, darin ist den Herren Künstlern Borchardt jedenfalls über. Wenn wir nach der Stadt

kommen, sehen wir uns öfter sein Museum in der Französischen Straße an."

Erzengel, der gute, brave Kerl, fand dies ebenfalls „furchtbar hübsch". Fast geistreich ... er war bei seinem mangelnden Damenumgang durchaus nicht verwöhnt. Und so stempelte er das erste nette Wort, das einem Mädchenmunde entschlüpfte, als geistreich. „Schade, daß es eine Generalstochter ist!" dachte er, während er nicht müde wurde, sich an ihrem lieben, freundlichen Dutzendgesichtchen zu erfreuen.

Siebentes Kapitel.

Jetzt meldeten sich endlich unter starkem Klingellärm „die vom Kurfürstendamm".

„Warum sie immer etwas zu belachen haben?" meinte Achilles für sich, als er das Brautpaar draußen beim Ablegen der Sachen laut schäkern hörte. Nun, sie sind jung, und wenn man in eine glänzende Zukunft blicken darf, mag man schwer das Lachen einschränken ...

Am Arme von Fritz rauschte das „süße schwarze Teufelchen" herein. Sie muß immer was zu rauschen haben, meinte Tant'-Minchen, mit einem leichten Stich ins Mißbilligende. Aber Fritzchen liebt das. Wie er strahlt und glitzert vor Stolz und Zärtlichkeit! Als wenn seit seiner kurzen Verlobung sein Gesichtsausdruck sich noch verfeistet hätte — natürlich bei solchen Dinerverhältnissen!

Dem Paare folgte Koppenberg nebst seinen beiden Jüngsten, dem Backfisch mit den Zöpfen und Kugelaugen und dem überaus unternehmend dreinschauenden Tertianer, genannt „Terribelchen", der in der Blüte der Lümmeljahre stand.

Die Bläsers und Koppenbergs hatten sich bisher nur in offiziellen Besuchen „berochen", wie Fritz sich ausdrückte;

Tant'-Minchen fand das Wort greulich. Der heutige Tag sollte die nähere Bekanntschaft vermitteln und die Gegensätze sänftiglich abschleifen. „Diesen Militärs imponiert man am besten durch schneidiges Drauflosgehen," schien Koppenbergs ganzes Auftreten zu sagen — natürlich ist er stockliberal gesinnt. Mit der Miene eines neugebackenen Bürgermeisters fuhr er gegen die Herrschaften an und teilte ohne Rücksicht auf das zarte Geschlecht seine athletenkräftigen Schüttelhände aus, von Handküssen und derlei feudalen Erniedrigungen schien er nichts zu halten. Die drei Tauben hätten am liebsten aufgeschrieen vor Schmerz, doch lächelten sie wohlerzogen wie immer: hatte ihnen nicht der erste Besuch in der Villa Koppenberg eine feenhafte Perspektive ungeahnter Lebensgenüsse eröffnet?

Das Bräutchen aber machte diese Bäuerlichkeit ihres Vaters sofort wieder gut. Sie hatte, wie man jederzeit im Koppenbergschen Hause belehrt wurde, in einem feinsten Genfer Pensionat unter Adligen und Patrizierstöchtern den Erziehungsschliff erhalten, und ihr natürlicher, weltlicher Frohsinn hatte sie dabei unterstützt. Nichts Tadelloseres, nichts Graziöseres zugleich, als sie nun vor der Generalin einen tief in ihre steifseidenen Jupons hineinraschelnden Knicks ausführte, die stets kühl anzufühlende aristokratisch schlanke Hand der Respektsdame mit ihrem patschelig geformten Händchen ergriff und mit ihren frischroten Lippen einen Kuß darauf hauchte, dazu ein „Gnädige Frau", das wie ein paar operettenhafte Singnoten im Raume ertönte.

„O, nicht doch —" wehrte die Generalin; sie war sichtlich von der hübschen Erscheinung überrascht. „Wir wollen gute Freunde sein, nicht?"

„Gern, gnädige Frau — gern, gern!"

Da näherten sich auch schon die beiden älteren Töchter, und Irmgard gab jeder von ihnen einen herzigen Kuß. Gleich darauf hatte sie auch schon wieder mit Theodors Braut wichtige Geheimnisse auszutauschen, und die beiden Bräutigambrüder, die horchen wollten, wies sie neckisch

ab. Sie waren alle entzückt von ihr. — „Famoses Mädel!“ meinte der General, aber keine Redensart diesmal wie den Gemälden gegenüber, denn er liebte es, mit solchen „famosen Mädels“, natürlich aus der Gesellschaft, in onkelhafter, altfränkischer Weise zu plänkeln.

Das Herz ihres Schwiegervaters Achilles gewann aber Irmgard an diesem Tage im Sturm. Wie sie da vor ihm steht und ihn fragt: „Papa, nicht wahr? Darf ich dich so nennen ... ach, bitte, bitte!“ Wie die Grübchen, die „Schelmennester“ in ihren Wänglein dazu lächeln! wie ihre „Perlenreihen“ von überaus festen, weißen Zähnchen dazu glänzen! und ihre Augen, ihre Augen, ihre süßen, schwarzen Teufelchensaugen, es gibt kein Wehren und kein Ernstbleiben dagegen — Fritzens Seligkeitswonne ist sehr wohl begreiflich ...

Natürlich „Papa!“ so viel sie will, so oft sie will! Es war ihm, als umschmeichelte ihn ein wohlig kosender Hauch. Alle Falten seines Gesichtes, das sonst so pedantisch auf Ordnung hielt, gerieten ins Wanken vor diesem neuen Vaterglücke. Ah, es ist doch keine Kleinigkeit, zwei solcher Schwiegertöchter zu besitzen — man nennt sie einfach „Töchter“, nicht? ... aber warum kommt die andre nicht und bittet um die gleiche Gunst? Die ist viel zurückhaltender ...

Als wenn Irmgard diese Frage auf dem Gesicht ihres Schwiegervaters gelesen: „Schwägerin!“ rief sie die nahestehende Antonie an — „schnell! komm! Ich habe Papachen gebeten, ob wir ihn Papa nennen dürfen.“

Und sie nahm die verschämt Zögernde bei der Hand und führte sie dem frischgebackenen „Papa“ zu.

Gleich darauf fühlte Achilles sich zwiefach umarmt, von der einen Seite stürmischer, von der andern nicht minder anheimelnd, und der Duft der beiden jungen hübschen Mädchenblüten, die er jetzt seine Töchter nennen durfte, zauberte ihm fast die Erinnerung an die Verlobungszeit mit seiner seligen Auguste zurück.

Sie standen gerade vor der schelmisch lächelnden

„Helgoländerin“. „Ist's nicht so, Papa — als wenn sie mit dabei sein wollte?“ sagte Irmgard. In der That: baten nicht jene Augen um die gleiche Gunst? „Als dritte, als dritte!“ baten sie.

„Aber Irmy!“ rief Fritz, der nie weit von seiner Braut weilte. Als wenn er ahnte!

„Das könnte vielleicht werden!“ fiel Erzengel ein. Erich erschrak und warf ihm einen bittend-drohenden Blick zu.

Wieso? Wieso? — Und aller Augen auf Erzengel gerichtet, fragend, stutzend, witternd.

Erzengel aber gelüstete es, weiter mit dem Feuer zu spielen. „Nun, Modelle heiraten,“ sagte er, an seinem Kräuselbarte mit den Fingern arbeitend, „es ist unter uns Künstlern fast nichts Außergewöhnliches —“

„Oho!“ wehrte der Kammersänger; denn seine Frau war eine Hofratstochter aus einem thüringischen Kleinstaat.

„Und man kann ganz glücklich dabei werden,“ fuhr Erzengel fort. Hertha sah ihn entsetzt an, fast wäre ihr ihr Stereotypwort „furchtbar“ entfahren.

„Nicht, du?“ fuhr er nach Erich herum, der hinter ihm stand und in seiner verschlossenen Art die Achseln zuckte; aber seine Brauen wetterten seltsam erregt über den funkelnden Augen.

Tant'-Minchen überlief es ganz schwül, als ahnte auch sie; und scheu sah sie sich in dem Raume um, als witterte sie etwas, was nicht hergehörte — oder erst recht hierher gehörte . . .

„Na, sagen Sie mal,“ fiel der General ein, „ich verstehe mich, wie gesagt, nicht darauf. Modell — ja so! Hm! Und die da“ — er strich mit einer Rundgeste über die verschiedenen Staffeleien hin —, „die da sind sozusagen nach dem lebendigen Modell gearbeitet? Wohl eine Familie, was?“

„Eine und dieselbe, Herr General!“ sagte Erich, nein, trotzig rief er es, fast freudig.

„Ah! Da mach' ich Ihnen aber mein Kompliment,

lieber Professor, daß Sie so gut zu wählen verstanden. Also dasselbe Modell? Und Sie werden nicht müde, es zu malen? — Na ja, heiraten, heiraten — ich habe davon gehört. Die da" — und er wies auf die Hesperide hin — „sieht ja schon so aus, als ob sie aus fürstlichem Geblüte — alle Wetter, was sie sich auf ein Air versteht —"

In der That, wie eine Fürstin steht sie da, und wie ein Fürstendiadem leuchtet der Blütenkranz auf ihrem üppig gelösten Haar; die Haltung fürstlich, und fürstlich der Blick, mit dem sie über die vom silberschimmernden Zephyrstoff halbverdeckte Schulter hinweg die Beschauer betrachtet. Es ist wie eine stolze Abwehr: wagt es nicht, euch mir zu nahen mit euren trivialen Konvenienzen!

„Aber die andern da," fuhr der General fort, „da möchte ich mich doch besinnen, ob ich die als Schwiegertochter ..."

Er wies auf eine seitwärts stehende Staffelei, wo halb noch als Skizze — nur das Gesicht schien vollendet — eine Mänade sich in begeisterungstrunkener Stellung bäumte. Kaum daß man am Schnitt des edlen Gesichtes, an Haar und Augen das Modell der Hesperide wiedererkannte.

Alle Blicke wandten sich dorthin; die Damen erröteten, denn die im Dunkel stehende Skizze markierte noch nicht deutlich, was außer dem Pantherfell sonst noch zum Kostüm der antiken Dame gehörte — es schien nicht eben viel.

Ganz banausisch in diese verfängliche Scene fuhr Koppenberg mit der Frage herein: „Na, was bezahlt man denn für so ein Modell? Ich meine, was kriegt so eine Person —"

Person ...? Was hat Erich denn so zusammenzufahren bei dem Wort? Wie soll man eine, die ihre Glieder einem Künstler oder auch mehreren so exponiert, denn nennen?

Der Kammersänger aber spielte sich sofort auf den kennerhaften Schwerenöter auf. „Es gibt welche, die ihren Künstler Hunderttausend gekostet haben."

„Uh!“ entfuhr es Tant'-Minchen, und sie hätte bald die Büchse Appetitsild fallen lassen. Die drei Tauben schlossen sich plötzlich, die Arme um die Taillen verschränkend, zusammen, und der Blick ihrer Mutter beschützte sie gluckenhaft gegen die aus der Luft drohende Habichtgefahr.

„Hunderttausend — i — i!“ sagte Koppenberg, und seine wie poliert glänzenden Wangen verzogen sich zu einem ironischen Mitleidslächeln: Hunderttausend, eine ganz plöterige Summe, wo es sich um „Personen“ handelt. ... Als wenn er nicht schon das Zehnfache für diesen Zweck verausgabt — aber man darf nicht reden, hier nicht ...

„Hunderttausend —“ echote der General, „na ja, na ja, es gibt solche Geschichten ...“ Und während er mit einer Kneifbewegung der unteren Zähne die eine Schnurrbartseite zu fassen suchte, erinnerte er sich einer gewissen kleinen Geschichte, die er als Besucher der Artillerie- und Ingenieurschule einmal gehabt. Etwas Harmloses, o, nicht wohl der Rede wert — denn er hat schon damals als Leutnant nicht Zeit gehabt zu Allotria, auch mangelte es vollständig an Zulage.

Erich reizte dies Kleintreten des Themas. Und wie mißachtend im Ton darüber verhandelt wird! Die gewissen tiefen Falten zwischen seinen Brauen zuckten drohend, ja herausfordernd, und in fast schrillem Ton schnitt er die Unterhaltung gleichsam entzwei: „Die Taxe ist von zwei Mark die Stunde bis zehn! — Bitte! Darf ich bitten —“ In seiner Wohlerzogenheit reichte er der Generalin den Arm und führte sie an ein Tischchen, das in der Nähe des Büffetts stand. Und er begann selbst den Angriff auf die Delikatessen, häufte seiner Dame ein ganzes Potpourri von Leckerbissen auf den Teller.

Es war das Signal zur allgemeinen Attacke. Gleich konstituierte sich ein Brautpaartisch, ein Schwiegervätertisch, zu dem auch Tant'-Minchen zugelassen war, während der Kammersänger mit Erzengel und den beiden älteren Generalstöchtern eine lustige Ecke ausmachten, dort hinten

auf der Truhe. Die Riesenportionen, die Erzengel herbeischleppte, erweckten die Heiterkeit der Damen, während der Kammersänger seine Schwänke zum besten gab; er war stark in Nachahmungen von Tierstimmen.

„Wie herzlich Herr Engel lachen kann,“ meinte Hertha, „und wie hübsch rot er wird, wenn man ihn ansieht — er muß ein ‚seelensguter‘ Mensch sein! Wie schade, daß er ein Künstler ist ...“

Aber man kennt nichts von ihm. Gleich muß er uns einladen, sein Atelier zu besichtigen! Die Parole flog von Tisch zu Tisch. Abgemacht! Selbst die Generalin gab mit ihrem matten Lächeln ihre Zustimmung: denn in der Unterhaltung mit Erich hatte sie die für ihre zimperlichen Vorurteile erstaunliche Entdeckung gemacht, daß auch Künstler sehr nette und manierliche Menschen sein können.

Erzengel aber hatte wieder sein sattestes Rubenskolorit aufgesteckt. O, er freute sich diebisch auf den Besuch, besonders auf den einer gewissen „furchtbar lieben“ jungen Dame ... aber seine elende Künstlerhöhle in dem feuchten Stadtbahnbogen, wo es nach Gips und nassem Thon riecht und kein Fell, kaum ein Sitz vorhanden ist!

Das Stillleben krönte als architektonischer Abschluß eine kunstvoll aufgebaute Torte — „Schilling fecit,“ wie Fritz den Damen erläutert hatte — natürlich der Konditor, nicht der Bildhauer.

Eben hatte der Apostel die Sektgläser herumgereicht, und man stieß miteinander an; die Stimmung machte sich, als plötzlich der Genius, der den Gipfel der Torte zierte, sich zu neigen begann, das ganze Gebäude ins Wanken geriet und nach hinten zusammenstürzte.

Wer erschien in dieser Bresche? Natürlich das Terribelchen und das Backfischchen. Sie hatten den Kuchen von hinten unterhöhlt, und nun grinsten ihre kauenden Gamingesichter triumphierend über den Trümmern.

„Bravo! Bravo!“ rief Fritz, und zu Theodor gewandt: „Du hättest es mit deinem neuen Mörser nicht accurater machen können, Bombe!“

„Nicht Bombe nennen!“ bat Antonie. „Bombe ist nicht hübsch.“ Wie schützend streckte sie die Rechte vor die Brust ihres Bräutigams.

„Für Brautleute auch weniger passend,“ antwortete Fritz.

„Wenn ich dich zum Beispiel Bombe nennen wollte,“ fiel Irmgard ein, das allerliebste Mäulchen gegen ihren Bräutigam gespitzt. „Bombe!“

„Es klingt allerliebst, wie Sie das sagen, Schwägerin,“ sagte Theodor, der sonst so spröde in Komplimenten.

„Findest du?“ warf seine Braut hin, mit einer kleinen schmollenden Viertelswendung.

„Hoho! Eifersüchtig!“ prustete Fritz los. „Großartig! Apropos, wie oft habt ihr euch schon gezankt? — Wir ...“

Irmgard hielt ihm sofort mit ihrer kleinen rundlichen Patsche den Mund zu. „Du—u!“ drohte sie.

„Ach, laß doch dergleichen!“ sagte Theodor in fast verweisendem Ton. „Man scherzt nicht mit dergleichen.“

„Woll'n uns wieder vertragen!“ johlte Fritz und erhob sein Glas, und sie stießen lachend an.

Doch die beiden Tortenzerstörer stöberten weiter im Atelier umher, wo es etwa ein neues Stücklein auszuführen gäbe. Sie schnitten Grimassen gegen die Bilder, hoben alle Decken und Vorhänge in die Höhe, um zu sehen, was dahinter sei; plötzlich gab es ein Gepolter, eine Staffelei war am Zusammenstürzen. Der Apostel rettete sie noch gerade; doch die beiden Missethäter waren zu Fall gekommen, sie hatten sich um einen eroberten Gegenstand gestritten — was war es? — ein Damenpantoffel!

Das Terribelchen war Sieger geblieben; mit einem indianerhaften Triumphgeheul hob er den Pantoffel in die Höhe.

Tant'-Minchen stieß wieder einen Vokal aus, diesmal ein „U“. — Die Generalin starrte voll Entsetzen den

Pantoffel an, die drei Töchter lächelten verlegen; Irmgard rief: „Reizend!" und Fritz sekundierte: „Famos!" Der General schmunzelte: „Hm!", der Kammersänger ließ einen Pfeifton hören und entschuldigte ihn mit „Pardon!" Nur Achilles erwies sich in diesem Falle als Repräsentant des gesunden Menschenverstandes. Wie entschuldigend, jedoch sehr heftig mit dem bewußten Auge zwinkernd, sagte er: „Nun, da es doch ein Modell sein soll, etwas anhaben muß sie doch — und sie kann sich doch nicht in Gummigaloschen von der Straße weg malen lassen."

Natürlich nicht: eine ganz einfache Lösung! Dennoch, als der Pantoffel jetzt dort auf dem Schränkchen stand, wo ihn Terribelchen, froh über die Wirkung, hingesetzt, waren aller Augen auf ihn geheftet. Es war ein Morgenschuh von blauem Samt, mit grauem Plüsch eingefaßt, mit einer hübschen, goldenen Schnalle verziert, durchaus keine orientalische Nippesbabusche, wie man sie zur Dekoration an die Wand hängt, nein, er wurde wirklich getragen und zeigte die Spuren, und die Betreffende lebte nicht gerade auf dem allerkleinsten Fuße.

Ein indiskreter Sonnenreflex traf ihn zufällig, und der Schuh leuchtete förmlich, stand da gleichsam ihnen allen zum Trotz und schien zu sagen: Seht, ich gehöre schon hierher ...

Auch Erich starrte ihn an, mit einem seltsam zuckenden Lächeln, halb Entschuldigung vor dem Pantoffel, halb Herausforderung denen gegenüber, die ihn so anglotzten und sein Rätsel beschnüffelten.

In Erzengels gewaltig massivem Kopf aber ging etwas vor; hastig, gegen seine sonst so phlegmatische Westfalenart schlang er große Gabelladungen voll Heringssalat hinab.

Die Spannung, die in der Luft lag, verstärkte sich noch, als scheinbar ganz zufällig, das heißt, nachdem Terribelchen nachgeholfen, die eine Thür des großen Hildesheimer Schrankes mit lieblich kreischendem Ton sich aufdrehte und eine ganze Fülle bunter und geschmückter Damenkleider sichtbar wurde.

Es war wie ein „Ah“, das beim Heben eines Theatervorhanges über den Zuschauerraum dahinrieselt. Mein Gott, was gibt es denn noch für Ueberraschungen! Die Herren wußten jetzt, die Damen ahnten hinter der obligaten Verlegenheitsröte. Tant'-Minchen war in vollem Alarm aufgesprungen. Am liebsten wäre sie auf Erich losgestürzt: Duchen, jetzt wirst du beichten! Also auch dieser Neffe hatte sie mit seinem Geheimnis umgangen! Mag es noch so verbrecherisch sein, das Geheimnis, das der Pantoffel da und der Schrank voll Damenkleider ausplaudern — sie, die gute Tant'-Minchen, hätte schließlich doch ein Verständnis dafür gefunden ...

Dort war eine Thür, die in den Nebenraum führte, und verschlossen, und die andern Räume — wozu braucht er, der Junggeselle, eine solche ausgewachsene Familienwohnung? O, sie wird schon dahinterkommen ...

Die durch Banalitäten und Verlegenheitsamusements ausgefüllte Pause glaubte Koppenberg dadurch für sich ausnutzen zu können, daß er seinen Protzen recht effektvoll spielen ließ. „Sagen Sie mal, lieber Herr Achilles,“ wandte er sich an Erich, der gerade umherging und einschenkte — „sagen Sie mal, könnten Sie mir das Dings da fertig machen für meine Galerie?“

Er führte seine „Galerie“ in letzter Zeit häufig im Munde, obgleich sie noch nicht existierte, aber es wäre doch eine Kleinigkeit für ihn, die echten Rembrandts und Rubens und wie die Kerle heißen, aus dem Boden zu stampfen. Dann würde er diese Kollektion, sobald sie sich erst, woran nicht zu zweifeln, ihr Renommee erworben haben würde, dem königlichen Museum vermachen, und zweifellos würde ihm dies den Adel eintragen.

Erich sah ihn groß an, die Champagnerflasche in der Hand: welches „Dings“ meinte der Protz?

„Nun, das da!“ Koppenberg machte seine Hackenbewegung mit dem gekrümmten Zeigefinger nach der Mänade hin.

„Bedaure sehr — das nicht!“ sagte Erich.

„Wohl schon verkauft?“

„Nein, ich verkaufe keins mehr von diesen da!“ Erichs Stimme vibrierte von innerer Erregung, und er schwenkte mit der Hand über die Staffeleien hin.

„Es käme mir auf den Preis nicht an — meinetwegen auch nur eine zweite Kopie von der da!“ Koppenberg wies nach der Hesperide.

„Diese da? — Nochmals eine Kopie? — Verzeihen Sie, ich bin eigentlich kein Kopist, Herr Koppenberg. Leider also auch die nicht!“

Es klang so scharf, so abhackend: weh dem, der mir an „diese da“ rührt ...

Erzengel nickte Erich freudig zu: So ist's recht! Jetzt nur Mut ...

„Willst dir wohl selber eine Galerie anlegen mit der Allerweltsschönheit?“ rief Fritz, der schon wieder den Sekt zu spüren begann.

„Allerweltsschönheit?!“ Erichs Augen flammten.

„Nun, nun, nun!“ besänftigte der alte Achilles.

„Wie du bist, Brüderchen, ich meine, sie hängt doch in allen Läden aus.“

„Das kann ich nicht mehr verhindern — jetzt nicht mehr!“

„Uebrigens darf sie sich sehen lassen,“ fiel der Kammersänger ein. „Wo haben Sie sie denn? Darf man nicht ihre Bekanntschaft ...?“

Um Gotteswillen ...! Die Generalin stand eine zitternde Angst aus: — es würde eine Scene geben, irgend eine Extravaganz würde sich entwickeln — und im Beisein ihrer Küchlein!

Solche Spannungsscene löst am besten die ultima ratio, das grobe Geschütz, so meinte der General, und er erhob sich, um einen solennen Toast auszubringen:

„Meine Herrschaften, bitte Ihr Glas!“ kommandierte er energisch. Und nun mit dem Inspekteursblick wartete er, bis der Apostel alle Gläser gefüllt hatte und jeder das seine in der Hand hielt. Dann mit dröhnender Stimme:

„Meine geehrten Herrschaften! Wenn ich zwar auch nichts von Kunst verstehe, so bin ich mir doch bewußt, mit Ihnen in dem Tempel eines ihrer berufensten Jünger zu weilen. Im Angesicht der famosen“ — nein, ‚famos‘ ist nicht das richtige Wort, und er verbesserte sich — „der großartigen Meisterwerke, die uns umgeben, unter dem Eindrucke der ungemein liebenswürdigen Gastlichkeit, die wir hier zu genießen die Ehre haben, erheben wir unsre Gläser und trinken auf das Wohl des Herrn Erich Achilles — er lebe hoch!“ — als wenn der alte Artillerist „Feuer!“ kommandierte, und jetzt: „zweites Geschütz, Feuer!“ — „hoch! — und zum drittenmal hoch!“

Alle umdrängten Erich und stießen mit ihm an. Durch den schallenden Toast herbeigelockt, erschien nun auch Tant'-Minchen in der Thür des Nebenraumes, wo sie unterdes eingedrungen war, es hatte ihr keine Ruhe gelassen. Auf ihren Wangen zitterte noch die helle Verstörung, denn was hatte sie da drinnen nicht alles entdeckt!

Zuerst einen kompletten, vollständig hausfrauenhaft ausgewachsenen Nähtisch, sogar einen Flickkorb hatte Terribelchen aufgestöbert, und dann war man in ein Allerheiligstes gedrungen, und der Schreck hatte die brave Tante auf der Schwelle fast gelähmt: dort an der Breitwand des kokett mit schönem, buntem indischen Stoff bezogenen Schlafhimmels thronte ein Bett ... ja es thronte dort förmlich unter dem Baldachin, das Lager mit einem alten Brokatstoff verdeckt ... und die pausbäckige Rokokoputte, die den Stoff des Baldachins raffte, lächelte so keck auf die Eindringlingin hernieder — und der große Spiegel des Toilettenschrankes grinste ihr so höhnisch entgegen ... Sie hatte sofort die Tapetenthür wieder geschlossen, ehe die Kinder einen Blick hineinthäten — es war alles wie eine Vision gewesen — es war ihr förmlich in die Kniee gefahren, und sie atmete auf, als sie den Toast hörte — als erlöste der sie von einem alpartigen Anfall ...

Als sie hörte, auf wen der Toast lautete, beschloß sie, die Gelegenheit zu ergreifen, um mit Erich zu reden.

O, nur eine deutliche Anspielung, daß man die Situation durchschaut habe — und man ist nicht dazu da, um sich zum Dummen halten zu lassen. ... Eben wollte sie ihn in einen Winkel drängen und mit ihrem gewohnten „Duchen" anreden, als abermals zu einem Toaste aufgefordert wurde.

Es war Erzengel, der ans Glas geklopft hatte. Seine herkulische Gestalt überragte alle Anwesenden, und sein Antlitz unter dem rotblonden Kräuselhaar glühte gleich einem Leuchtturm; denn es war keine Kleinigkeit: er hatte noch nie geredet! Aber die Empörung, die schon längst in ihm gekocht, hieß ihn ans Glas klopfen, und da stand er, die mächtigen Knöchel auf das zerbrechliche Tischchen gestemmt, und fuhr los, und es ging ganz gut und tapfer:

„Geehrte Herrschaften! Den Toast, den soeben der Herr General ausgebracht, möcht' ich — möcht' ich — erlaube ich mir zu ergänzen. Ich bin zwar kein Redner — nein, keineswegs — aber was ich zu sagen habe, kommt mir aus dem Herzen — aus treuem Freundesherzen —"

„Bravo!" rief halblaut der ewig schnodderige Fritz.

Eine kurze Pause, während der das Tischchen unter den Fäusten des Bildhauers hörbar krachte. Und er begann wieder: „Wir haben auf das Wohl des Hausherrn getrunken, wohlan, lassen Sie uns jetzt auch auf das Wohl ...

Doch nicht der Hausfrau? fragten alle Blicke.

Nein, so ging es nicht! Eine ganz kleine Umschreibung wird der Sache, die Erzengel zu vertreten sich entschlossen hat, nur nützen: „Das heißt, ich kann mir denken," verbesserte sich der Redner, „daß meine Worte Sie alle überraschen werden, aber einmal muß es heraus —"

„Siegfried!" rief Erich.

Aber der Redner ließ sich nicht beirren:

„Einmal muß es heraus, daß in diesen Räumen ein Glück sich versteckt, das eben so wert ist als ein andres, vom vollen Tageslicht beschienen zu werden. Meine Herrschaften, ich trinke auf das Gedeihen dieses Glückes! Es

lebe die schöne, die liebenswürdige Fee, die es geschaffen hat ... es lebe ..."

Und er hob das Glas zum Munde, und mit ruckender Nackenbeugung goß er den Inhalt hinab. Dann ließ er sich in dem Korbsessel nieder. Man hörte diesen ächzen.

Was war denn das?! Der General dachte es sich schon, aber man bringt doch dergleichen nicht in Gesellschaft von Damen vor! Künstler sind eben Rüpel. Indes muß man gute Miene machen! Er sah, wie seine Gattin papierblaß sich erhoben hatte, mit der Miene, sich zu entfernen, aber ein Blick von ihm, ein richtiger Generalsblick, hieß sie sich wieder setzen.

Achilles stieß ein „Nanu?!" aus, nicht gleich, erst nachdem er die Sprache wiedergefunden. Aber man muß doch das Dekorum wahren. Später spricht man sich aus ...

Fritz meinte über die Katastrophe am besten hinwegzuhelfen, indem er den Harmlosen spielte und ein paar Scherze gegen die jungen Damen losließ. Aber man sah es ihm an: die Geschichte erboste ihn. Was sollen die Koppenbergs, was die Generals denken?!

Die Generalstöchter saßen da mit ihrem wohlerzogenen Lächeln — sie hatten nur das Geläut vernommen, ohne zu verstehen. Hertha warf ängstlich scheue Blicke nach Erzengel hinüber, der jetzt ganz harmlos that. Irmgard aber, die sich auch ihrem Bräutigam gegenüber rühmte, französische Romane zu lesen — wer hindert sie daran? — hatte sehr wohl verstanden. Ein Künstlerverhältnis ... dergleichen kennt man doch aus modernen deutschen Romanen. Sie schmiegte ihre Schulter gegen die ihres Bräutigams, tickte ihr Glas gegen das seine und sagte mit ihrem süßesten Ausdruck: „Prost! — Du bist ja ordentlich wütend, du!"

„Bin ich auch! Potzhimmel noch mal!"

„Am Ende sind sie gar verheiratet."

Verheiratet?! Fritz ruckte von Irmgards Seite ab. Das wäre! Holla! I wo! So fix wird unter Künstlern doch nicht geheiratet! Auch wäre es bekannt geworden. Aber er wird sie heiraten, die — Person! Es sieht ganz

so aus. Und das eben muß verhindert werden. Gleich nachher wird der Verbrecher vor den Familienrat gestellt!

Er trat auf Theodor zu und sagte dem, sie wollten nachher alle zusammen mit Erich reden, nachdem die andern fort wären; lange bliebe man ohnedies nicht mehr unter solchen Verhältnissen. Tant'-Minchen aber that ihm wirklich leid. Sie saß da, ihre Wänglein zitterten leise, und mit zerstreut gespannten Augen schien sie auf das zu hören, was ihr eben der General an Gleichgültigkeiten vortrug. Aber sie hörte nicht. Das Erschreckliche, das sie drüben in dem andern Zimmer entdeckt, lag ihr noch in den Gliedern. Die Toastrede Erzengels, nun die hatte sie gar nicht mal verstanden.

Es dauerte auch nicht lange, so empfahlen sich die Koppenbergs, zugleich mit Generals.

„Ein sehr interessanter Tag, mein lieber Professor!" sagte der General, höflich wie alle Offiziere, und er schüttelte Erich herzlich die Hand. Koppenberg aber nahm den Maler etwas abseits, und er stieß ihn scherzhaft in die Seite, grinste verständnisvoll und wisperte: „Sie Schwerenöter, Sie!"

„Wieso?" fragte das offenbar von dem Geschehenen verstörte Gesicht Erichs. O, es ist ihm gar nicht um die Schwerenöterei zu thun!

Jetzt war die Familie unter sich, wenn man den Kammersänger, als Hausfreund bei Achilles, und Erzengel, als Erichs Vertrauten, dazu rechnete. Gerade der letztere, den wollte sich Fritz „kaufen". Und er that es auch. „Ihr Toast, Herr Engel — ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, Sie ‚Professor' titulieren zu dürfen?"

Erzengel machte eine linkische Abwehr mit seinen Schultern.

„Ihr Toast, Herr Engel also, mag ja recht sinnig gewesen sein; unter uns Junggesellen hätten wir ihn auch gern acceptiert, so aber, Sie begreifen —"

„Thut mir leid, Herr Assessor; ich wiederhole: einmal mußte es ja doch heraus —"

„Mußte gar nicht, war gar nicht nötig. Dergleichen behält man für sich —"

„Warum behält man denn Verlobungen nicht für sich, Herr Assessor?"

„Verlobungen, ich bitte Sie — und du, Erich, kannst es mir nicht übelnehmen, wenn ich ersuche, keine Vergleiche anzustellen!"

„Wir wollen nicht lange darüber reden," fiel Theodor ein. „Du bist ein Künstler, hast dich verhebbert —"

„I, wieso?" fuhr Erich auf. „Ich habe durchaus nicht das Gefühl, mich verhebbert zu haben. Ich bin glücklich, und ich wünsche nur, daß andre ebenso glücklich werden —"

„Da hört doch alles auf!" rief Fritz. „Tant'-Minchen, ich bitte dich, wenn es dir für deine Ohren zu viel wird, so gehst du da hinein!" Er wies nach der halbgeöffneten Boudoirthür.

Da hinein?! Nimmermehr! — Sie griff mit verzweifelter Miene nach der Büchse Appetitsild und jammerte: „Was sollen die jungen Mädchen denken?!"

„Ja, was sollen die Herrschaften von uns denken?" echote Achilles, und sein Rechenfehlerauge begann stark zu zwinkern. „Der Herr General, was soll der, was sollen wir denken? Was die ganze Familie?"

„Brüderchen, nicht echauffieren!" flehte Tant'-Minchen. „Frieden halten, ich bitt' euch, Kinderchen!"

„Was man denken soll, Vater?" antwortete Erich. „Gewiß, ich habe gefehlt, und das bereue ich. In der Form, Vater! Ich hätte offen vor dich hintreten sollen: Papa, ich kann nicht anders! Es handelt sich um mein Lebensglück. Ich hätte nicht so heimlich, hinter eurem Rücken heiraten sollen — —"

Gottlob, da war es heraus, das Wort! Warum ist es nicht schon vorhin gesprochen worden?

„Hei — hei — hei ..." Achilles brachte es nicht einmal ganz zu stande und sank in den Sessel zurück.

„Uh je!" Tant'-Minchen drückte die Büchse ganz außer sich an ihre Brust.

„Heiraten ist gut!“ johlte Fritz.
„Helgoland wohl?“ flötete der Kammersänger.
„Daher das Porträt der Helgoländerin dort, nicht?“
Erzengel bejahte.
„Na, ich weiß doch nicht —“ sagte der stets gemessene Theodor — „ich kann mir ja denken, du wolltest ein Ehrenmann sein, Bruder —“
„Wir sind eine alte Beamtenfamilie,“ stöhnte Achilles, „bei uns ist stets alles in Zucht und Ehren zugegangen.“
„Geheiratet — und ein Modell!“ jammerte Tant'-Minchen. „Was fängt man mit einer solchen Schwiegertochter an?“
Erich trat vor den Vater hin; ruhig und würdig, obgleich mit erregten Augen, sagte er: „Ich bitte dich herzlich und innig um Verzeihung, Vater! Gerade weil wir eine alte Beamtenfamilie — gerade weil ich mich scheute, dich in diesem Falle um deinen Segen zu bitten —“
„Den ich dir verweigert hätte, Erich!“
„Ich kann dir es nicht verdenken, Vater. Ich hatte trotzdem die Absicht, an jenem Sonntagnachmittag —“
„Hättest du?“ fiel Tant'-Minchen ein. „Da hätten wir ja drei Schwiegertöchter auf einen Coup gehabt!“
„Mir ist jetzt nicht um solche Scherze, Schwester!“ verwies sie Achilles. „Damit ist die Sache doch nicht abgethan.“
„Ja, was soll denn aber nun?“ drängte Fritz. „Ein Fait accompli: damit kann dann jeder kommen!“
„Du wirst thun, was dir deine Ehre gebietet, Bruder,“ entgegnete Erich mit einem vibrierenden Ton der Erregung. „Ich werde und will dir nicht im Wege sein — ihr werdet mich ignorieren!“
Fritz sagte nichts, drehte sich um und nahm eine Henri Clay aus der Kiste.
„Auch du, Theodor —“
„Ach, laß doch, es wird sich alles finden. Geschehen ist geschehen!“
„Na, Herrschaften,“ fiel der Kammersänger ein. „Ich

meine am besten, man faßt keine großartigen Beschlüsse. Vor allem müßtet ihr sie doch mal erst von Angesicht zu Angesicht . . ."

„Diese — diese — da?" stammelte Achilles, er wies nach der Mänade hin, und das Beamtengewissen von vielen Generationen schüttelte sich in ihm.

Er hatte sich erhoben, er wankte leicht. Tant'-Minchen war sofort an seiner Seite. „Nicht aufregen, Brüderchen — sollst du nicht! Komm, wir machen ein Ende! Ein andermal reden wir darüber. O Gott, ich ahnte es!"

„Thut mir leid, Herr Geheimrat — wenn ich die Ursache war," sagte Erzengel.

„Sie — Sie — haben nicht mehr Schuld als der Bote, der die Annonce in den Kasten hängt. Nicht mehr, lieber . . . ah, Ihr Name — ich bin so . . . es war was viel, all diese Tage. Eine Gasterei nach der andern. Ich bin es nicht gewohnt. Zwei Schwiegertöchter — ach ja so" — und er lächelte sehr bitter dabei — „nun soll ich ja sogar dreie haben . . . dreie soll ich haben . . ."

Plötzlich, von innerer Bewegung überwältigt, breitete er die Arme aus nach Erich hin; mit tastenden Händen ergriff er dessen Schultern: „Gott schütze dich, mein Sohn . . ." stammelte er.

„Vater!"

Als sich jetzt Vater und Sohn umarmten, sah es aus, als nähmen sie Abschied voneinander, wenn nicht für immer, so doch auf lange, lange . . .

Eine Stunde darauf legten Achilles und seine Schwester wieder den Weg vom Bahnhof nach der Kolonie zurück. Es hatte geschneit; der Wald ruhte in tiefstem Schweigen unter der weißen Hülle. Es war kein gemeinsames Stützen diesmal, sondern Tant'-Minchen war es, die des Bruders Schritte lenkte und die Last seines Armes fühlte. Nicht ohne Besorgnis. O, es hatte ihn alles stark mitgenommen. Die vielen Besuche, das viele Neue, die vielen Gemütsbewegungen; dann diese letzte Katastrophe! Ja, die war es! Sie sah es ihm an, es griff ihm stark ans Herz.

Er hat solche Dinge nie leiden gekonnt, und nun mußte es ihm selber passieren ...

„Sagtest du was, Brüderchen?"

„Nichts, nichts ..."

Aber er dachte fort und fort an das Facit dieser Tage; drei Schwiegertöchter gewonnen — einen Sohn verloren!

Achtes Kapitel.

Frau Kammersänger Brandenstein war von der Pflege ihrer jüngsten Tochter Senta zurückgekehrt. „Nun aber Schluß!" dekretierte ihr Gatte. „Jetzt bleibst du im Lande und hilfst mir unsern Frühling genießen!"

Die Angeredete, eine kräftige Gestalt mit resolutem Wesen und energischen Bewegungen, dabei doch ein treufreundliches Großmamalächeln auf ihrem rosigen Gesichte zur Schau tragend, zuckte ihre Schultern: Liegt das Bleiben in ihrer Hand? Wenn sie gerufen wird, muß sie da nicht gehen?

Sie war eben im Begriff, die Kollektion von Enkelchenphotographieen, die aus dem Erkervorbau ein wahres Kindermuseum machten, in Ordnung zu bringen.

„Du, weißt du schon? Heinzchen hat nun auch endlich seine vier Backzähnchen," rief sie ihrem Gatten zu, der in der Thür stand, einen Panamahut auf dem Kopf, eine Schürze um die Lenden, eine Gartenschere in der Hand.

„Großartig!" rief er ironisch zurück.

„Und Mariechen soll schon ‚meine liebe Omama' sagen können, ganz deutlich."

„Ist nicht möglich! Möchtest du wohl schnell hin, um dir die beiden Wunder anzuschauen? Ich denke, Heinz kaut schon wie ein Alter auf allen Backzähnen, und Mariechen singt schon ‚Auf in den Kampf ‚To—rehe—ro.'" Er intonierte die Melodie.

„Du verwechselst sie schon wieder mit den Isoldeschen. Daß du dich partout nicht zurecht finden kannst unter deinen neunzehn Enkelchen! Ich werde sie noch numerieren müssen!“

„Neunzehn? Wieso neunzehn?“

„Na doch, das neueste, das arme, kleine Wurm, zählst's wohl nicht mit, he?“

„Ach so, ja! Ich habe vergessen, es zu notieren.“ So pflegte er ein parodistisches Air zu affektieren, daß er sich aus seiner Großpapawürde nicht viel mache, daß er die Enkelkinder gar nicht einmal auseinander halten könne; und absichtlich verwechselte er Namen und Persönchen, um seine Frau zu necken. Dabei war aber der Erkervorbau mit seinen Bildern und Bilderchen sein liebster Aufenthalt im Hause: hier schmeckte ihm seine Havanna besonders gut, und durch den Qualm guckten und lächelten dann die allerliebsten Köpfchen wie die Englein durch himmlische Wolkenfenster.

„Hast du denn kein Verlangen, den Garten zu sehen? Es steht alles großartig!“

Sie rächte sich, indem sie seinen Blumen-, Okulier- und Mistbeeterfolgen bei solchen Gelegenheiten ihr lächelndes Phlegma entgegensetzte. Sie müsse doch erst den Briefträger abwarten.

„Die nächsten Zahnnachrichten kannst du auch im Garten entgegennehmen.“

Endlich folgte sie ihm in den Garten. Das „Frühlingswetterchen“ war herrlich; blau und hoch, ohne einen Makel stand droben der Himmel. In bläulichem Duft dämmerte jenseits der Föhrenhügel, ein Gesang von Wanderern hallte herüber durch die Morgenstille; unten am Wasser, im jungen Laub der Büsche, schlug eine Nachtigall.

Brandensteins hortikultorische Musterleistungen waren berühmt in der Nachbarschaft, sein Garten erregte stets Entzücken auf den vorübergleitenden Dampfbooten. Deliziös seine Spargel, entzückend seine Radieschen, und erst seine Liebesäpfel, seine himmlischen Liebesäpfel!

Und nun sollte die Villa eine Rivalin zur linken Hand neben sich erdulden! Freilich, wenn ein Koppenberg seiner Tochter eine Villa schenkt und ausstattet, so ist es selbstverständlich, daß er die Wege gleichsam mit echtem Goldsand bestreut. Ich habe mir mein bißchen Eigenes Ton für Ton mit meiner Kehle erworben, und was hat er gethan, der Protz? Er hat mit Pflastersteinen Domino gespielt und immer gewonnen, und jetzt spielt er Domino mit fünfstöckigen Häusern! Nichtsdestoweniger freute sich Brandenstein auf die neue Nachbarschaft. Der öde, verwahrloste, in seinem Unkraut verwuchernde Garten war ihm und seinem Ordnungssinn seit Jahren ein Dorn im Auge; die Villa mit ihren geschlossenen Läden — als einziger Bewohner ein mürrischer alter Mann im Souterrain — hatte im Laufe der Jahre ein immer gespenstischeres Aussehen bekommen. Sie hatte keinen Käufer finden können, da man sich scheuen mochte, ein Anwesen, an dem solch ominöser Beiname haftete, zu erstehen. Denn sie hieß die „Villa zum betrogenen Ehemann", weil ihrem Besitzer, einem bekannten Großhändler, die teure Gattin durchgegangen war, als das luxuriös ausgestattete Retiro eben bezogen werden sollte. Natürlich stieß sich der skrupellose Koppenberg nicht an solchem Namen, und er nistete das junge Paar dort ein.

„So was von Verwöhnung," meinte Frau Brandenstein, „die junge Frau nicht eher einziehen zu lassen, als bis der letzte Nagelknopf vergoldet ist! Wir heirateten Chambre garni und haben neunzehn Enkelchen. — Fritz kommt sich wohl sehr groß vor, was, als Legationsrat?"

„Na, es geht; aber sein Schwiegervater! Der erst! Sie gedenken ja hier ein großes Haus zu machen. Hast du schon die neue Hafenanlage gesehen?"

„Ist sie das da?" fragte Frau Brandenstein. „Potztausend! Geradezu opernhaft!"

Dort unterhalb des Nachbargartens ragte eine Mole mit blendend weißer Marmorbalustrade in die blaue Flut hinein; ein ungemein zierliches Bootshaus, schwedisch bunt

gestrichen, beschirmte eine ganze lustige Flottille von Fahrzeugen, darunter eine echte venetianische Galagondel. Auf einem blitzblanken kleinen Dampfer waren zwei Matrosen, sauber wie aus dem Puppengeschäft gekleidet, damit beschäftigt, bunte Flaggen in Art der Kriegsschiffe zu hissen. Denn heute wird das junge Paar erwartet, wie Brandenstein erläuterte. Auch über dem vergoldeten Firstgitter der Villa wehte eine Fahne in der leichten Brise; auf der Vorderfront prangten große Blumenbouquets zum Willkomm in den offenen Fenstern, und das Portal war mit Guirlanden überwuchert.

„Und das andre Paar?" fragte Frau Brandenstein mit einer Kopfbewegung nach der rechten Nachbarseite.

„Natürlich Turteltauben!" rief Brandenstein, mit der Schere an der Hecke knipsend. „Darf sich Tant'-Minchen auch zum mindesten ausbitten für die Zulage, die sie leistet! Uebrigens das Gethue! Sie soll nämlich ganz bedeutend mehr haben, als wir alle gedacht. Excellenz Bläser behauptet, die Ziffer ihres Reichtums genau zu kennen. Hat sie sich an der Hochzeit auf dem Kurfürstendamm nicht vorbeigedrückt, weil man bei solchen Toiletten und Brillanten sich nicht sehen lassen könne — ich bitt' dich! Und das alte Seidenfähnchen, das sie auf der Hochzeit bei Excellenzens trug . . ."

„Das ehemals perlgraue, jetzt lila gefärbte," ergänzte Frau Brandenstein — „das auf der Taufe von unserm ersten Enkelchen schon fuchsig aussah — o Gott!"

„Das kriegt jetzt sogar geizige Marotten. Zum Beispiel die Blumenbeete auf der andern Seite haben sie jetzt eingehen lassen, Bohnen und Erbsen statt dessen — denn Gemüse kaufen, wer kann das jetzt noch erschwingen? So 'n arme Millionärin!"

„Ueber Mangel an Unterhaltung werden sie sich nun wohl nicht mehr zu beklagen haben."

„Ich denke nicht. Seit der alte Bombenschmeißer seinen Abschied erhalten mit dem Excellenztitel als Pillenvergoldung, macht er mit seiner Familie die Gegend un-

sicher. Bei uns waren sie zu vieren, aber nicht per vieren, wie Legationsrats — die leisten sich das faktisch! — sondern hübsch per Vorortzug. Alle Naselang sind sie drüben — die beiden Mädels möchten das brave Tant'-Minchen am liebsten auf ihren Händen tragen, wenn Tant'-Minchen nicht ihre zwei Zentner wöge und die Aermchen von den lieben Dingern nicht gar so spillrich wären ... die vom Militär essen sich ja nie satt!" Dies war ein Axiom des Kammersängers.

Soeben durch eine Lücke in der Hecke, die gewohnte Begrüßungslücke der beiden Nachbarn, sahen sie den Geheimrat im Garten beschäftigt. Er hatte einen alten Schlafrock an, seine Gestalt erschien gebückter als vor einem halben Jahr, wo er noch ziemlich straff in seinem Jackett einherstapfte. Als wenn die Wintercampagne ihn merklich gealtert hätte: die vielen neuen Familienbeziehungen, das ewige Fetieren, das Hochzeiten, das nervöse Her und Hin ... Achilles klagte über seinen Magen, und daß er nicht schliefe. Ein Glück, daß die beiden Paare nun wenigstens unter Dach waren!

Albrecht Achilles — er hatte jetzt weniger denn je Aehnlichkeit mit seinem erlauchten Namensvetter — war gerade im Begriff, die wildschüssigen Bohnenranken aufzustecken. Mit pedantischer Peinlichkeit kniftelte er an den Bastbändchen. Plötzlich hielt er inne, und seine Hände, die dürr aus den Aermeln ragten, sanken wie müde herab. Er atmete schwer auf; man hörte es fast bis herüber. Nein, er war nicht bei der Sache! Es war der Kummer, derselbe, der ihm auch den Magen beschwerte und den Schlaf von seinem Kissen scheuchte — es war das Herzeleid über das Zerwürfnis mit seinem Sohne Erich, das den alten Mann so quälte ...

Ja, ja, diese dritte Schwiegertochter! Und Brandenstein erläuterte. Man hätte denken sollen, bei Gelegenheit der beiden Hochzeiten hätte sich eine Versöhnung anbahnen lassen. Man braucht diese dritte ja nicht einmal offiziell einzuführen. Sie konnte nach wie vor sich damit begnügen,

der Familie im Bilde vorgestellt zu werden, wenn die Schande, gewerbsmäßig Modell gestanden zu haben, nun doch einmal so groß wäre.

„Aber ich denke, sie ist eine verheiratete Frau gewesen?“ warf Frau Brandenstein ein.

„Das ist's ja gerade! Das verzeiht ihr so ein Achilles am wenigsten,“

Ueberall in der Familie, soweit die Tradition reichte, hatten Zucht und Ehrbarkeit die Lebenswege beherrscht. Man hatte seinen Königen treu gedient, man hatte die Gebote Gottes nach aller menschlichen Kraft und Möglichkeit befolgt, man hatte gefreit und geheiratet nach Altväterart, und die Liebe war immer nur ein sanft flackerndes Feuer gewesen, das die Herzen erwärmte, nicht sie zu sprengen drohte mit dynamitartiger Leidenschaft. Der moralische Ruf der ganzen Achillessippe hatte makellos dagestanden bisher. Und nun diese Bloßstellung! Diese offenbare Brandmarkung!

„Eine verheiratete Frau, freilich das ist sie gewesen, aber auch eine roh und brutal maltraitierte Frau, die das Haus ihres Gatten verlassen mußte.“

„Weshalb sie das mußte, das sagt keiner — ich thäte sie nicht auch noch in Schutz nehmen an deiner Stelle, hör mal, Paul!“

Frau Brandenstein geriet jedesmal aus ihrer sonst schwer zu erschütternden Ruhe, wenn sie auf dies Thema kam. Sie war es, die Achilles in seinem Beschlusse, die Ehe seines Sohnes Erich nicht anzuerkennen und das Paar als solches zu ignorieren, noch bestärkt hatte. Als ob es dessen bedurft hätte! Gebot nicht die Rücksicht auf die beiden andern Familien die Verleugnung dieser Helgolandehe? Eine Schwiegertochter, die an den Bilderläden aushängt, und in welchen Stellungen, in welchen Kostümen, unter welchen heidnischen und verrückten Benennungen!

Ein paar Tage nach jener Explosion im Atelier war Achilles ganz verstört von Berlin, wo er zu thun hatte, nach Hause gekommen. Er war am Schaufenster eines

Kaufladens der Friedrichstraße auf eine Radierung gestoßen; es war ein zurückgebeugter Frauenkopf mit Nacken- und Büstenansatz, ein herrliches Weib mit üppigem Haar. Der übrige Körper verschwand in genialem Strichelwerk. War das nicht sie, seine dritte Schwiegertochter? Ja, jawohl! Signiert: E. Achilles! Und jeder darf sie betrachten, über den Ausdruck ihrer Augen, über die geschwellten Lippen, auf denen ein jauchzender Ruf zu schweben scheint, seine Glossen machen — ein jeder darf hingehen und das Bild kaufen, ein Stück von dem guten Namen der Achilles an sich bringen . . .

Das Blut wallte dem alten Herrn, wie es ihm seit vielen Jahren, wo es keine dienstlichen Aufregungen mehr gab, lange nicht gewallt. Er wollte den Laden betreten, den Inhaber auffordern, das Bild hereinzunehmen.

Ein Unsinn! Man würde ihn auslachen. Die Radierung ist doch im Handel verbreitet, ein jeder kann sie kaufen! Nun wohlan, wenn er selber diesen „Unfug" nicht inhibieren kann, so muß an Erich ein väterliches Machtwort gerichtet werden! Und gleich am Abend hatte er seinem Jüngsten noch geschrieben. Dieser antwortete, daß es nicht in seiner Macht stünde, die Ausstellung des Bildes in den Läden zu verhindern, da das Verlagsrecht verkauft wäre. Und eine Bemerkung, die den verletzten Stolz des Künstlers wie des Ehemannes zeichnete: Warum hätte man es denn zugelassen, daß er überhaupt Künstler geworden wäre? Durch Familienrücksichten dürfe sich die heilige Kunst nicht einengen und beirren lassen . . . Blasphemieen für einen alten Beamten wie Achilles! Genug, genug! Und es war der offene Bruch.

Achilles kränkelte wochenlang an den Folgen dieser Aufregung, und Tant'-Minchen schwor, daß sie ihren Bruder nicht mehr nach Berlin hinein ließe, wenigstens nicht allein, nicht in die ohnedies lasterhafte Friedrichstraße, wo solche Greulichkeiten offen an den Schaufenstern paradierten . . .

„Der alte Mann kann einem ja leid thun," warf

Frau Brandenstein hin; aber es war nur eine zerstreute Phrase, denn soeben zeigte sich der Briefträger an dem Gartengitter. Die Großmutter meldete sich in ihr. Mit neugieriger Hast nahm sie die Korrespondenz in Empfang und öffnete sie. Es waren ungeheure Wichtigkeiten: Die Isoldeschen sind frisch wie die Fische im Wasser, Fränzchen hat sich eine Beule gefallen, aber Fritzchen kann schon ganz deutlich „Fleisch" sagen und verlangt danach wie ein junger Löwe. Elschen wird immer drolliger — Sonnenschein über Sonnenschein! Und das Antlitz der Großmama strahlte wie verklärt.

Dann die Brunhildeschen. Evchen steht schon auf den Beinchen und sieht sehr putzig aus, so dick wie die sind; Strampel ißt den ganzen Tag „Schoscha", das ist Schokolade.

Plötzlich schrie sie auf: „Du, Paul! Denk dir, Karlchen haben sie seine schönen, langen Locken abgeschnitten — entsetzlich!"

Paul war aber schon mit der Gießkanne in voller Arbeit, es interessierte ihn nicht einmal.

Sie aber eilte hinein in hellem Sprüheifer, sie war außer sich. Es war das Werk ihres Schwiegersohnes! Sofort wollte sie ihm schreiben und sich dergleichen Eingriffe in die Locken ihrer Enkelchen ein für allemal ernstlich verbitten.

Neuntes Kapitel.

Hauptmann Achilles stand auf der Stubenleiter und machte die neuen Gardinen an. Er trug einen vorn offenen Drillichrock mit Offiziersachselstücken und Sporen an den Stiefeln, denn wie sein Vater, der Geheimrat, verschmähte er bequemes Hausschuhwerk. Friedrich, der Bursche, ein ungemein stämmiges Exemplar eines Garde-Festungsartilleristen, hielt die Leiter, während die gnädige Frau Nadeln, Nägel und dergleichen ihrem Gatten zureichte.

Sie sah sehr hübsch aus in ihrer sommerlichen, hellblauen Matinee; diese war von Mama und ihrer Schwester Lizzie, die darin besonders geschickt war, selbst im Hause geschneidert.

„Reizend!" flötete Toni, indem sie ins Zimmer zurücktrat und Theodors Arrangement prüfte. „Ein bißchen dünn sehen sie ja aus; ich fürchte, in der ersten Wäsche erweisen sie sich als Spinnweb."

Aber immerhin „reizend!" gegen das abgepaßte Lambri, mit dem man sich bisher beholfen und das nun das Küchenfenster zieren sollte — ein unerhörter Luxus. Die Gardinen hatten ja auch nichts gekostet, sie waren ein Geschenk der guten Tant'-Minchen, die sie vorhin selbst gebracht hatte. Gestern war sie dagewesen und hatte plötzlich eine Feindschaft gegen das Lambri entwickelt.

„Ihr müßt ausgewachsene Gardinen haben. Die Leute gucken euch ja in die Schüsseln!"

„Wenn Leute da wären, Tant'-Minchen," erwiderte Toni, „denn wir haben immer noch den Vorzug, die einzigen Mieter im Hause zu sein. Abends ist es geradezu gruselig."

„Ich stifte euch welche, Kinderchen!"

„Leute oder Gardinen, Tant'-Minchen?" scherzte Toni.

Tant'-Minchen hatte nämlich von dem großen Ausverkauf von Gardinenrestern bei Wollheim gelesen. Ausverkäufen von Restern konnte sie nicht gut widerstehen. Gott, wer es so hätte und so recht einmal in einem großen Ramsch schwelgen könnte! Mußte sie sich jetzt nicht noch mehr als früher einschränken, da doch ihre Rente laut feierlicher Abkunft dem jungen Paare in der Koppenbergstraße zu Wilmersdorf als Heiratszulage verfallen war? Aber die Ungerechtigkeit des Schicksals ärgerte sie. Dort bei Fritzens ein Luxus, der einem Schwindel erregen kann, hier bei Theodors das fortwährende Knapphalten und Sich-nach-der-Decke-strecken der traditionellen Kommißheirat. Eine Großmut wandelte sie an; sie war also zu Wollheim geeilt und hatte einen Gardinenrest erstanden zu einem

Preise, der ihr das Herz geradezu hüpfen machte in der Brust.

Gleich ließ Theodor die Leiter kommen, um die Gardinen selber anzumachen.

„Zu römischen Sammetportieren und Schweizer Tüllgardinen reichen meine Mittel freilich nicht.“

„Na, na,“ dachte Toni, die sich in Bezug auf Tant'-Minchens geheimen Reichtum schier märchenhaften Illusionen hingab.

„Besser, die Zufriedenheit sitzt bei euch zu Tisch als so 'n ausländisches Gesandtenzeug von Caracalla“ — sie meinte Caracas — „oder vom Kap der guten Hoffnung! Denkt euch, neulich war ein Chinese bei Fritzens zu Tisch, aber ein direkt importierter, nicht etwa Taen-Arr-hee, der Theehändler. Auch erwarten sie zwei schwarze Prinzen aus Afrika. Man wird mit den Fingern essen — na, ich danke! Jetzt muß ich aber gehen! Papa kann man nicht lange allein lassen. Sie“ — sie meinte die Geächtete der drei Schwiegertöchter — „sie soll ja neulich auf dem Rosenfest der Schriftsteller Furore gemacht haben, ihre Toilette stand sogar in der Zeitung beschrieben. Papa ärgerte es. Ich bin auch gar nicht dafür, in die Zeitungen zu kommen. — Apropos, Tonichen, ich habe einen halben Meter über die Länge zubekommen; man muß es nur verstehen!“

Und nachdem sie noch einmal mit der Hand das Gewebe der Gardinen geprüft und dazu höchst glücklich genickt hatte, empfahl sie sich. „Kommt ihr abends nicht ein bißchen?“ fragte sie noch in der Thür. „Papa zerstreut es.“ Sie versprachen zu morgen abend.

Während sie dann die Treppe hinabstieg, freute sie sich über die hübschen Glasgemälde der Fenster und den neuen Juteläufer. Wie nobel sie doch eigentlich wohnen! Und durch ihre, Tant'-Minchens, Großmut war dies doch nur allein ermöglicht worden. Aber wie jeder Tritt in dem leeren Hause hallt! Man wagt gar nicht fest aufzutreten. Und jetzt kam aus der Eingangsloge der Portier

hervorgestürzt, gleich einem hungrigen Wolf, mit der Frage auf den Lippen: ob man nicht mieten wolle? Denn in dem gesamten, mehrere Straßen, ja sogar einen kleinen Platz umfassenden Komplex waren die Mieter an den Fingern zu zählen. An allen Fenstern hingen Mietszettel, die meisten mit dem befehlenden, wie drohend klingenden „Sofort!“

Jetzt im grellen Sonnenlicht machte diese Oede erst recht einen gespenstischen Eindruck; die verstaubten Fensterscheiben, die Balkons ohne Blumenschmuck, die Läden mit ihrer gähnenden Leere, die magern, kränkelnden Bäumchen in den Vorgärten ohne Laub und ohne Schatten. Kein fröhlicher Kinderlärm, keine marternde Klavierübung, kein Klinken einer Ladenthür, kein Disput von Nachbarinnen.

Dort drüben an dem Eckhaus haftete das Schild mit dem Namen „Koppenbergstraße“, weiße Buchstaben auf blauem Email. O, das sah durchaus nicht mutlos aus, im Gegenteil, protzig, wie der Besitzer des Viertels selbst. „Wir, wir können es aushalten, auch ohne Mieter!“ schien es zu sagen.

Tant'-Minchen stand an der Haltestelle und wartete auf den Pferdebahnwagen. Die Schienen reckten sich als zwei gleißende Linien fernhin, wo sich die Koppenbergstraße häuserlos zwischen Feldern verlor. Und kein lebendes Wesen weit und breit. Doch Tant'-Minchen empfand, wie sie so dastand, durchaus nicht das Mitleid, das andre über diese Gegend zu äußern pflegten. Sie haben nämlich hier eine herrliche, würzige Landluft, sie haben die Sonne aus erster Hand, nichts von dem greulichen Berliner Straßengeräusch, keine Extrablätter, kein großstädtischer Schwindel — und dann die billige Miete! Das heißt, Koppenberg hätte das junge Paar wohl umsonst wohnen lassen können, dieser unausstehliche Reichmeier, statt von ihnen wie von andern Trockenwohnern die Miete abzuzwacken ...

Endlich war der von einem träge trottenden Gaul gezogene Bahnwagen zur Stelle. Es entstieg ihm ein Offizier.

War es nicht Graf Tholen? Sie hatte ihn nicht gleich erkannt, seine Uniform war bestaubt und das Gesicht lederbraun verbrannt, auch blendete sie die Sonne so, und so vergaß sie auch, seinen Gruß zu erwidern. Er betrat das Portal, das sie vorhin verlassen. Ein netter Mensch! Und Toni behauptet, Lizzie interessiere sich für ihn. Aber sie sollen ja beide nichts haben! Ach und weh, immer dasselbe leidige Lied! Doch während sie nun weiterfuhr, beängstigte sie der Zweifel, ob sie auch wirklich nicht bei dem Gardineneinkauf übervorteilt worden wäre. Der Ladendiener bei Wollheim hatte so unverschämt gelächelt ...

Theodor und seine Frau erkannten sofort an dem explosionsartigen Läuten, daß Graf Tholen der Besucher sei.

„Merkst du was?" fragte Toni, indem sie den Hammer zur Leiter hinanreichte. „Hertha und Lizzie wollten doch kommen. Natürlich ist er auch da. Wie magnetisch! Wo Lizzie ist ..."

Das Oeffnen der Thür schnitt ihr das Wort ab. „Immer heran! Antreten und mithelfen!" rief Theodor dem Grafen von der Leiter herab entgegen.

„Sofort!" antwortete Tholen noch vom Flur her, „aber erst wird Friedrich mich abbürsten! Ich bringe den halben Uebungsplatz an Staub mit."

Nachdem dies geschehen war und er den langen Schnurrbart wagerecht ausgezwirbelt hatte, küßte er der Hausfrau galant die Hand und schickte sich an, ebenfalls die Leiter zu ersteigen.

„Halt da, Graf!" rief Toni. „Erst alle Delikatessen ausgepackt!"

Sie nannten so die Patronen, die Tholen bei sich zu tragen pflegte.

„Thut mir leid, gnädige Frau — habe alles verfeuert — komme eben von meinen Versuchen. Uebrigens famose Resultate! Die Franzosen mit ihrem Melinit können einpacken!"

„Na, na, nicht so mutig!" erwiderte Theodor. Und



zwischen den Hammerschlägen gab es eine kurze Diskussion über die neu einzuführenden Ekrasitgranaten.

Toni war vom väterlichen Hause her dergleichen gewohnt. „Schade, daß meine Schwester Lizzie nicht hier ist!" warf sie mit schelmisch ernstem Gesicht ein; „sie möchte doch au fait bleiben. Nun, wo Papa ihr nicht mehr des Abends seine Gutachten diktiert, ist sie ganz aus dem Sachverständnis heraus."

Tholen that, als ob er nicht gehört hätte, und erstieg einige Leiterstufen, nur um zu thun, als ob er helfen wollte. Da klingelte es abermals. „Lizzie und Hertha!" rief Toni. „Lizzie läutet genau so wie Sie, Graf Tholen! Sympathie!"

„I wo!" wehrte Tholen ab und faßte sehr energisch zu, so daß er die beiden jungen Damen, die jetzt eintraten, nicht nach dem Comment begrüßen konnte.

„Wer steckt denn da hinten?" fragte Lizzie nach der ersten Begrüßung, auf den in der Gardine Verhüllten weisend. Doch sie wußte ganz genau, daß es Tholen war, und die Frage verdeckte kaum ihre Atembeklemmnis, wie sie Liebende beim unvermuteten Begegnen zu empfinden pflegen.

Tholen reckte den Kopf mit dem großen Schnurrbart aus den Falten des Stoffes hervor und sagte „Pu!" wie man Kinder überrascht.

„Ihnen kann man auch nirgends ausweichen, Herr Graf!" scherzte Lizzie mit rot erblühendem Gesicht.

„Pardon, gnä's Fräulein, ich geh' ja schon wieder!" erwiderte Tholen.

„Knautschen Sie gefälligst den kostbaren Stoff nicht so!" zeterte Toni halb ironisch, halb hausmütterlich besorgt.

„Was fällt euch denn plötzlich ein, neue Gardinen?" fragte Hertha. „Habt ihr das große Los gewonnen?"

„Nein, aber Tant'-Minchen hat in ihrem Sekretär einen Schatz gefunden."

„Furchtbar nobel!" rief Hertha. „Resterausverkauf bei Wollheim — ich war auch da! Entsetzlich billig!"

„Nicht wahr, Hertha? Von Herzog. Laß mir Tant'-Minchen in Ruhe!"

„Oho! Na ja, du hast recht. Besser, sie spart tüchtig, man weiß ja für wen!"

„Hertha!" Toni konnte die Anspielung auf Tant'-Minchens Erbschaft nicht leiden. Man beschäftigt sich zwar selber in Gedanken damit — denn wer kann seinen Gedanken wehren? Aber aussprechen ...

„Großartig das Arrangement!" rief Lizzie, auf die nun bald fertige Dekoration hinweisend.

„Sitzt die Falte so recht, mein gnä'ges Fräulein?" fragte Graf Tholen.

„I, aber nicht! Legerer, ich bitt' Sie! Viel genialer, Herr Graf!"

„Das Geniale ist gar nicht meine Sache," antwortete Tholen. Und es war auch so. „Wenn gnä'ges Fräulein mir sagen wollten, wie —"

„Sagen hilft da nicht — man muß es im Griff haben."

„Bitte!" Und Tholen stieg von der Leiter herab und lud sie ein, hinaufzusteigen. Sie zögerte nur ganz kurz. — Hab' ich auch meine hübschen neuen Frühjahrsschuhe an? Ja, ich habe — na, dann kann ich's riskieren. — Er war ihr behilflich und nahm ihr schlankes, weißes Händchen in seine schlanke, gebräunte. Und da gab es eine Explosion. Keine gefährliche, aber doch eine sehr bedeutsame: die beiden Herzen, die mit den elektrischen Polen ihrer Hände in Kontakt gekommen waren ...

Lizzie war so verwirrt, daß sie in den steifen Falten des Gardinenshawls wie in einer Wolke umhertastete. „Ist's so recht?" fragte sie nun ihrerseits den Untenstehenden.

„I, aber — viel legerer, ich bitt' Sie," rief Tholen zurück, „viel genialer!"

Lizzie lachte, und Tholen schmunzelte, des Glückes voll. Und so, indem er zu ihr emporblickte, und sie zu ihm hinab, indem Neckerei, Frage und Antwort hinauf- und

herabflogen, nichtssagend für andre, aber seligkeitsvoll für sie selbst — kam endlich eine Dekoration zu stande, die Theodor in seiner nichtsahnenden Biederkeit für „unmöglich“ erklärte. Mit dem Schein, böse zu sein, innerlich aber höchst befriedigt, nahm Lizzie abermals Tholens dargebotene Hand und stieg hinab. Und wie das in der Natur von mit Liebeselektricität geladenen Herzen liegt, gab es eine neue Explosion, deren Schwingungen noch lange den Verkehr der beiden an diesem Tage durchzitterte.

„Die Herrschaften bleiben doch zu Tisch?“ fragte Toni, aus der Küche kommend, hinter ihr eine wahre Wolke von Bratendunst.

„Je nachdem, was es gibt,“ scherzte Tholen. Und ein flehender Blick zu Lizzie hinüber. Wenn sie bleibt — dann bringt auch ihn keine Macht der Welt aus dem Hause!

„Na, unser Dienstagsgericht: gebackene grüne Heringe und Kartoffelsalat.“

Man hörte das Britzeln und Zischeln von der Küche her, wo das Mädchen für alles die Fische nach Anweisung der gnädigen Frau zu backen im Begriff war.

„Hurra, bei uns gibt's Heringskartoffeln — furchtbar komisch!“ rief Hertha. „Die letzte Treibjagd auf der Ostsee muß ungeheuer ergiebig ausgefallen sein.“

„Ich, ich ziehe grüne gebackene vor,“ lispelte Lizzie, mit einer plötzlichen Angst, Tholens Blicken zu begegnen.

„Ich schwärme sogar dafür!“ rief Tholen, ganz begeistert, so daß sich Hertha nicht versagen konnte, die neckische Frage zu thun: „Für wen, Graf? Doch nicht für die grünen Heringe?“ Und ihr Blick flog bedeutsam inquirierend von dem einen der Liebenden zum andern.

Gut, man bleibt! Die drei Schwestern machten sich daran, den Tisch zu decken. Toni erkundigte sich währenddem nach Papas Befinden. Excellenz — die Kinder nannten ihn jetzt so, es macht ihn die Unbill seines plötzlichen Abschieds etwas vergessen — Excellenz also verursacht ihr Sorge. Das Zivile ist ihm ein Greuel, noch

immer kann er mit seiner Krawatte nicht zurechtkommen, und keine der Damen bindet sie ihm zum Dank; noch immer des Morgens, zur Stunde, da sonst die Mappe mit den Briefen und Berichten einzugehen pflegte und sich der Adjutant zum Vortrag meldete, befällt ihn eine Art Fieber — ein Fisch, der gern schwimmen möchte, es ist aber kein Wasser mehr da. Excellenz ist meteorologisch geworden und führt Buch über den täglichen Barometerstand; Excellenz macht in Ethik, in Geographie, in Wohlthätigkeit, immer die krampfhafte Sucht, noch etwas bedeuten zu wollen, da man doch nichts mehr ist. ... Und so beobachteten ihn die Damen mit wachsendem Mitleid.

Anfangs meinte er das Ende der Dinge zu sehen — seine Familie, seine unversorgten Töchter und die Söhne, denen er die Zulage verkürzen muß. Nun, um die Mädchen soll er sich nicht grämen! Es gibt Tapfere, die sich selber zu helfen wissen! Und das sind sie! Lizzie berichtete ihrer Schwester triumphierend, daß sie eben im Begriff wäre, sich als Lehrerin engagieren zu lassen.

„Du—u?!“ rief Toni verblüfft.

Hertha bestätigte. Ein Institut in der Nettelbeckstraße hat Lizzie einen brillanten Antrag gemacht.

„Rechnen und Botanik.“

Toni johlte vor Vergnügen. „Botanik! Und Lizzie, die Kartoffeln kaum von Radiesern zu unterscheiden vermag ...“

Lizzie flammte in wirklicher Empörung auf. „Was man will, das kann man!“ rief sie, und Tholens begeisterte Augen fühlte sie auf sich gerichtet. Das hob sie wahrhaft über sich selbst hinaus.

„Ich nehme sofort Unterricht bei Ihnen, Fräulein Lizzie. Sofort!“ rief Tholen. O, er hätte sich dazu verstanden, Verse zu machen, wenn sie es verlangt hätte, trotzdem er auch nicht ein Aederchen von Verspoesie an sich verspürte.

Da meldete Friedrich in strammer Haltung, daß angerichtet sei. Toni fuhr den braven Menschen an: warum

er nicht Handschuh' angezogen. „Weißbaumwollene, es reißt allein unser Diner heraus!" scherzte sie.

Und während nun darüber lebhaft abgestimmt wurde, ob Friedrich die Heringe in Weißbaumwollenen, die übrigens sämtlich in der Wäsche waren, servieren solle oder nicht, setzte man sich. Das Resultat war „nein". Und die gebratenen Heringswichte dort auf der Schüssel schienen sich mit zu amüsieren, so ironisch klafften ihre Mäuler.

Das Gericht schmeckte herrlich. Es schmeckte königlich. Und einfach gottvoll amüsierte man sich, während das goldgelbe Tivolibier in den Gläsern schäumte und der blaue Frühlingshimmel hereinlachte und sich liebende Augen verheißungsvoll anstrahlten. Ach, die liebe, schöne Jugend, die alle Dinge vergoldet und verklärt, und das Grünheringsessen mit Tivolibier nicht zum Eintausch herläßt für ein protziges Koppenbergdiner mit renommistischem Sektschaum ...

„Wißt ihr, wen wir vorhin trafen?" fragte Lizzie, denn auch das mußte heraus.

„Na?"

„Herthas Anbeter," lachte Lizzie triumphierend.

„Verbitt' ich mir, du!"

„Von welchem Dutzend?" fragte Tholen ausgelassen.

Hertha rächte sich, zugleich eine Gelegenheit, einen Entschluß, der schon lange in ihr schwankte, gleichsam zur Explosion zu bringen: „Da es mit dem Militär a. D. ist," sagte sie, indem sie sich einen besonders goldigbraunen Hering servierte, „so stech' ich jetzt das Künstlerdutzend an."

„Also Herr Engel, genannt Erzengel!" sagte Toni. „Ihr traft ihn?"

„Und er wurde rot wie eine Putengurgel," antwortete Lizzie. „Aber ein famoser Mensch. Mal ganz was andres. Fragt Hertha!"

Diese war ihrerseits errötet. Doch faßte sie sich gleich. „Wir werden sein Atelier besuchen. Ja, das werden wir!" sagte sie sehr bestimmt. „Er ist jedenfalls sehr interessant.

Und — und ich lasse mich durch niemand davon abbringen — ich — ich werde auch Künstlerin! Da!"

Toni ließ das Besteck sinken, und Theodor glotzte sie fast erschreckt an. Nun ja, sie hat immer schon gern gestrichelt und gepinselt. Excellenz-Papa behauptet, sie hat eine sichere Hand.

„Ihr sollt mal die Katzenfamilie sehen, die Hertha gezeichnet," berichtete Lizzie.

„Und da soll sie jetzt unter Herrn Erzengels Leitung zu Löwen avancieren?" spottete Toni.

„Ich denke, wir stoßen an!" rief Graf Tholen, das Glas mit dem köstlichen Schaum erhebend: „Die Damen! Die geehrte Hausfrau —"

„Ich danke, Graf! Daneben aber noch ein gewisser Jemand, der als blinder Mitgast am Tische sitzt."

„Nun?" fragte Theodor pedantisch.

„General Knusemong *)!" rief Hertha lachend. Und lachend und errötend, so viele es anging, stieß man mit den Biergläsern an: „Hoch General Knusemong!"

Zehntes Kapitel.

Es war eine Marotte, die sich in Achilles immer tiefer einnistete: das junge Paar, Fritz und seine Frau nämlich, lebte nicht glücklich.

Tant'-Minchen, die in dem Faltenwerk seines Gesichtes deutlich wie in einem Buche zu lesen verstand, hatte es ihm längst angemerkt. Jedesmal in der letzten Zeit, wenn Equipagen vorüberrollten, um vor der Villa seines Sohnes zu halten und dort mit andern eine förmliche Wagenburg zu bilden, witterte es kritisch um ihres Bruders spitzige Achillesnase, und knurrend meinte er, mit so viel Staub wie jetzt hätte die Chaussee den Garten

---

*) Ce que nous aimons.

doch früher nicht überpulvert. Wenn des Abends der Park der Villa Irmgard in feenhaft bunten Lichteffekten erstrahlte und Musik und fröhliches Gelächter herüberhallte, so entfuhr ihm die Bemerkung: „Der reine Kroll!“ Und in seiner kleinherzigen Spießbürgermoral war ihm natürlich Kroll das Synonym von Sündenbabel. Einen Ton schlagen sie an, hatte er sich eines Abends geäußert, als sie von dort zurückgekehrt — einen Ton unter Herren und Damen — ihn schauderte es förmlich.

„Es ist das Diplomat'sche,“ erläuterte Tant'-Minchen.

„Die Ausgeschnittenheit dieser Gesandtin von Caracalla, wie du sie nennst, geht schon ins afrikanisch Ungenierte.“

„Deine Frau selig hatte auch einen sehr schönen Nacken, und sie hat sich damit malen lassen, Brüderchen.“

„Keine Vergleiche, bitte! Wenn man die Leute wenigstens verstände ...“

Dies wurmte ihn am meisten. Wenn man drüben war, so kam man sich wie ein Fremder vor, denn fortwährend waren Themata und Gesprächsstoffe auf dem Tapet, die aus einer ganz andern Welt zu stammen schienen. Und das Schlimmste war, daß all diese Erörterungen und der Klatsch die Heiterkeit belebten und die Gesellschaft unbändig amüsierten, während man selbst wie ein Stück Holz dasaß und das Gesicht ohne Grund zum Lächeln zwang, weil die andern doch lachten.

„Es ist das High Life, Brüderchen!“ Sie sprach es nach dem Buchstaben aus: „Hick Lief.“

„Ah, zum Donnerwetter ... Hick Lief! Nimm mir's nicht übel. Ich bin für das Nobleß-Oblische, und das verlangt, daß man seinen alten Vater und Schwiegervater, wenn es denn nun einmal so ist, nicht dasitzen läßt wie einen Götzen aus dem ägyptischen Museum.“

„Aber, Brüderchen ...“

Es ist der Kummer um Erich und die Helgolandheirat, die ihn jetzt so bitter macht.

Und heute platzte er sogar offen damit heraus: die beiden lebten nicht glücklich zusammen.

Tant'-Minchen fuhr mit den Armen in die Höhe, wie wenn jemand „Feuer!" ruft. Aber im geheimen bildete sich in ihr eine ähnliche Auffassung der Sache. Man behandelte die alte Tante dort drüben nicht gut, nein, man war nicht nett gegen sie, obgleich es den Anschein des Gegenteils hatte. O, sie hat doch auch ihre gesunden Sinne, sie merkt sofort: kommt sie unangemeldet, was doch ihr gutes Recht ist, so sieht es immer aus, als wenn ein Meteor hereinplatzte; und ist man geladen, so spielt man die Rolle eines Paradestückes, das man mit Respekt und Verbindlichkeit in eine Ecke schiebt, wo es dem Verkehr nicht im Wege ist.

Nichtsdestoweniger flackerte sie vor solcher Bemerkung des Bruders hell auf: „Brüderchen, versündige dich nicht!"

„Wo sind sie denn jemals allein?" antwortete er. „Heute nacht — unser alter, braver Kuckuck schlug Zwei — war der Spektakel mit dem Gegondel noch auf dem Wasser. Unser schöner, stiller See!"

Ja, dessen idyllische Ruhe ist freilich dahin! Die dort betrachten den See als ihre Domäne: Gondelpartieen und venetianische Nachtfeste und Feuerwerke, die ganze würzige Föhrenluft durch Fackel- und Pulverrauch verpestet und mit Lärm durchsetzt. Und die Nachtruhe der alten Leute gestört, und die ganze Tradition der Achilles über den Haufen geworfen — denn diese Familie zählt jetzt ein Mitglied, ein weibliches, das sich nicht entblödet, wie dies vor einigen Tagen geschah, in einem koketten Schwimmkostüm bei Villa Auguste an Land zu steigen!

Der Schreck, den Papa Achilles bekam!

Er saß gerade in der Staketenlaube unten am See, seine liebe Pfeife rauchend, seine liebe Zeitung lesend und seinen Mokka schlürfend, nichtsahnend, im Genuß der köstlichen Morgenruhe — plötzlich ein Geplätscher hinter dem Erlengebüsch da unten — es sind wohl die Schwäne, die ihr Futter naschen wollen? — o nein, eine menschliche

Stimme ruft „Papa!“ Und wie er ganz verblüfft zusammenfährt, nochmals in einschmeichelndem Sirenenton: „Pap—aa—chen.“ Und da ist auch schon das Sirenchen; klettert auf dem Kies der Landestelle empor mit nackten Beinchen, die Höschen und das reizende, allerliebste Kostüm vom Wasser angeklatscht, den Kopf von einem an den Seiten angeschmiegten Rundhut beschattet.

„Tag, Papa! Nur mal fragen, wie es dir geht?“

„O, gut, gut, gut ...“

Man ist eben völlig verblüfft: eine junge Dame, die ihrem Schwiegervater, nach alter Art doch eine Respektsperson, ja, die ist es und muß es bleiben — im Schwimmkostüm und was für einem! — einen Morgenbesuch macht.

„Wie kommst du denn ...?“ entfuhr es ihm dann in voller Entrüstung.

Worauf das Sirenchen mit dem hellen Perlenlächeln ihrer Zähne: „Schwimmend, Papachen, schwimmend! Wir beide waren drüben über dem See ...“

„Wer: wir beide? Fritz?“ fragte er.

„O, der!“ lachte das Sirenchen auf. „Der traut sich nicht aufs Wasser!“

Doch nicht in Begleitung eines fremden Herrn? Und ein schier verbrecherischer Verdacht flog ihn an: sie wäre dazu wohl im stande! Einer solchen Schwiegertochter ist alles zuzutrauen!

Da plätscherte es abermals hinter dem Erlenbusch, und statt eines Schwimmers in Tricot erschien der Kopf eines Neufundländers, die rote Zunge aus dem Maul hängend, mit den Pfoten aufs Wasser schlagend.

„Pluto, mein Freund!“ stellte sie vor.

„Wenn dich jemand sähe ...“ stotterte Achilles, ohne die Augen von dem allerliebst gemodelten Figürchen abzuwenden. Ja, schämt sie sich denn gar nicht?

„Wieso? Vorhin sind wir mit dem Dampfer um die Wette geschwommen ...“

Mit dem Dampfer?! Und er war voll Touristen! Was ist denn das? Ob Fritz davon weiß?

Ganz aus dem Gleichgewicht, stammelte er: „Du — du wirst dich erkälten!“

„Ich? Nie, Papachen! Aber ich störe wohl? Adieu, Papachen! Komm, Pluto!“

Und nach einigen Trippelschritten ihrer festen, graziös geformten Beinchen rauschte sie mit einer Art Kopfsprung ins Wasser, Pluto ihr nach.

Lange noch hatte er sprachlos dagesessen, dem von blendendem Glitzerlicht belebten Streifen nachschauend, den die beiden Schwimmer über der Seefläche hinzogen. Ihr silberklingendes Lachen hallte herüber, und das Echo antwortete mit lustigem Spott.

Dies seine Schwiegertochter?! Ja, was ist denn da für ein Unterschied zwischen jener, die sich als Mänade einem Maler bloßstellt, aber doch ihrem Gatten, und dieser da, die zum Gaudium des Publikums mit einem Berliner Dampfboot um die Wette schwimmt?

Das Begegnis hatte den alten Herrn ganz aus dem Gleichgewicht gebracht. Am andern Morgen war Fritz auf einen Sprung dagewesen; er hatte jetzt ungeheuer viel zu thun und nie Zeit. Und Achilles hatte ihn zur Rede gestellt, anzüglich, gegen seine sonstige Art: wenn seine Frau, die Legationsrätin — eine Legationsrätin in Badekostüm — puh! — ihren Schwiegerpapa wieder besuchte, so bäte man, nicht per Wasser!

Fritz, schnodderig wie immer, wollte sich diesen Eingriff in seine Ehegattenrechte nicht gefallen lassen: Irmy hätte in ihrem Genfer Pensionat einen Preis im Schwimmen erhalten, sie würde nicht ertrinken.

Aber die Touristen und die Oeffentlichkeit?!

„Der See gehört uns, die wir daran wohnen, Vater, und ich möchte den sehen, der uns daran hindert, ihn à discrétion zu benützen wie die Fische. Uebrigens kann Irmy thun, was sie will. In dieser Beziehung beschränke ich sie nicht.“

„Nicht? O! Na, höre mal! Weil sie das Geld hat, wie?“

Es war Achilles herausgeplatzt. Und er erschrak fast, wie er darauf Fritzens Augen aufquellen sah: o, er hatte ins Zentrum getroffen!

„Vater, ich bitte dich sehr!" sagte Fritz, ganz in der schneidigen Tonart, wie sie das junge preußische Beamtentum Untergebenen gegenüber anzuschlagen beliebt.

„Na, na, na," beschwichtigte Papa Achilles. „Ich wollte eigentlich sagen: wohl ihr, daß sie sich alles leisten kann — daß sie sich keinen Wunsch zu versagen braucht! Ich höre, dein Schwiegervater hat den größten Teil von dem Walde drüben angekauft, um ihn in Parzellen auszuschlachten ..."

„O, der hat ganz andre Pläne. Ihr sollt sehen!" Schmunzelnd rieb sich Fritz die Hände, ganz in der Weise wie Koppenberg.

Papa Achilles wollte sich nun einmal Luft machen. „Er will wohl Afrika aufkaufen, hä?" platzte er heraus, ohne aber den Mut zu haben, seinen Sohn dabei anzusehen.

„Können könnte er es schon!" schmetterte Fritz hervor, und der helle Protz grinste ihm aus den feisten Zügen, während er sich empfahl. Vor dem Gitter hielt der Stallknecht mit dem kräftigen Trakehner und einem zweiten Pferd für sich am Zügel. Legationsrat Achilles pflegte am Morgen zum Dienst nach Berlin hineinzureiten, und sein Aufzug, auf dem kostbaren Rassepferd, den Diener im Gefolge, machte jedesmal Furore in der sonst an dergleichen gewöhnten Wilhelmstraße. Mit einem leisen Kopfschütteln sah Achilles seinem Sohne nach, wie er mit mächtigem Sporengeklirr die primitiven Holzstufen des Gartenweges hinanstieg, mit der Gerte sehr jovial Tant'-Minchen am Küchenfenster grüßte, um dann wenige Minuten darauf die Chaussee nach Berlin hinabzusprengen.

Nein, nein, nein, glücklich? O, je nein! Nach seinen altfränkischen Spießbürgerbegriffen lautet der Kodex des Glückes ganz anders. Er reitet, sie schwimmt, sie thut, was sie will, er thut, was er — nein, was sie will, so ist's! Und nie allein! Selbst auf der Hochzeitsreise, wie

sie erzählten, mangelte es ihnen nicht an interessanter Gesellschaft: einer vom Auswärtigen findet deren überall! Was sind denn das für Honigmonde, die man dinierend, soupierend, fetierend, konzertierend, gondelnd und verzwickte Scherze belachend, verbringt? Wenn Achilles an seine eigenen Flitterwochen dachte! Wie wohlig sie sich fühlten in ihrem zwei Herzen und zwei Stuben umfassenden Anfängerglück! Ihre gemeinsamen abendlichen Spaziergänge in dem von Rosenduft überfluteten Park von Charlottenhof — ihre damaligen Pläne, ihre Hoffnungen, alle nicht viel größer und anspruchsvoller, als daß sie nicht in einem Vogelnest Platz gefunden hätten, und auch nicht weiter hinausflatternd, als ein Vogelsang reicht ...

Glücklich, die andern, Theodor und Toni — ja, die sind's, nach dem alten, ewig gültigen Rezept. Wenn man sie ankommen sieht, so kann einem das Herz aufgehen, und die Erinnerung an die eigene Vergangenheit wird wieder wach. Sie hatten heute abend zu erscheinen versprochen — und da waren sie auch!

„Tag, Papa!" Toni eilt ihrem Schwiegervater den abschüssigen Gang herab entgegen, nicht zu stürmisch, denn alles an ihr, ihr Gang, ihre Redeweise, ihre ganze Art zeigen die gemessene Wohlerzogenheit. Das Gegenteil des übertriebenen Kätzchenwesens der andern. Und wenn Toni fragt, wie es den alten Leuten geht, so ist es wirkliche Teilnahme, so wartet sie wirklich eine Antwort ab, nicht wie Irmgard, die nervös eine Frage auf die andre setzt und sich um den Bescheid nicht kümmert.

Es ist schon recht heiß in Berlin, berichten die Ankömmlinge; besonders im Quartier Koppenberg glüht die Sonne in den baumlosen, unbewohnten Höfen. Wie herrlich kühl hier draußen am See! Wie der Flieder duftet! Ei, und wie hübsch einladend der Abendtisch gedeckt ist unter der Geißblattlaube! Die Satten voll saurer Milch stehen schon bereit, Toni freut sich darauf. Sie freut sich ebenso über Papas besseres Aussehen. Ob er denn jetzt besser schläft?

„Wenn sie dort nicht solchen Lärm machten!“ erwidert er leise knurrend. Nun wäre auch schon Brandenstein mit von der Partie, und gestern abend hätten sie musiziert und gesungen und sich amüsiert bis um Zwölf.

„Ei!“ stößt Toni aus, aufhorchend. Einer, der sich besser auf solche einsilbigen Gemütsäußerungen verstanden hätte als die Achilles, Vater und Sohn, hätte dieses „Ei!“ wohl als eine Art aus dem Herzen quellenden Bedauerns deuten können: amüsieren, musizieren und dergleichen, warum nicht? Hatte sie nicht auch ein Anrecht darauf?

Aber wo bleibt denn Tant'-Minchen?

Morgen ist Journalwechsel, bedeutet Achilles, sie hat noch zehn Fortsetzungen zu verdauen, man darf sie nicht stören! Toni wollte es doch riskieren und machte sich auf nach dem bekannten stillen Plätzchen auf der andern Seite des Hauses, wo es keine Nachbarn gab und der Föhrenwald dicht an den Staketenzaun angrenzte; hier pflegte die gute Dame ungestört ihr Pensum herunterzulesen.

Während Toni auf der Höhe des Hanges um das Haus herumbog, bemerkte sie, über den etwas tiefer gelegenen Garten der Brandensteins hinweg, wie in der Villa Irmgard eben die Lampen angezündet wurden, jene zauberischen Beleuchtungseffekte, die Papa Achilles „der reine Kroll“ titulierte. Es mußte dort wieder etwas los sein. Ein paar Equipagen rollten gerade am Gartengitter vorüber, und von dem Hofraum drüben schallten schnarrende Herrenstimmen. Toni stutzte eine kurze Weile, horchte, spähte, und mit einem Aufatmen, das als eine Fortsetzung jenes soeben ausgestoßenen „Ei!“ gelten konnte, bog sie um die Ecke.

„Ah, du bist es? Ihr?“ rief Tant'-Minchen. Sie saß dort an dem ungeputzten Backsteinsockel, der das Fachwerk des kleinen Hauses trug, an einem roh aus Kistendeckeln zusammengeschlagenen Tischchen, vor ihr das mit Blüten, jungen Schoten und Papierschnitzeln gegen die Vögel behangene Stangenwerk der Bohnenplantage.

„Ich störe doch hoffentlich nicht, Tantchen?“

„I, Kindchen, wo wirst du! Ich bin so ziemlich durch.“ Sie klappte dabei das Journal zu, das zu oberst auf einem Stoß von braunbroschierten Heften lag. Dann, indem sie ihre silberne Brille, die sie übrigens nur bei dieser Lektüre zu verwenden pflegte, ein ungemein solides und scharfäugiges Erbstück, auf die Stirn schob, streckte die gute Dame der Schwiegertochter beide Hände entgegen. Toni nahm nur die eine Hand und küßte sie, was sie nie versäumte, trotz des jedesmaligen Sträubens der Empfängerin.

„Ich habe soeben das achte Paar unter die Haube gebracht, Tonichen. Keine leichte Arbeit!“ Tant'-Minchen senkte dabei die eine Hand wie zum Segen auf den Journalstoß. „Das Quartal geht zu Ende, sie kriegen sich jetzt massenhaft und so rapide; man merkt den Schriftstellern an, wie sie selber die Sache satt haben. Gut, daß du kommst, man wird doch ganz duselig.“

Sie raffte die Journale zusammen und that sie in die Mappe: „So, das wäre nun auch gethan!“ Als wenn sie sich von einer großen Gewissenslast erleichtert fühlte.

Eins der Hefte war zu Boden gefallen, Toni hob es auf. Tant'-Minchen schrie auf: „Herr Jeses, das habe ich ja ganz vergessen! Da muß ich doch gleich noch ... entschuldige mich nur einen Moment!“

Sie schlug die schwere Silberbrille wieder herab: es sah aus wie ein Helmvisier und verlieh ihrem sonst so braven Gesichte, die Augen unter den scharfen Gläsern ungeheuerlich vergrößert, einen seltsam kampflustigen Ausdruck. Sie blätterte: „Nä—ämlich, ich möchte nur wissen, ob dieser — dieser Graf — Gott, wie heißt er doch noch? Man hat so viele Namen im Kopf — Stern — Stern — na, ja doch, Sternfinger, Gott! Ob er nun wirklich seine Weltreise antritt — er wird dann so bald nicht wiederkehren, o, und von Heiraten ist keine Rede mehr — man kennt das! Oder ob er sich besinnt —

ob sein Herz ihm im letzten Moment die richtige Lösung eingibt ..."

Sie suchte, suchte, sprang von einem Textabsatz zum andern, es war sehr spannend — mein Gott! Diese Quälerei, die sie treiben! Sie meinte die Schriftsteller mit ihren Opfern. Endlich! Da stand es! Mit erhobener Stimme deklamierte sie: „Plötzlich streckte er seine beiden Arme nach ihr aus und zog die nur leise, leise Widerstrebende ..."

„Bravo! bravo!"

Und bumms! schlug sie das Journal zu und steckte es in die Mappe. „Ich hatte es auch erwartet!" Sie schob das Helmvisier in die Höhe, ihre Backen zitterten förmlich vor Freude.

Da schob sie ihren Arm in den Tonis. „Duchen, ganz so eine wie du! Hübsch und blond und liebenswürdig."

„O Tantchen!"

„Ja, ich sage dir's gerade heraus ins Gesicht. Ich darf das schon. Du wirst mir nicht böse sein. Weh ihm, wenn er sich nicht besonnen hätte! Aber nun ist alles gut! Na, wie gefallen sie euch denn?"

Toni blickte fragend auf. „Ich — ich habe den Roman ja gar nicht gelesen. Ich lese jetzt die Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Theodor wünscht es — sie sind sehr langweilig."

Tant'-Minchen hatte nicht hingehört. Sie war vor der Bohnenplantage stehen geblieben, und zerstreut fragte sie: „Ihr habt sie doch gleich angemacht?"

„Ach so, die Gardinen!" Toni kicherte auf, fiel aber sofort in einen enthusiastischen Ton: „Himmlisch! Herrlich! Theodor und Graf Tholen haben sie gemeinsam angemacht!"

„Graf Tholen hätte meine Gardinen ... i, aber, Kind ..."

Dann zu dem überspringend, was sie im Anblick der Bohnen beschäftigte: „Ihr werdet mit Glühstoff bügeln. Es ist bedeutend profitabler, ganz bedeutend!"

„Man hat so vielerlei anzuschaffen, und Mama hat uns doch das hübsche blanke Bügeleisen zur Aussteuer angeschafft.“

Plötzlich fuhr die Tante heraus: „Ich werde euch eins schenken! Ja, das werde ich ...“

„Tantchen, du bist so gut, so lieb ...“

„J—i! Das heißt nicht gleich morgen. Bei Gelegenheit ...“

„Wir sind dir jederzeit dankbar, Tantchen!“

Diese Gelegenheit aber hing von dem Reifwerden und überhaupt von der Ertragfähigkeit der Bohnen ab. Im Anblick des Gemüses, das so prächtig stand, war ihr der generöse Gedanke gekommen. Sie würde davon reichlich verkaufen können. Unterdes würden die neuen Dinger, diese Glühstoffplätteisen, billiger werden — Wollheim würde ein Einsehen haben ...

Bald saß man beim Abendbrot. Allerdings ein köstlicher Abend. Nur daß die Mücken etwas aufdringlich waren. Aber Papa Achilles hatte seine geliebte Pfeife angezündet, und die Rauchwolken schlugen nach und nach die Störenfriede aus dem Felde. Einzelne Johanniswürmchen schwärmten, und vom Wasser her erhob eine Nachtigall ihren Sang. Tonis Hand hielt ihr Gatte. Sie selbst sprach nicht viel. Die andern beredeten kleine Familiensachen, in denen sie als Neuling nicht Bescheid wußte. Die Bläserschen Mädchen waren es vom Vater her gewöhnt, nicht viel mitzureden. Es gab da, wenn Theodor oder ein andrer von des Generals Protegés zu Besuch da war, stundenlange technische Dispute, während deren die Frauen verständnislos dasaßen. Aber hier handelt es sich doch nicht um eine neue Legierung für Panzer! Schon als Bräutigam hatte sie Theodor diese mangelnde Rücksichtnahme auf das Damengeschlecht ein wenig verdacht. Es war nicht gerade interessant.

Toni hatte Theodor ihre Hand entzogen und war aufgestanden. Wohin? Luft schöpfen am See! Sie stieg den Abhang hinab.

Das Achillessche Anwesen ragte etwas ins Wasser vor, dann kam die Bucht, wo das ehemals so gerühmte, nunmehr durch Villa Irmgard seines Glanzes beraubte Kleinod des Brandensteinschen Besitzes eingeschmiegt lag; auf der andern Seite dieser Bucht baute sich das „Feenschlößchen“, wie es bei den Passanten hieß, mit seinen Terrassen, Veranden, Laub- und Säulengängen bis zur Höhe auf, wo wie in einer Wolke magischen weißen Lichtes die Villa selbst zu schweben schien. Der Garten war nur wenig erleuchtet, Statuen schimmerten aus dunklem Gebüsch, nur auf der einen Terrasse, vom hellen Lichtschein der Villa getroffen, vollführte der Springbrunnen ein wahres Feuerwerk glitzernder Lichter und sprühender Strahlen.

Und wie er schwatzte und lärmte, dieser Springbrunnen! Was stehst du da am Uferrand und läßt dich vom melancholischen Wellenschlag des einsamen Sees anflüstern? Horch auf mein Lied! Hier ist Lust und Freude und Unterhaltung! Ja, dies allein ist Leben! Glücklich — nun ja, das mögt ihr sein. Aber du wirst noch ersticken an dem Einerlei dieses Glückes ...

Theodor und seine Frau pflegten an den schönen Sommerabenden ihre Spaziergänge in der Umgebung des Koppenbergschen Reviers zu machen. Das Revier schlief dann schon — schlief es nicht auch schon am Tage? Kaum hie und da ein Lichtschein an einem der vielen leeren, dunkelglotzenden Fenster. Und auf dem Trottoir, wo sie wandelten, Hand in Hand oder Arm in Arm geschmiegt, kein andres Publikum als hie und da ein verschrecktes Liebespärchen. In der Nähe, auf dem feuchten Wiesengrunde, lärmten Frösche, fern klagte der langgezogene Pfiff einer Lokomotive, und hie und da, als einzige Unterbrechung dieser nächtlichen Vorlandidylle, das bogenförmige Herabschießen einer Sternschnuppe.

Auch daran gemahnte sie das Geschwätz des Springbrunnens: was seid ihr doch für genügsame Spießbürger!

Horch, jetzt werden Stimmen laut; ein Lachen hallt

von der Villa her — zwei, drei, mehr Frauenstimmen, die eine näselnde Herrenstimme wundervoll zu unterhalten scheint. Jetzt intoniert jemand ein Lied — ist es nicht der Baryton von Herrn Brandenstein? Sie kommen, sie wollen zum Wasser, wahrscheinlich eine Bootfahrt. Jetzt ein Marschliedchen, von einer Mandoline geklimpert. Und aus dem Gebüsch, phantastisch beleuchtet von dem roten Licht zweier Fackeln, die von Dienern vorangetragen werden, debouchiert die ganze fröhliche Gesellschaft, lachend, laut plaudernd und scherzend, und das Echo läßt vom andern Ufer seine neckische Antwort herüberhallen.

Die Gondel liegt bereit, man steigt ein — Toni kann das alles deutlich sehen — wie die Kavaliere den Damen behilflich sind, wie sich diese, wohlig kichernd, in die weichen Polster schmiegen — Gläser und Karaffen werden in das Fahrzeug gereicht — die Gondoliere, venetianisch echt in Weiß, mit roten Schärpen kostümiert, handhaben stehend die Ruder, während der Fackelschein seinen Funkenschweif über die Wasserfläche hinzieht.

„Wo bist du, Tonichen?"

„Hier, Tante!"

„Erkältest du dich auch nicht?"

„O Gott, Tantchen! Die Luft thut so wohl!"

Tant'-Minchen, die den Pfad herabgetastet war, stand jetzt neben Toni.

„Aha, da amüsiert man sich wieder," sagte sie, „na, es wird immer schöner — der reine Karneval!"

„Warum sollen sie nicht, Tante?"

„Du, du möchtest wohl mitmachen, Tonichen?"

„Mitmachen — nun ja, Tantchen. Weißt du auch, daß noch keins von uns einen Ball mitgemacht hat? In Graudenz, wo Papa früher stand, waren wir noch zu jung — und hier in Berlin gibt es doch kein Militärkasino ..."

„Was, ihr hättet alle drei noch keinen Ball? ... Aber, hör mal!"

Tant'-Minchen konnte sich das gar nicht denken: Generalstöchter und keinen Ball — wie war das möglich! Wenn sie an ihre eigene Jugend dachte ...

„Zu meiner Zeit: ein junges Mädchen ohne Ball — wie ein Engel ohne Flügel; kannst du dir einen Engel ohne Flügel denken? Ich zu meiner Zeit bin tüchtig geflogen. O Gott, die Bälle und Kränzchen, die ich mitgemacht!“

Tant'-Minchen machte eine Bewegung mit den Schultern und Armen, als wollte sie ein paar versteckte Flügel entfalten und im Takt des Mandolinenwalzers, der von drüben herüberschallte, über das Wasser dahinschweben.

Tant'-Minchen schmunzelte ganz selig. Toni sah sie mit lächelnder Scheu von der Seite an: sie konnte sich die gute Dame als Englein mit Flügeln gar nicht recht vorstellen; fast hätte sie aufgelacht.

„Ihr armen Dinger ...“

„I, Tantchen, wir sind auch so ganz zufrieden gewesen ...“

Es war nicht wahr! Wie hatten sich die Mädchen nach einem Balle gesehnt, wie hatten sie auf eine Gelegenheit gehofft, sich einmal nach Herzens- und Jugendlust austollen zu dürfen! Vergeblich! Und nun sollte sie fortfahren, am melancholischen Ufer zu stehen und zuzuschauen, wie andre Englein ihre bunten Tänze vollführen. Etwas wie eine Bitterkeit stieg plötzlich in ihr auf.

„Na, wartet! Nächsten Winter, wenn wieder Subskriptionsball im Opernhause angesagt ist ...“

„Wolltest du wirklich so lieb sein, Tantchen?“ Es klang fast wie ein Jubelton.

Aber Tant'-Minchen erschrak. Man nimmt sie doch nicht sofort und direkt beim Wort? Der Gedanke hatte sie doch nur erst angeflogen, er bedarf doch noch der Ausreifung.

„Aber es ist so sehr teuer, Tantchen — das Entree allein fünfzehn Mark die Person ...“

„Fünfzehn — o, Gott!“ Tant'-Minchen schnitt förm-

liche Grimassen, um es die Schwiegertochter nicht merken zu lassen, wie ihr die Andeutung des Versprechens leid thäte, denn, so berechnete sie fix, wieviel Bohnen, Erbsen und Rüben mußten da verkauft werden? Und die Radieser brachten so gut wie nichts. Sie nahm sich vor, künftig vorsichtiger zu sein.

Man mußte die beiden Damen vom Wasser aus bemerkt haben, denn jetzt standen sie, da die Gondel näher rückte, im grellen Schein der roten Fackeln. Plötzlich kam von der Gondel her ein Lockruf nach Aelplerart.

„Holla—ho—hu!“ tönte die Antwort vom Lande zurück. Es war Toni gewesen, und sie verwunderte sich selbst. Ein rebellischer Ruf, der unwillkürlich aus ihrem Herzen hervorgequollen war — aus der Herzensecke, wo die geheime Sehnsucht nach dem Engleinfliegen sich versteckt hielt.

Ein zweiter Aelplergruß — und abermals, sogar die gehöhlte Hand am Munde, antwortete Toni.

„Sie werden kommen, wenn du sie rufst, Tonichen!“

„Es wäre reizend!“

„Ich glaube nicht, daß es meinem Bruder jetzt paßte. Du weißt, er liebt seine Bequemlichkeit am Abend.“

„So mögen sie mich holen!“

„Du willst ...“

„Ich bin noch nie bei Fackelschein in einer venetianischen Gondel gefahren ...“

Die Ruderer hatten inzwischen kräftig ausgegriffen, gleich darauf glitt die Gondel knirschend auf dem Uferkies empor. Irmgard hatte sich erhoben, sie sah ungemein süß aus in ihrem duftigen Kostüm von hellem Crêpe de Chine, das der Fackelschein rosig überhauchte. Ihre dunkeln Augen glitzerten in heller Lebenslust: „Wollt ihr nicht ein bißchen mitkommen?“ Und dann erst: „Tag, Tant'-Minchen! Tag, Tonichen!“ Irmgard war mit allen auf intimem Diminutivfuß.

„Du, du darfst nicht, Tant'-Minchen!“ fiel sofort Toni ein. „Dein Rheumatismus ...“

„I, wo werd' ich! Ich gehe nie ‚zu Wasser'. Auch du wirst dich erkälten!"

Da war aber auch schon Fritz auf den Bord getreten und hatte Toni in seiner galanten Schwerenöterart die Hand zum Einsteigen gereicht. Die beiden Schwägerinnen küßten sich, wobei der vom Diner und Weingenuß erhitzte Uebermut der Herren applaudierte. Dann mit einem leichten Aufschrei kindlicher Ueberraschung sank Toni tief in das mit gepreßtem Goldleder überzogene Daunenkissen: sie hatte es sich gar nicht so mollig gedacht.

„Tonichen!" rief ihr die Tante verdutzt nach.

„Grüß mir den Hauptmann Achilles!" rief Toni übermütig lachend zurück.

Und Mandolinengeklirr und der Gesang des Barytons — es war wirklich Brandenstein, und zwar in einer sehr animierten Stimmung — und das Plätschern der Ruder schnitt die Unterhaltung zwischen Gondel und Ufer ab.

Tant'-Minchen stand noch eine kurze Weile und schaute dem dahingleitenden Fahrzeug nach, als wäre es eine opernhafte Erscheinung.

Fast wie eine Flucht sah es aus — sie hatte heute noch in einem Roman ähnliches beschrieben gefunden. Aber, mein Gott, das arme, liebe Ding ist noch nie auf einem Balle gewesen! Und noch nie ist sie Gondel gefahren! Gibt es etwas Aermeres, als solch eine Generalstochter? Kein Wunder, daß es sie plötzlich gepackt hat — die Flügel, die Flügel ließen ihr keine Ruhe ...

Aber während sie nun den Stufenweg hinanschritt, fiel es ihr plötzlich ein, daß heute Freitag wäre. Der Schreck fuhr ihr wie gewöhnlich sofort in die Kniee. Toni ist noch nie Gondel gefahren, und heute zum erstenmal an einem Freitag ...

Elftes Kapitel.

Es war ziemlich spät geworden, bis der Flüchtling zurück war. Man hatte sich „gottvoll“ amüsiert. Wie noch nie! so meinte Toni für sich. Und sie hatte in dieser Abendstunde eine Entdeckung gemacht, über die sie sich selbst zu verwundern schien. In der lustigen Stimmung hatte sie selbst etwas von der Sprudel- und Funkelfähigkeit des Springbrunnens dort drüben an sich entdeckt. Es muß nur das richtige Wecken kommen! Man hatte einige Silberköpfe schäumen lassen, und die ohnedies schon animierte Gesellschaft hatte sich in hellem karnevalistischen Uebermut bethätigt. Brandenstein hatte das raschelnde und prasselnde Feuerwerk seiner Witzchen und Mätzchen und burlesken Singereien losgelassen; der Herr vom Kap der guten Hoffnung, ein vielfacher Millionär und Diamantenfinder, war sehr drollig gewesen; dann das Ehepaar von Caracalla, er ein gutes, braves, phlegmatisches, fortwährend Cigaretten rauchendes, dickes Menschenkind, das das südamerikanische Naturell völlig verleugnete — sie eine fesche, immer noch hübsche Wienerin voll G'schnaas und pikanter Bizarrerieen; dann zwei Kollegen von Fritz, die alles wissen und überall gewesen sind; ferner ein bekannter Journalist und Verfasser von Sensationsdramen; weiter ein fabelhaft geistreicher Kavallerieleutnant; dann nicht zuletzt der Chinese, der sich alles gefallen läßt, sogar, daß man seinen Zopf im Wasser nachschleifen läßt, und der dafür, allerdings unter dem Deckmantel seiner geringen Deutschkenntnis, sich die tollsten Offenherzigkeiten erlaubt. Eine völlig neue Welt, in die Toni versetzt worden war. Jetzt, wie sie wieder Land unter den Füßen fühlte, schwindelte ihr fast — oder war es der reichlich geschlürfte Sekt?

Wie dunkel hier im Garten! Greifbar dunkel, zum Ersticken dunkel; dazu die schlechten Stufen. Irmgard hatte ihre Schwägerin umfangen, als sie hinanstiegen:

war diese wirklich nicht mehr ganz sicher auf den Beinen? Irmgard selbst kicherte unaufhörlich und wiederholte einzelne Stichworte aus den Scherzen, die dort draußen so Furore gemacht. Brandenstein folgte ihnen, während Fritz die übrige Gesellschaft mit der Gondel drüben absetzte.

Aber was ist denn das? Die Geißblattlaube leer?! Brandenstein machte das Geknurr eines kleinen Hundes nach. Nichts regte sich.

Doch im Flur, der den Backsteinsockel des Hauses durchschnitt, war Licht. Brandenstein ahmte das Quaken eines Frosches nach, und Tant'-Minchen erschien, das silberne Brillenvisier aufgeschlagen, die heut vergessene Journalnummer in der Hand. Und zuerst: „Pscht!" damit Papa nicht geweckt würde.

Wieso, schon schlafen? Wie spät ist es denn? Statt der Antwort fiel Tant'-Minchen Toni um den Hals: sie hatte sich so geängstigt, denn erst heute stand im „Hausfreund" ein solcher Unglücksfall auf dem Wasser.

„Aber, Tantchen ... Ja, wo ist denn aber Theodor?"

„Nach Berlin. Der letzte Zug ging ab; warten gab es nicht mehr."

Wieso nach Berlin? Und allein, ohne seine Frau?

Brandenstein ließ in gedämpftem Tone eine Rakete loszischeln: es war eine solche bei Regenwetter, wie er es nannte.

„Friedrich ist dagewesen mit einem Telegramm: Theodorchen soll sofort nach Essen kommen zu Krupp. Die neue Panzerplatte — ich glaube, sie hat einen Riß gekriegt."

Es war schon öfter vorgekommen, daß Hauptmann Achilles, der jetzt dieses Decernat hatte, von solch einem plötzlichen Reiseauftrag überfallen worden war.

Und da geht er fort, reist womöglich ab, ohne ihr adieu zu sagen — was ist denn das?

Toni fühlte etwas wie einen Stich auf der Herzseite. O, er hat es übelgenommen, daß sie die Wasserpartie gemacht! Ohne seine Erlaubnis. O, er ist ein

Pedant, ein Tyrann ist er! Es ist schändlich, so abzureisen und sie hier zu lassen! Die Thränen waren ihr zum Hervorstürzen nahe. Was sollen die andern denken? Sie wollte fort. Ihm nach. Ihn zur Rede stellen.

„Um sechs Uhr früh geht der Zug," erläuterte die Tante. „Unmöglich zu warten! Du, du sollst natürlich bei uns bleiben, Tonichen."

„Nein, ich will hin! Ich muß nach Berlin!"

„Zu Fuß oder per Extrazug, Tonichen?"

„Schwager Fritz wird so liebenswürdig sein und anspannen lassen ..."

„Das wird er nicht," dekretierte Irmgard. „Du bleibst einfach hier!"

„Das Zimmer von den Jungens ist ja immer für euch da. Pscht, Kinderchen, daß nur Papachen nicht gestört wird."

Irmgard kannte dies Zimmer der Jungens, eine Mansarde, in der zur Zeit, als sie sie besichtigt hatte, Aepfel lagerten, wonach es faulig roch; die beiden dort stehenden Betten trugen nur Matratzen; ein Tisch, ein paar Stühle, einige Holzschnitte an die ausgeblichene Tapete geklebt, das war die ganze Wohnlichkeit.

„Das Zimmer ist großartig!" rief Irmgard, „und du wirst dort herrlich logieren," — diese Heuchlerin! — „aber du hast doch kein Zeug mit, Toni. Du bist doch gar nicht vorbereitet, du kommst zu uns; dort kriegst du alles."

„Und wenn ich zu Fuß zurück soll oder allein mit eurem Chinesen! Irmgard, du sagtest ja, er hätte eine Droschke auf Zeit ..."

Aber es war Toni nicht ernst damit. — I, laß Theodor reisen! Ich bleibe hier! Es wird sogar amüsant werden.

„Nicht mit dem Chinesen! Nein, das dulde ich nicht!" zeterte Tant'-Minchen. „Pscht!" und sie legte sich selbst die Hand auf den Mund, wegen Papachens Ruhe.

„Wenn es dich ängstigt, Tant'-Minchen, so will ich bleiben ..."

„Aber nicht in dem Zimmer oben, der alte Xenophon soll dort spuken," meinte Irmgard.

„Wieso?" fragte entrüstet Tant'-Minchen.

„Na, deine drei Neffen haben ihn dort während ihrer Gymnasiastenzeit so greulich gequält, daß er nun en revanche umgeht."

„Und wer geht in eurem Hause um, Frau Legationsrat? Hm?" Ganz spitzig kam es heraus. Wer hätte es der Tante zugetraut?

Es war die Anspielung auf die frühere Bestimmung der Villa. Sie meinte ein gewisses Gespenst, das sie das Ehebruchsche nannte.

„Die Lebensfreude, liebe Tante!" antwortete Irmgard.

„Die Gastfreundschaft!" sekundierte Brandenstein. „Die Liebenswürdigkeit! Die Schönheit!" Er war ganz Feuer und Flamme.

„Tonichen geht mit uns!" dekretierte dann Irmgard. Die Tante sträubte sich nicht mehr. Die Instandsetzung des Zimmers hätte jetzt in der späten Stunde immerhin einige Umstände gemacht. Auch fürchtete sie für die Nachtruhe von Achilles. Dieser Rücksicht gegenüber schwieg ihre eifersuchtartige Empfindlichkeit. Uebrigens, wozu haben Fritzens vier Fremdenzimmer?

Gut also. Man machte sich auf. Brandenstein führte galant die beiden Schwägerinnen am Arm. Sie neckten ihn mit der Gardinenpredigt, der er sicherlich nicht entgehen könnte. Und was würden seine neunzehn Enkelchen sagen über Großpapas nächtliche Extravaganzen! Er parierte den Spott als Bauchredner, indem er plötzlich hinter ihnen eine Herde Gänse losließ. Es war so natürlich, daß die beiden Damen erschreckt zur Seite fuhren und ihre Kleider zusammenrafften.

Aber sie hatten dennoch recht. Nachdem er die Damen in Villa Irmgard abgeliefert hatte, wo sie mit Hallo empfangen worden waren, schlich oder vielmehr schwankte er sehr gedrückt nach Hause. Im Schlafzimmer dort oben

dämmerte das Nachtlicht, dort würde er den Kampf mit der Gardinenpredigt zu bestehen haben. Er wollte seiner lieben Gattin in allem recht geben und sie dadurch am leichtesten beschwichtigen. Es ist wahr, seitdem Villa Irmgard eröffnet ist, ist ein Dämon in ihn gefahren, der Dämon seiner früheren Künstlerjahre. Sie hatten beide so friedlich gelebt und sich ihrer Enkelchen gefreut; er hatte ja eigentlich mit den leichteren Genüssen des Lebens abgeschlossen. Da muß das „schwarze Teufelchen“ kommen und ihn und die ganze Gegend rebellisch machen! Schon daß man dort so vorzüglich ißt, daß Koppenberg für seinen Schwiegersohn einen so herrlichen Weinkeller assortiert hat, daß man noch in seinem Leben, auch beim hochseligen Kaiser von Rußland, nicht solche Havannas geraucht — überhaupt, daß man mit seinen Fünfundsechzig noch einmal in die Lage kommt, sich jung zu fühlen ...

Während er das Gefauch einer Katze nachahmte — er konnte dergleichen nicht lassen — schloß er die Gartenthür auf. In dem fahlen Licht eines über dem Waldrande aufgehenden Mondviertels leuchteten die Liebesäpfel an den Spalieren. Warum müssen gerade die ihn heute abend bei der Heimkehr begrüßen?

Liebesäpfel ... na ja, na ja! Alle Wetter, was ist sie doch für ein schneidiger, famoser, reizender, kleiner Teufelskerl, diese neue Nachbarin! Ihre Blitzaugen sind wahrhaftig im stande, die fast ausgebrannten Schlacken eines Künstlerherzens von neuem in Brand zu setzen ...

„Brandenstein, wo bleibst du denn?“ tönte eine Flötenstimme von oben.

Und den Schlackenbrand schnell auspustend, mit der ganzen Würde, mit der er sonst das Konzertpodium betreten hatte, um den Samson oder Paulus oder sonst einen biblischen Gottesstreiter zu singen, betrat er den Hausflur. An dieser Würde, das hatte er erprobt, würde die Gardinenpredigt abprallen wie Pfeile an einem Panzer.

Zwölftes Kapitel.

Es mochte schon spät sein, als Toni erwachte. Durch einen Spalt in dem schweren Fenstervorhang lugte goldig die Sonne. Draußen tirilierten Vögel. Was ist denn das? In dem ganzen Koppenbergrevier gab es keinen Baum mit wirklichem Blattwerk, geschweige daß dort Vögel nisteten. Eine Stutzuhr tickte mit feinem, nervösem Pickpick. Was ist denn das? Außer der billigen, proletarisch lauten Küchenuhr hatten sie es noch nicht zu einer Wand- oder Stutzuhr gebracht. Als sie sich jetzt reckte, fiel etwas wie eine Spitzenwolke über ihre Stirn. Was ist denn das? Breite Spitzen an einem Kopfkissen? Spitzen fielen über ihre Handgelenke, und vor ihr auf dem Leinenbesatz der Steppdecke prangte ein riesiges Monogramm, hochgestickt, von wundervoller Kunstarbeit.

„Ach, ja so, ich bin von meinem Gatten ‚übrig geblieben‘,“ wie Irmgard gestern abend meinte. Ein ganz kleines Gefühl von Bitterkeit wollte sie anfliegen — sofort wehrte sie ab: ist es nicht eine wunderschöne Abwechslung? Und sie dankte dem Riß in der Panzerplatte, der Theodors Reise nach Essen veranlaßt hatte.

Sie schlug die Decke mit dem Monogramm zurück, nachdem sie nochmals die Stickerei bewundernd gestreichelt, und stand mit bloßen Füßen auf dem weichen Smyrna, der das ganze Boudoir bedeckte. Das Nachtgewand, das sie trug, knisterte seidig, und ein süßes Parfüm umwehte ihr witterndes Näschen. Was ist denn das? Ach, ja so, ich war doch auf den Besuch nicht vorbereitet gewesen, und da hat mir Irmgard Toilette geliehen ... sie trippelte auf den hohen Spiegel zu und geriet gerade unter den goldigen Sonnenstreif. Gott, wie sie das Negligé kleidet! Spitzen überall, zartrosa Bänder und Bändchen, und dies köstliche Geknister! — wie war sie nur gestern, ohne dies kostbare Kleidungsstück, das sie auf dem seidenen Plumeau ausgebreitet gefunden, besonders zu beachten, so in den

Schlaf geplumpst? Sie war so schlafmüde gewesen, nein, der Weingenuß da draußen auf dem Wasser hatte es ihr angethan. Gott, hatten sie sich amüsiert! Zum Schluß der Punsch, den man in der Gartenhalle getrunken, der war der Missethäter! Was hatten sie noch über den Chinesen gelacht! Sie kann sich ja gar nicht einmal mehr der Umstände erinnern, unter denen sie dies Boudoir aufgesucht. Ach, ja doch, Irmgard hatte sie heraufgeleitet, und die beiden Frauen hatten viel miteinander zu kichern gehabt. Auch hatte ihr Irmgard die Geschichte des Monogramms dort erklärt. „Ich heiße doch I, und Achilles fängt mit A an. Fragen sie mich also bei Bister, welche Buchstaben? ‚I—A!‘ sag' ich. Fängt das ganze Personal an zu lachen. Und es war auch sehr komisch! Das heißt, ich hätte eigentlich keinen A heiraten dürfen — meinst du nicht — wegen des Monogramms. Weißt du, nun habe ich meine ganze Wäsche auf meinen Vatersnamen zeichnen lassen: ‚I—K‘.“ Und noch in den Schlaf hinein tönte ihr Irmgards drolliger I—A-Ruf. Sie hatte unter anderm von Panzerplatten geträumt, die mit einem viele Meter großen I—A gezeichnet waren.

Es pochte an der Thür: „Tonichen, bist du auf?“

„Gleich!“ Es war Irmgards Stimme. Toni wollte bitten, sich erst anziehen zu dürfen, aber da öffnete sich schon die Thür, und Irmgard schlüpfte herein. Sie trug ein Matin in gelblichem Ton — dem Chinesen zu Ehren, wie sie nachher vorgab, übrigens ein Pariser Modell.

Die beiden Schwägerinnen küßten sich. Man wartete schon mit dem Frühstück auf Toni, Fritz müßte hinein zum Dienst: „Weißt du, Tonichen, am liebsten möcht' ich dich gleich mit 'runternehmen, wie du da bist; das Dings kleidet dich à merveille!“

Toni juchzte vor Schreck auf. Die Frauen kicherten abermals, und Irmgard berichtete über den Chinesen. Er war also nicht mehr fortgefahren mit seiner Zeitdroschke. Er hatte das Zimmer nebenan gehabt. „Und denk dir,

Tonichen, weißt du, wie er geschlafen? Auf dem Teppich, den Kopf auf dem Stiefelknecht."

„Aber, Irmgard!"

„Faktisch, er sagt es selber, sie dürfen nämlich nicht weich mit dem Kopf liegen. Der bekannte Konfusius will es nicht. Ihre Kopfkissen sehen wie Stiefelknechte aus, und er soll noch dankbar gewesen sein für die zarte Aufmerksamkeit. Das Mädchen amüsierte sich königlich. Und weißt du, was er statt seiner Kleider zum Reinigen an die Thür gehängt hat? Seinen Zopf! Er spürte doch stark den Punsch. Seinen Zopf! Ich bitt' dich! Marie gar ganz erschrocken. Denk dir, das Mädchen hatte den Zopf für echt gehalten. Prinz Schi hat selber heute früh darüber gelacht."

„Prinz Schi — wieso?"

„Na, er ist doch einer, das wußtest du nicht?"

„O je, ein chinesischer Prinz!"

„Na, weißt du, uns imponiert so was nun gar nicht! Was von dieser Sorte nach Berlin kommt, das streckt alles einmal seine königlichen und prinzlichen Beine unter unsern Tisch."

Und so war es. Die Diners bei Legationsrat Achilles hatten schon Ruf gewonnen in der diplomatischen Welt. „Departement für Bewirtung farbiger Potentaten", so hieß scherzweise das Decernat, das Fritz im Kolonialamt hatte. Nicht daß die ganz einheimischen Geheimräte, bis zu Excellenzen und Ministern hinauf, diese Thätigkeit des Schwiegersohnes von Herrn Koppenberg dadurch unterschätzt hätten, daß sie nicht persönlich ihre Inspizierung darauf erstreckt hätten.

„Am vorigen Dienstag hatten wir zwei aktive und einen gewesenen Minister zu Tisch. Es sind auch Menschen und sogar ganz amüsante darunter, ich versichere dich, Tonichen. Was ist denn das für ein Spektakel?"

Irmgard zog den Vorhang auf. — Man erblickte über den Baumwipfeln des Gartens die höher gelegene Villa

Auguste. Dort war großes Bettenklopfen. Auf der Veranda hieben die beiden Mädchen mit aller Muskelkraft auf die ausgeblichenen Betten, und Tant'-Minchen dirigierte nicht bloß, nein, selbst mit einem Klopfer bewaffnet, maltraitierte sie ein Kopfkissen, als gälte es, die unartigsten Gedanken und Träume daraus zu vertreiben. Es sah ordentlich wütend aus. Es hallte über den See und weckte drüben ein vielstimmiges Echo.

Irmgard zuckte die Schultern: „Tant'-Minchen schwört nämlich zu den Klopfgeistern. Jede Woche einmal das Trommelkonzert. Wenn wir uns aber mal amüsieren, so beschweren sie sich."

Toni stutzte ob dieses schnippischen Tones. Sie glaubte, ihre Wohlthäterin in Schutz nehmen zu müssen: „Tant'-Minchen ist doch so sehr nett ..."

„Wenn sie nur nicht aus Anhalt stammte ..."

„Wie meinst du das?"

„Na doch, dieser Geiz für eine so reiche Frau."

„Reich? Ist sie das wirklich?"

„I natürlich! Bloß daß man nichts davon merkt. Aber Fritz meint auch: wenn jemand eine so nette Schwiegertochter hätte — nämlich wie du eine bist, Tonichen — nicht sträuben! — da müßte sie den Geldsack doch ganz anders ausschütteln ..."

„Sie thut schon so viel — aber laß doch, ich bitte dich!"

„Ihr, ihr seid viel zu bescheiden! Immer verlangen! Immer so thun, als käme es euch von Rechts wegen zu!"

„Jetzt bitte ich dich, hör auf davon!" Und Toni schloß ihre Schwägerin in die Arme, um sie zum Schweigen zu bringen. Etwas wie eine wirkliche Empörung flog sie an. Das hatte so häßlich geklungen. Es war das Blut der Offizierstochter, das sich gegen das Protzenblut auflehnte.

Aber der Funken hatte gezündet. Ihr Vater, ihre ganze Familie dachte nicht anders, nur daß sie's nicht verlauten ließen. Sie hatte die Meinung von Tant'-Minchens

Reichtum bisher für übertrieben gehalten, von jetzt ab glaubte sie fest daran.

Das Frühstück in der nach Holländer Art mit Kacheln bekleideten Gartenhalle begann so, wie der Abend geendet hatte, in ungemeiner Lustigkeit. Man neckte Prinz Schi wegen seines Kopfkissens, und er behauptete, sein Zopf, den er doch aus Versehen statt seiner Seidenpikesche an den Nagel der Zimmerthür gehängt, sei ihm über Nacht vertauscht worden, und mit seinen Maulwurfsaugen prüfte er die Frisur der Damen und verlangte komischen Ernstes, daß sich sämtliche weiblichen Bewohner des Hauses daraufhin untersuchen ließen.

Irmgard protestierte: hier im Hause gäbe es nur Echtes!

„Beweisen! Beweisen!“ johlten die Herren. Da stand Irmgard auf, nestelte ein paar Schildpattnadeln los und ließ ihr braunschwarzes Haar, das natürlich gewellt, aber nicht sehr lang war, über die Schultern herabrollen. Sie hatte unter diesem natürlichen Schleier, mit den blitzenden Augen, einen wilden, zigeunerhaften Reiz.

Mister Schulze, der fabelhafte Millionär vom Kap der guten Hoffnung — er sprach seinen Namen selber „Sülzé“ aus — verlangte nun, daß Toni desgleichen thäte. „Sie 'aben jedenfalls wunderschönes 'Aar!“ radebrechte er; von Geburt ein Deutscher, gab er vor, seine Muttersprache da unten halb eingebüßt zu haben. Und dies Stümperdeutsch, das ihm eine gewisse naive Befangenheit zu verleihen schien, verdeckte etwas den harten Abenteurerzug in seinem anglisierten Gesicht und den Drauflosgängerblick seiner stahlgrauen Augen.

„Beweisen! Beweisen!“ näselte jetzt der Dramatiker, mit den langen, nervösen, äußerst gepflegten Fingern an seinem Schnurrbart zupfend, den er genau nach dem neuesten Pariser Schnitt trug. „Gnädige Frau sind uns den Genuß schuldig!“

„Aber so ziere dich doch nicht, Toni!“ rief Irmgard, ihre Zigeunerchevelure schüttelnd.

Eine Glühröte übergoß Tonis hübsches Gesichtchen. Sie zauderte noch. Welche Zumutung! In dem Kreise, in dem sie aufgewachsen war, hätte man dergleichen Scenen jedenfalls als „shocking“ verdammt. Und wenn Theodor wüßte! Er war so streng. Aber die Eitelkeit stachelte sie. Noch vorhin, vor dem großen dreiteiligen Spiegel, dergleichen sie zu Hause keinen besitzt und nie besitzen wird, hatte sie ihre helle Freude an der Länge und Fülle ihrer aufgelösten Haarflechten gehabt. Noch nie hatte sie Gelegenheit gehabt, es so zu bewundern.

„Los!“ kommandierte Fritz militärisch.

Plötzlich fühlte sie eine Hand an ihrer Frisur. Es war Irmgard, die an den Nadeln nestelte — ein paar flinke Griffe, und die ganze wundervolle blonde Herrlichkeit rollte Toni über Schultern und Arme bis tief zu den Knieen hernieder. Goldig leuchtete diese Pracht in der Morgenbeleuchtung. Ein Schrei entfuhr ihr.

„Alle Wetter! Famos! Großartig!“ riefen die Herren in aufrichtiger Ueberraschung, und Prinz Schi ließ eine Reihe seiner chinesischen Einsilben los, die seinen hellen Enthusiasmus kundgaben.

„Aufstehen!“ hieß es dann. Man wollte das Wunder in seiner ganzen Länge genießen. Und Toni erhob sich, wider Willen gehorchend; wie ein Schleier hüllte ihre schlanke Figur die üppige, rieselnde, schwer hin und wider rollende Haarflut ein.

„Bravo! Bravo!“ Die Herren klatschten frenetisch.

„Darf man?“ fragte Mister „Sülzé“, und er ging sofort darauf los, griff energisch zu und ließ eine der weichen, seidigen Flechten durch seine Finger gleiten. O, er war Kenner! O, er liebte schönes Haar so sehr . . .

Toni überlief es heiß. Was untersteht man sich? Nicht genug, daß man sie gezwungen hat, das Haar zu entfesseln, das sie bisher in züchtige Knoten geschlungen trug — selbst Theodor hatte es noch nicht einmal so gesehen — nun kommt noch einer und betastet es mit seinen profanen Händen, prüft es ganz dicht mit seinen dreisten

Blicken! Sie fühlte, wie die Schamröte ihr über den Körper rieselte. Mit plötzlichen, unwillkürlichen Griffen raffte sie die Haarflut zusammen, und nun, wie in einen wirklichen Mantel eingehüllt, flüchtete sie hinaus.

„Ihr Papa ist ein General,“ entschuldigte Irmgard vor den Ausländern. „Die Sorte ist so! Hat sie aber mal Blut geleckt, so schlägt sie ins Gegenteil um.“

Und da Toni nicht wieder erschien, ging sie, um die Geflüchtete zu holen.

Toni weigerte sich, wieder vor den Herren zu erscheinen.

„Hör mal, wenn du so bist — so kündige ich dir meine Freundschaft!“ drohte Irmgard. „Da hättest du lieber bei Tant'-Minchen bleiben sollen!“ höhnte sie.

Es ist wahr, es ist nur die dumme Zimperlichkeit, die sie von ihrem Kreise her gewöhnt ist. Was war daran? Die Herren hatten ihr Haar bewundert; welch ein Verbrechen! Elogen und Komplimente, die war sie ja auch von den Leutnants her gewöhnt, aber einen solchen Triumph hatte sie noch nie gefeiert. Noch gellen ihr die enthusiastischen Rufe in den Ohren. Sie hatte davon gehört, wie Herren schönes Haar vergöttern. Wohlan! Warum nicht? Es ist auch nicht das Haar allein! Bin ich zum Versteckwerden bestimmt? Nein, ich will so gut wie andre mit einem festen Griff in den lustigen Lebensbaum greifen!

Es war wie ein plötzliches Erwachen. Es waren schlummernde Gelüste, die sich plötzlich aufreckten — als wenn sie sich plötzlich über sich selbst hinausgehoben fühlte . . .

Nachdem sie also vor dem Trumeau den Knoten wieder geschlungen — und man ahnte leider so gar nicht, welche reichen Fluten er in dieser Gebundenheit berge — erschien sie Arm in Arm mit Irmgard wieder in der Gesellschaft.

Und die neue, die jäh erwachte Lebenslust funkelte fast herausfordernd aus ihren Augen.

Dreizehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen kam eine Karte von Theodor, worauf er Toni mitteilte, daß seine Dienstreise sich vermutlich bis zu vierzehn Tagen ausdehnen könnte; er hätte noch auf dem Kruppschen Schießplatz bei Meppen einem langwierigen Versuch mit dem neuen Mörser beizuwohnen, darauf würde ihm bei Gruson in Magdeburg die neue Panzerlegierung wohl viel zu schaffen machen. Und das schwere Kaliber dieses artilleristischen Communiqués erdrückte förmlich das Wenige, was er ihr, seinem jungen Weibe, zu schreiben hatte.

Aha, es ist die Rache für die Wasserfahrt! Eine Karte statt eines Briefes mit den Leckerbissen des jungen Eheglückes! Warte nur! Auch sie will sich schon rächen! Zuerst wollte sie am Abend zurück, trotz Irmgards Drängen, daß sie bis zu ihres Gatten Rückkunft bliebe. Nun bleibt sie, aber nun gerade und amüsiert sich!

Sie bedurfte dann allerdings Toilette und Garderobe. Sie fuhr also nach Berlin hinein, um solche zu holen. Es war ein besonders heißer Tag. Die großen unbewohnten Mauermassen des Quartiers Koppenberg strömten eine unerträgliche Hitze aus. Der helle Anstrich beizte die Augen, und atembeklemmend fiel der Dunst von Asphalt, Kalk und Oelanstrich auf die Brust. Wie man es nur hier aushalten kann! Kein Wunder, daß sich keine Mieter einfinden wollen!

Wie eng die Treppe, und wie häßlich sie unter ihren Tritten ächzt und knarrt! Das Mädchen, in seiner Berechtigung, alles verkehrt zu machen, hatte natürlich nicht gehörig gelüftet; dumpf roch es in den Stuben. Herrgott, und was sind die zusammengeschrumpft in zwei Tagen! Bisher, in der erklärlichen Freude, ein eigenes Heim zu besitzen, war ihr noch nicht die dutzendmäßige Fabrikware von Möbeln aufgefallen. Mama hatte zur Aussteuer ein billiges Tischlermagazin in der Landsbergerstraße ausfindig

gemacht. Die Politur zeigte bereits häßliche Flecke; hie und da war schon eine Leiste abgesprungen. Und immer wieder, wie in ihrem Elternhause, die ewigen Photographieen von Panzertürmen und zechenden Offizieren an den Wänden.

Aber sie sind doch glücklich gewesen in diesen Räumen! Wie hübsch die Frühstücksstunde dort am Fenster, da ihnen von drüben niemand hereinsah — jetzt haben die leeren Fenster gegenüber fast das Aussehen, als sei jemand dort gestorben. Was für ein häßlicher Dämon ist denn auf einmal in sie gefahren, daß sie solche Kritik zu üben vermag an ihrer bisher so trauten Häuslichkeit? Das ist ja schändlich! Eine Empörung über sich selber packte sie, sie warf sich ins Sofa und bedeckte die Augen. Es ist nur, weil er nicht da ist; es ist die Einsamkeit, es ist der Aerger über die Postkarte statt des erwarteten Briefes voll Zärtlichkeiten ...

Schwere, hallende Tritte auf dem unbedeckten Boden scheuchten sie wieder auf. Sie hatten sich noch keine Teppiche leisten können, aber die Diäten, die Theodor auf seinen Dienstreisen jetzt gleich dem Vater einheimste, sollten gelegentlich zur Anschaffung von Teppichen verwendet werden. Wenn das Geld sonst nicht drauf ginge — denn überall haperte es: sie kommt mit ihrem Wirtschaftsgeld so wie so nicht aus; die Lebensmittel sind hier draußen schlecht und unverschämt teuer ...

Es war Friedrich, dessen nägelbeschlagene Kommißstiefel solchen Lärm machten, mit dem großen Schließkorb, den die gnädige Frau befohlen.

„Dort hinsetzen, Friedrich!“

Sie hätte ebensogut befehlen können: wieder forttragen! Denn soeben noch hatte sie beschlossen, zu bleiben, nicht mehr nach Villa Irmgard zurückzukehren. Aber sie hatte dies doch versprochen. Sie hatte keinen Grund, ihr Versprechen nicht zu halten. Auch könnte man es auslegen, als fürchtete sie sich vor dem Neuen, ihr Ungewohnten, ihrer ganzen Erziehung Widersprechenden. War

sie nicht in lächerlich zimperlicher Aufwallung aus der Halle geflüchtet, weil Männer, fremde Männeraugen ihr aufgelöstes Haar bewundert? Es mag ihnen dort wohl dumm, spießbürgerlich, alles, nur nicht dem Ton des High Life entsprechend vorgekommen sein. Und man hatte jedenfalls hinter ihrem Rücken über sie gelacht. Das sollen sie nicht mehr! Bin ich nicht dieser Gesellschaft gewachsen, ich, Antonie Bläser, Tochter Seiner Excellenz?! Was ist sie denn, die andre, die als Königin über die Herzen und Launen gebietet und selbst einen neunzehnfachen Großpapa noch aus dem Häuschen zu bringen vermag? Das verwöhnte, im Genfer Pensionat notdürftig mit Bildungsflittern behangene Töchterlein eines Pflastersteinlieferanten, des Schöpfers dieses zum Verzweifeln häßlichen und ungastlichen Stadtviertels! Ist es wahr, was da unten in dem Grünkramladen gemunkelt wird: das ganze Viertel würde geschlossen — unter den Hammer käme es, auf Abbruch zu verkaufen? Doch nein, es war wohl nur die erbitterte Laune der käuferlosen Geschäftsleute, die sich mit solchen Gerüchten Luft machte.

Eines dagegen kann nicht liquidieren und nicht bankerott werden: die Tochter Seiner Excellenz zu sein ... Wir, wir haben uns viel zu sehr ducken lassen. Holla, das muß jetzt anders werden!

Und so beschloß sie, den Korb zu packen und für die vierzehn Tage nach Villa Irmgard überzusiedeln. Es sah aus, als gälte es eine Schweizerreise; denn sie stöberte ihre ganze Garderobe aus. Nun ja, sie treiben dort einen solchen Luxus, selbst beim einfachen Diner. Und wie reizend sich Irmgard immer zu kleiden weiß ...

Aber wie sie die Toiletten einpackte, überkam sie wieder etwas wie eine Rührung: mit welcher Mühe und mit welcher Aufopferung war das alles von Mama und den Schwestern zu ihrer Ausstattung hergestellt worden! Und wie hatte des armen Papas Geldbeutel dabei geseufzt! Diese Liebe der Ihren war ihr schönster Toilettenschmuck.... Damit schloß sie den Korb und setzte sich darauf. Und

plötzlich überkam sie eine Sehnsucht nach „ihm“. Wenn er sich doch in acht nähme! Wie leicht platzt so ein neues Rohr! Und sie sprang auf, eilte an seinen Schreibtisch und warf in Hast ein Brieflein hin, das hinter der Form trotziger Verstimmtheit ihre Liebe zu ihm nicht undeutlich durchschimmern ließ: „Du böser, schlechter Mann, nun denk' ich aber auch gar nicht lieb an Dich, will im Gegenteil versuchen, Dich in diesen Tagen unsrer ersten längeren Trennung total zu vergessen. Ja, das will ich; soeben habe ich meinen Koffer gepackt und siedle nach dem Feenschlößchen über. Ich werde mich wundervoll dort amüsieren, ja, das werde ich — ätsch! Unterdes wirst Du recht viel Diäten ansammeln, damit wir recht viel hübsche Sachen anschaffen können und unser Nest recht behaglich ausbauen. Einen Vergleich will ich nicht anstellen. Wir sind und bleiben trotzdem wer wir sind, nicht?“

Dann befahl sie Friedrich, den Korb zur Station zu schaffen. Diese war ziemlich weit, eine Droschke gab es nicht, auch wäre sie hier draußen teuer gewesen. Zufällig sah sie vom Fenster aus, wie der brave Kerl, an den Karren des Grünkramhändlers gespannt, über das holprige Pflaster dahinkeuchte. Es fehlte nur noch, daß sie selbst mit aufgestiegen wäre! Und wie dienstmädchenhaft der Korb aussieht! So geht also eine königliche Hauptmannsgattin auf Reisen — ein Glück, daß die Straße keine Mieter hat und nicht hundert Augen die Misere dieses Auszuges bekritteln ...

Aber diese Misere wird nicht immer währen. Einmal muß Theodor ja doch zum Hauptmann erster Klasse hinanklettern, ein gutes Avancement ist ihm sicher. Doch man kann nicht wissen, was sich inzwischen ereignet — nein, man kann nicht wissen ... Tant'-Minchen könnte ... pfui, welch ein Greuel, nur daran zu denken. ... Und sie ist wirklich eine reiche Frau, wie Irmgard sagt ... und wenn ... und wenn ... jedenfalls hat Theodor die Anwartschaft auf den größten Anteil an der Erbschaft ...

Ah! Zum Wetter, was ist denn das? Ja, zum

Donnerwetter! Nur ein militärisch kräftiger Fluch, wie sie ihn von Papa her gewöhnt ist, vermag die Gedanken davon loszureißen. Und laut hallte das „Donnerwetter“ durch die stille Wohnung. Das Mädchen kam und fragte, ob die gnädige Frau gerufen.

„Ich danke . . .“

Und Toni fühlte, wie ihre Wangen glühten vor Scham über sich selbst.

Theodors Antwort auf ihren Brief war ein wirklich aufrichtig gemeintes: „Amüsier dich, du hast recht!“

Und es geschah! Die beiden Schwägerinnen fanden sich ganz wunderschön zusammen. Irmgard hatte es nie für möglich gehalten, und sie hatte nach der ersten Bekanntschaft die drei Schwestern als dumme Gänschen taxiert, die von nichts eine Ahnung haben. Dazu der Generalsdünkel! Aber Toni machte sich, sie formierte sich. Als wenn hier in dieser Umgebung ihre schlummernden Gaben und Eigenschaften geweckt worden wären. Die erste Zimperlichkeit dem „eigenartigen Ton“ des Hauses gegenüber war nun völlig verschwunden. Sie wäre nun auch nicht mehr hinausgelaufen, weil Männerblicke ihr aufgelöstes Haar profaniert hätten. Lachend, mit schelmischem Wohlgefallen heimste sie die übertriebenen und darum ungefährlichen Huldigungen von Mister Sülzé ein. Deshalb um so unverfänglicher, weil doch zwischen ihr und Irmgard ausgemacht worden war, daß der Diamantengräber eine von Tonis Schwestern heiraten sollte, ja mußte! Sie überlegten und planten. Lizzie würde freilich von Graf Tholen nicht lassen. „Sie lieben sich!“ warf Toni mit einem blasiert thuenden Rümpfen ihres schmalen Näschens hin und mit einer Betonung, die Fritz sowohl wie Irmgard — man saß gerade bei Tische — verwundert aufblicken ließen.

„Sie werden ein Paar werden auf Kaiserzulage, denn sie haben beide nichts,“ fügte sie hinzu, recht mitleidig.

„Vielleicht rückt Tant'-Minchen eine Zulage Nummer zwei heraus,“ sagte Irmgard.

„Ich bitte dich, wieso?"

Und Fritz meinte: „Sie reißt sich die eure schon schmerzlich genug von der Seele. Dabei schneiden sie alle Grimassen, auch dein Vater, Irmgard."

Dies eine Anspielung auf gewisse Schwierigkeiten, die Papa Koppenberg in der letzten Zeit gemacht hatte, wenn Fritz mit der sich immer häufiger einfindenden Klage kam, daß die Zulage nicht reiche.

Irmgard überhörte das. „Na, aber dann Hertha," fiel sie nach einer Pause wieder ein. „Hertha hat was Dezidiertes, sie kriegt Mister Sülzé schon unter."

„Aha, also darauf läuft eine Ehe hinaus?!" lachte Fritz.

„Läuft sie auch!" lachte Irmgard dagegen.

„Ein Kampf um den Vorrang. Schließlich siegen die Frauen doch!" fiel Toni altklug ein.

„Oho!" rief Fritz.

„Nur nicht so tapfer, Toni!"

„Sie siegen!" dekretierte Toni mit einer hellen Viktoriamiene. Es war sehr komisch, wenn man Theodors energische Art kannte. Der und sich unterkriegen lassen! Fritz und Irmgard zwinkerten sich verschmitzt an. Hatten die beiden bisher nicht ein süßes Turteltaubenglück genossen? Und nun redet sie von Kampf und Unterjochung!

Ach so; nun wurde es Irmgard klar. Es waren die Bücher, die neue Lektüre, die sie ihrem Gast zu lesen gegeben. Die hatten sie so kriegerisch gestimmt. Denn seit sie hier war, schmökerte sie mit einem Eifer darauf los, als gälte es, ganze Berge von litterarischer Bildung zu erstürmen. Papa Bläser war mit der Lektüre für seine Töchter sehr streng gewesen, die Generalin hielt überhaupt nichts vom Lesen, und Theodor liebte für seine Frau Bücher, wie Freitags „Deutsche Bilder".

Nun fand sie sich plötzlich in die Gesellschaft von Maupassant, Bourget und deren deutschen Nachahmern versetzt. Anfangs war es ein fast beleidigtes Stutzen, und sie verbarg die Sachen, die doch sonst offen herumlagen,

wenn sie überrascht zu werden fürchtete, wie ein verbrecherisches Geheimnis. Aber heimlich las sie die halben Nächte hindurch mit fieberisch brennenden Augen. Und zuletzt faßte sie sich Mut und redete ganz tapfer mit, wenn davon die Rede war. Eine wahre Hochflut von neuen modernen Ideen, Laxheiten und moralischen Paradoxen stürzte über sie herein. Sie schien wie betäubt davon. Eine neue Welt wogte schwül und erhitzend in ihrem Gehirn.

Vierzehntes Kapitel.

Mama Bläser würde sich bis in das Innerste ihres mütterlichen Herzens hinein entsetzt haben, hätte sie erfahren: ihre drei Töchter, ihre Küchlein besuchen ohne den Schutz der Gluckhennenflügel das Atelier des Bildhauers Engel! An dem einen Atelierbesuch skandalösen Angedenkens war es ja genug! Seit die Ehe Erichs mit seinem Modell ruchbar geworden, bedeutete alle Kunst für sie Teufelswerk und alle Berührung mit Künstlern die Gefahr einer Mitarbeiterschaft an solchem Teufelswerk.

Aber die Mädels emanzipieren sich. Sie werden flügge, sie machen sich von der Gluckhenne los. Seit Papa außer Dienst ist, entziehen sie sich der Zügelführung, als wenn nun die Arena des Lebens für sie eröffnet sei, auf der sie sich mit neuerwachten, ungeahnten Kräften tummeln sollen. Mit wachsender Sorge verfolgte das Mutterauge solche Emanzipationsgelüste. Und man darf nicht einmal ein volles Veto einlegen: denn bleibt den Töchtern eines pensionierten Generals, ohne Vermögen und ohne Erbtante, etwas andres übrig, als den Kampf mit dem Dasein mutig aufzunehmen?

Toni hatte ihr von der brillanten Partie vorgeschwärmt, die Hertha machen könnte. Bei Koppenbergs war ihr dieser Mister Sülzé vorgestellt worden. Nun ja, nun ja, das Geld — macht es denn glücklich? seufzte sie, unaufrichtig vor sich selber; kann man denn aber dem Besitzer solch

fabelhaften Mammons sein Töchterlein anvertrauen? Der Mann hat ja gar keine Formen, nicht so viel! Und vor dem Blick seiner achatharten Augen kann einem angst und bange werden. Toni verteidigte ihn: „Sehr amüsant, Mama! Bei dir gibt er sich nur nicht so ...“

„Und bei euch läßt er sich gehen, was? Ich verbitte mir das! Respekt vor Damen! Respekt vor meinen Töchtern ...“

„Wenn man ihm von Zeit zu Zeit eins auf die Finger klopft, Mama ...“

„Welche Ausdrücke! Einem Herrn aus der Gesellschaft auf die Finger klopfen! Wo lernst du denn das? Bei Frau Legationsrätin, hm?“

Der pompöse Titel ärgerte sie; er kommt solchen arroganten, schnippischen Persönchen gar nicht zu.

Wenn Mama gewußt hätte, daß Mister Sülzé Tonis goldblondes Haar mit seinen Fingern gestrählt, ohne daß man ihm darauf geklopft!

„Gut, Mamachen! Wenn nicht Mister Sülzé, vielleicht dann dieser Prinz Schi. Er ist sicher frei, und wenn ich ihm sage, er soll Hertha heiraten, so thut er's. Ja, wahrhaftig, er thut's!“

Es war die offene Ironie. Mama Bläser aber biß sofort an; sie hatte so gar keinen Sinn für Humor: „Entsetzlich!“ rief sie. „Ein Chinese! Wie du über solche Dinge überhaupt nur spaßen kannst! Wir sind Christen! Ich bitte mir aus! Hertha wird nur einen Mann heiraten, der sie verehrt. ...“ Das Wort „Liebe“ faßte sie nur vorsichtig an, es klingt so weltlich!

„Um mit ihm zu hungern!“ fiel Toni schrill, fast brutal ein.

Die Generalin fuhr zusammen und heftete dann auf ihre Jüngste einen Blick, der das starre, stumme Entsetzen ausdrückte.

„Nun, ja doch, es ist doch so, Mama!“

Toni sah schließlich ein, Mister Sülzé würde ihre Schwester Hertha doch nicht nehmen. Schon seine Miene,

der breite Mund etwas nach dem linken Winkel verzogen und das rechte Auge zugekniffen, wenn überhaupt von Heiraten die Rede war! War er mit den jungen Mädchen zusammen, so spielte er eine parodistische Liebhaberrolle, die alle zum Lachen brachte. Er nimmt es mit nichts ernst! Auch nicht mit seinem „Empressement“ für Toni selber?

Wenn die Mädels es verständen, so liefe ihnen dennoch der Richtige ins Netz! Aber sie sind dumm. Von Zugreifen keine Spur! Lizzie rennt mit offenen Augen in die Misere der Kommißheirat, und Hertha, sie ist doch nicht im Ernst auf diesen Erzengel versessen? Ich glaube wahrhaftig, sie hat ein Tendre für diese Sorte: bieder, aufrichtig, ein kräftiger Charakter, wohl auch ein tüchtiger Künstler, so behauptet man. Aber ein Mann, der solche Muskeln hat und erröten kann, puh! Man muß sie von dieser Marotte kurieren!

Und um ihre Schwester zur Besinnung zu bringen. improvisierte sie einen Ueberfall auf Engels Atelier. Da würde sich dieser Wilde in seiner ganzen Unwiderstehlichkeit präsentieren.

Mister Sülzé, der immer „zu allen Schandthaten bereit“ war, sollte mit von der Partie sein. Natürlich auch Prinz Schi mit seinem Zopf, des sichern Amusements wegen. Fritz wollte nachkommen. Sie degradieren ihn jetzt zum Arbeitspferd — die da unten in Afrika könnten mit ihrem Flaggenhissen nun endlich aufhören!

An einem schönen Nachmittag hielt also die Gesellschaft vor einem Stadtbahnbogen unweit des Zoologischen Gartens, an dessen Thor ein Karton den vom Regen halb verwaschenen Namen „S. Engel, Bildhauer“ trug. Darunter mit Kreide aufs Holz gekritzelt: „Bitte stark klopfen!“ Darunter in Rötel: „Wir sind bei Pschorr. Komm nach!“

Mister Sülzé ließ sich das Starkklopfen nicht zweimal gebieten; er nahm seinen Gigerlknüppel mit dem großen Goldklumpen, der als Knopf diente, und hämmerte gegen die Thüre. Statt des „Herein!“ scholl aus dem Innern

ein schrilles Aufkreischen, als wenn der Stock direkt jemand getroffen hätte. Dann ein Poltern und Fluchen, Geräte flogen hart hin, ein Kleidungsstück flog gegen das Fenster, das von Staub und Gipsflecken blind war. Es war eine wilde Jagd da drinnen mit zornigem Gefluch und wütendem Gekreisch.

Abermals pochte der Kapmann mit seinem Goldgräberknüppel an die Thür. Da wurde endlich geöffnet, doch nur ein Spalt, und zum Entsetzen der Damen drängte sich eine völlig behaarte, aber sonst menschenähnliche Hand daraus hervor; sie stieß den Thürflügel ganz auf. Die Damen stoben kreischend auseinander. Denn ein starkknochiger Affe von der gelbbraunen Pavianart stürmte mit großen Sätzen ins Freie, mit fletschendem Gebiß, eine rasselnde Kette hinter sich herschleifend. Hinter ihm her ein Mann in Hemdsärmeln und mit einem in der heftigen Bewegung gleich Geißelsträhnen fliegenden Lockenhaar. Es war das Apostelmodell, der Namensvetter Mister Schulzes. Und der Mann fluchte und wetterte, wie wohl nie ein Apostel geflucht haben mag. Seine rote Nase glühte wie ein Brand, Steine raffend und werfend, setzte er mit seinen langen Spinnenbeinen hinter dem Flüchtling her, zum Gaudium der bereits versammelten Jugend.

In der offenen Thür jetzt erschien auch die Herkulesgestalt von Erzengel. Doch das „Donnerwetter" erstarrte auf seinen Lippen, als er dort draußen die bunte Gesellschaft gewahrte. Wie die hellen Frühlingstoiletten der Damen in der Sonne gleißten! Und der große gelbseidene Klecks, den Prinz Schi gegen das Grün des Laubes bildete.

Der Rubenskopf, dessen massiver Hals sich frei aus dem grauen Arbeitskittel herausreckte, bekam sein schönstes Leuchtturmglühen. Welch eine Ueberraschung! Schon mehr ein Ueberfall!

„Eccolo!" rief Irmgard, und sie lachte den verblüfften Künstler mit ihren Reiskornzähnchen an.

„Herr Jeses! Na aber!" entfuhr es diesem, und un-

willkürlich faßte er nach dem Kopf, um die Mütze zu lüften. Sie war von steifem Papier, wie sie die Stuccateure zu tragen pflegen.

Als er das Papier fühlte, nahm er sie und schleuderte sie ins Zimmer, dies statt des Grußes. Seine Arme waren entblößt und zeigten ihre strotzenden Muskelwülste. Ach, was da! sie müssen ihn in seiner Arbeitstoilette nehmen, wie er ist. Und mit einem gutmütigen Grinsen nötigte er die Gesellschaft herein. „Freut mich, freut mich riesig!“ stotterte er. Was? Da ist ja auch Fräulein Bläser? die „furchtbar liebenswürdige“ — die er sogar als geistreich taxiert. O, das ist aber ... und sein starkes, gesundes Herz bekam ein ganz unerklärliches Hämmern, und über diesem Hämmern vergaß er alles, sein mit Thon und Gips beflecktes Kostüm, die schweren Holzklötze von Pantinen an den Füßen, seine nackten Arme, überhaupt den Zustand des Ateliers. Natürlich sehr interessant für die Damen, die solch ein Atelier noch nicht gesehen! Das Gegenteil von dem künstlerisch ausgestatteten Raum bei Erich. Mister Sülzés Witzelei vermochte ihnen nicht die Neugier zu beeinträchtigen. Der weite, von breitem, ungetünchtem Ziegelgewölbe überspannte Raum bot nicht eine Spur von Wohnlichkeit. Keine Stoffe, kein unnützes Zierwerk, hier wohnte der Geist der Arbeitsstrenge, allen Firlefanz des Lebens verschmähend. In der einen Ecke stand ein eisernes Feldbett, mit einem etwas verschabten Pantherfell überdeckt; unweit davon ein Kochöfchen, dessen Röhrenknie durch das Fenster ins Freie mündete, ein paar Töpfe und Wirtschaftsgegenstände hielten das Wandbrett neben einigen Büchern besetzt. In einem großen Käfig lärmten und hüpften Scharen von allerlei Vögeln.

Außerhalb dieser Wirtschaftsecke herrschte der Staub. Doch er ist ja die wahre Patina des Gipses, und so brachte er die an den Wänden hängenden Tierköpfe, Pferde, Tiger, Löwen, Hunde, ja ein Kamel und einen Seelöwen, zur schönsten Schattenwirkung. Auf einem besonderen Piedestal prangte jedenfalls der kostbarste Besitz des Ateliers: das

Skelett eines Königstigers mit seinen starken, weißen Knochen. Das königliche Museum hätte Engel schon Tausende dafür geboten, hieß es.

„Na, da gäbe ich's doch!" meinte Toni.

„Der Tiger war mein Freund," erläuterte Erzengel; „wir kannten uns und liebten uns. Ihm verdanke ich so ziemlich meine Kunst. Sie hatten ihn im Zoologischen Garten aufgegeben, denn er war unheilbar krank geworden. Man wollte ihn vergiften. Quod non! sagte ich und nahm ihn her ..."

„Hierher?" entfuhr es den Damen. „Einen Tiger?"

„O, sie sind dankbar, diese Bestien! Unter den Menschen gibt es Schlimmere. Er war matt wie ein Hühnchen, kaum daß es der Kette bedurfte. Ich pflegte ihn bis zum Tode. Er war so dankbar der brave Kerl! Und ich habe das Skelett selbst präpariert."

Hierbei fuhr er mit der Hand über den wunderschönen Schädel mit seinem prächtigen, fletschenden Raubtiergebiß. Es sah wie eine Liebkosung aus und die Scherze verstummten. Hertha betrachtete den Tigerfreund staunend. Mein Gott, welch ein Mensch! „Wir liebten uns ..." er und ein Tiger, und seine volle, sympathische Stimme hatte dabei vibriert.

Der Künstler war vor dem Besuch mit der Modellierung des Affen beschäftigt gewesen. Das boshafte launenhafte Tier hatte im wütenden Aufspringen das halb fertige Thonmodell von dem Drehschemel geschleudert, zerquetscht lagen die feuchten Brocken an der Erde.

Toni drückte ihr Bedauern darüber aus, daß sie die Veranlassung gewesen wären.

„O, bitte!" sagte Engel. „Eine wütige Krabbe, und wenn es keine Bestellung wäre, ich hätte keinen Spaß daran."

Aber man steht da herum; es sieht so ungastlich aus. Verlegen schaute er sich um, und siehe da, es gab in der ganzen Häuslichkeit nicht die Spur von einem noch brauchbaren, stuhlähnlichen Möbel. Man lachte darüber. Mister

Sülzé aber rollte ein leeres Achtelfäßchen heran, das er im Gerümpel aufgestöbert, und er bot es mit feierlicher Miene Irmgard zum Sitzen an, nachdem er es mit seinem blauseidenen Taschentuch abgestaubt.

„Reizend!“ flötete diese. „Prinz!“ rief sie dann dem Chinesen zu, dessen wulstiges, gelbes Gesicht in einem Grinsen blies: „Ihr Fauteuil! Dort hinter dem Ofen! Ach, Mister Sülzé, bitte, dort den Stiefelknecht für Schi-schi!“

Und feierlich, mit parodistischer Grandezza brachte Sülzé den originellen Fauteuil. Und feierlich, mit einer Geste seines langärmlichen Armes lud der Prinz, ehe er sich wirklich auf den Stiefelknecht zum Sitzen herabließ, die übrigen gleichfalls zum Niederlassen ein. Mister Sülzé placierte Toni auf dem Modell eines Eberkopfes, das am Boden lag, und führte dann die beiden jungen Mädchen auf das Bett zu, wo er sie sich niederlassen hieß.

Sie setzten sich zögernd, mit einem flehenden Blick nach ihrer verheirateten Schwester, die ihnen hier doch die Gluckhenne vertrat: ob man das dürfe? Mama hätte Krämpfe des Entsetzens bekommen: ihre Töchter sitzend auf dem Bette eines Junggesellen!

Sülzé bemerkte ihre Verlegenheit und fuhr mit seinem Kauderwelsch heraus, das gerade in Momenten, wo er Damen in Verlegenheit setzen wollte, besonders holprig war.

„Slafen denn Sie nix indeed, mesdames? Sie nix lieben ein — how do you call it? O yes, ein Bett! O, ein Bett!“

Natürlich schlafen sie in einem Bett! Auch ist es am Ende keine Schande, dies Möbel in einem Mädchenmunde zu führen, und wenn keine andre Sitzgelegenheit da ist, so setzt man sich eben darauf. Voilà. Und Hertha strich mutig über das verschabte Pantherfell.

Plötzlich ging die Thür auf, und wer erschien auf der Schwelle? Graf Tholen mit dem Pavian auf dem Arm. Er hatte das verscheuchte Tier, nachdem die Stallknechte eines nahen Tattersalls vergeblich darauf Jagd gemacht, einfach mit ein paar guten, ruhigen, anlockenden Worten

besänftigt. Die sehnigen Langarme des Affen umklammerten seinen Hals, und sein jetzt fröhlich grinsendes Gebiß schmiegte sich wie kindlich an seine Schulter. Schweißtriefend, seine Peitschenlocken schüttelnd, folgte der Apostel, immer noch fluchend.

Es gab ein Hallo. „Wie kommen denn Sie her, Graf Tholen?“ rief Toni.

„Der reine Zufall!“ lachte der Graf. „Wenn irgendwo ein Affe entlaufen ist, gleich bin ich zur Stelle!“ Und sein freundlich lächelndes Gesicht übergoß eine Röte. Denn über dem Kopfe des Pavians hinweg hatte er Lizzie dort auf dem Bette entdeckt.

Diese saß starr vor Ueberraschung da, und ihr Atem hielt an, wie immer, wenn sie Tholen begegnete.

Der Graf übergab das Tier dem Erzengel. Es reichte ihm dankbar die Pfote. Man fand es allerliebst. Toni aber konnte sich nicht versagen, die beiden Liebenden weiter zu necken: „Ist es wahr, Prinz Schi,“ fragte sie, „daß sie bei Ihnen einen Gott verehren, der ‚Zufall‘ heißt?“

Statt der Antwort rutschte Prinz Schi von seinem Stiefelknecht herab, die Beine mit den weichseidenen Juponbeinkleidern in die Höhe streckend.

„Shocking!“ rief Mister Sülzé. Wieder ein allgemeines Lachen — ist man doch gekommen, um sich zu amüsieren! Ueber ihren Köpfen aber erdröhnte das Gewölbe von einem darüber rasselnden Eisenbahnzug.

„Wenn ich 'ören Eisenbahn, ich kriege 'eimweh — und wenn ich kriegen 'eimweh, ich kriegen Du—urst!“

Sofort äffte ihm Irmgard nach: „Wenn ich kriegen Du—u—urst, ich verlangen nach ein' Weiße ...“

Es war die Lösung der Frage, wie die Unterhaltung am einfachsten zu beleben wäre. Der Frühling hatte sommerlich eingesetzt, und die Hitze war schon ziemlich belästigend. Natürlich eine Weiße! Es fand allgemeinen Anklang. Während Prinz Schi ganz Enthusiasmus war — o, er tränke nichts lieber und ziehe das Berliner Nationalgetränk dem schönsten Sekt vor — ließen die Bläser-

schen Mädchen das Geständnis verlauten: sie hätten noch nie eine Weiße getrunken.

„Aber, Mädels!“ rief Irmgard ganz entrüstet.

Warum sollen sie es nicht gestehen? Sie hatten nie Gelegenheit dazu gehabt. Papa liebte solche Getränke nicht. Trinken gesehen, ja, das hatten sie wohl, von weitem.

„O—i!“ rief Prinz Schi. Trinken sehen schmeckt nix!“

Auch Toni behauptete, die Berliner Weiße erst auf ihrer Hochzeitsreise kennen gelernt zu haben. Sie markierte immer diese Hochzeitsreise als etwas Großartiges, während diese doch nur aus einem Flug um die Potsdamer Seen bestanden hatte.

Tholen trat auf den Apostel zu, der sich den Schweiß wischte: „Bitte, besorgen Sie ein paar Weißen! Aber so schnell als möglich, hören Sie?“ Als ob es brannte! Nun ja, man war ja auch am Verdursten! Erzengel fuhr dazwischen: das sei doch seine Sache, bitte! Und er gab etwas abseits dem Apostel seinen Auftrag. Sachgemäß fragte er: ob die Herrschaften „mit“ oder „mit ohne“ beliebten? Die „Luft“ aus dem Keller drüben wäre vorzüglich!

„Her von der Kellerluft!“ johlte Irmgard als Sachkennerin. Von ihrem Elternhause her war sie mit dem Technischen jeglicher Kneiperei vertraut. Die Mädchen ließen sich von Tholen erläutern, daß „Luft“ Kümmelliqueur bedeutete. Und sie überwanden das Restchen Generalstöchterzimperlichkeit und fielen in den allgemeinen Ruf mit ein: „Luft! Luft!“

Wie das dröhnte unter dem Gewölbe!

Während der Apostel seinen Auftrag vollführte, machte der Bildhauer sich daran, seine große Raubtiergruppe von den nassen Tüchern zu befreien. Sie sind doch gekommen, um ein Stück Kunst zu genießen? Oder wirklich nur des Juxes halber? — Herthas Meinung wenigstens will er hören ...

Als die letzte Hülle von dem umfangreichen Thonmodell sich löste, gab es ein allgemeines Ah der Ueber-

raschung, in das selbst der unausstehliche Blagueur Sülzé mit einstimmte. Es war die Gruppe, die später den Namen Siegfried Engel unter die ersten Meister der Plastik einreihen sollte. Sie machte in der Ausstellung des Jahres 1894 das größte Aufsehen; leider entführte sie uns amerikanisches Geld und amerikanischer Opfersinn; heute bildet sie eine Zierde des großen Parkes von New York. Das Thema war nicht neu: ein Löwe, der durch einen Pfeil verwundet ist, verteidigt seine Familie — aber die Wucht, die Leidenschaft, die Naturwahrheit der Auffassung! Man glaubte ihn brüllen zu hören, den auf dem Felsgrat herausfordernd und drohend aufgereckten Wüstenkönig, brüllen vor Zorn und Schmerz. Sie wollen ihm seine Löwin rauben, seine Jungen, die sorglos spielend an den Zitzen der Mutter saugen. Bald wird er selbst in den Sand dahin sinken — wer wird die Seinen dann schützen vor der Grausamkeit des Menschengelichters? Ja, ja: Menschengelichter! Elende Kulturwichte! Das lag in dem Blick des prächtigen Edeltieres.

Hertha war aufgestanden, wie emporgerissen, und sie hielt jetzt dicht vor der Gruppe, sprachlos vor Bewunderung. So hatte sie noch nie ein Kunstwerk gepackt. Und das von ihm! Alles, was ihm in den Augen ihrer Sippe von Ungeschlachtheit, Rauheit und Unebenbürtigsein anhaften mochte, das fiel jetzt herab, wie die Hüllen soeben von dem Kunstwerk gefallen waren.

Erzengel merkte wohl, wie es sie gepackt hatte, und ihr sprachloses Anstarren erschien ihm beredter als die Rufe der andern: „Famos, wirklich famos!“ Ein bisher nie gekanntes Glücksgefühl überrieselte ihn heiß. Als wenn er sich mit einem Schlage über sich selbst hinausgehoben fühlte. . . .

Und halbstotternd erläuterte er. Es war das Porträt des großen Saharalöwen aus dem Zoologischen Garten. Wie hatte er es studiert, Jahr und Tag! Zu jeder Tageszeit hatte er Gang und Haltung und Schmiegung der Glieder und jede Art Stellung beobachtet. Ja sogar Nächte

durch hatte er im Löwenhause verbracht, um den Schlaf des Raubtieres und sein Erwachen im Morgengrauen zu beobachten. Es kannte ihn, es ließ sich von ihm die Pfote krauen, ja es schien stolz darauf, so studiert zu werden, und auf Engels bittendes Zureden nahm es die für die Modellierung gewünschten Stellungen ein. Der alte Wärter war sogar eifersüchtig geworden.

Wie schade, daß jetzt der Apostel mit zwei Burschen aus dem Weißbierkeller hereintrat und das durstige Hallo der Anwesenden die weihevolle Stimmung störte. Hertha hätte immer weiter zuhören können. Es war so belehrend. Sie hatte nie eine interessantere Stunde verlebt. Und eine Ahnung von dem weihevollen Ernst der Kunst, den die Banausen außerhalb nicht im entferntesten ahnen, kam über sie.

Die Weißen waren wundervoll; Prinz Schi setzte an; schlürfte in kataraktartigen Zügen und ließ den Glaskübel nicht eher los, als bis er geleert war. Es war ganz gegen den Comment, bedeutete man ihn. Man muß eine solche Bowle in der Runde gehen lassen, sonst schmeckt sie nicht.

„Was ist Comment?" fragte er.

„Lieber Prinz, das wissen Sie nicht mal?" rief Irmgard. „Comment ist ein Götze, den wir hier in Europa mit Vorliebe anbeten!"

Auf dem ominösen Junggesellenbett hatte jetzt neben Lizzie Graf Tholen Platz genommen. Er hatte für sich und sie ein besonderes Glas beschlagnahmt: eine Entweihung, wenn jemand anders die Stelle am Glasrand berühren würde, wo ihre Lippen geschlürft! Und das Glas, das sich bald in seinen, bald in ihren Händen befand, bildete eine Art süßbeseligender Korrespondenz zwischen ihren Lippen. Jetzt reichte er es ihr hin, sah sie durch die Rundung des Glases an, sehnsüchtig, die Augen überquellend von Seligkeit und sagte „Prost!" mit einem Vibrieren in der Stimme, das ganz was andres bedeutete. Sie nahm das Glas, hauchte ebenfalls „Prost!" hin und

setzte zum Trinken an. Ein Schlürfen, von dem Zunge und Gaumen natürlich nichts merkten, nur das Schmachten und Suchen ihrer Augen nach den seinen hin. Jetzt atmete sie hoch auf, und er nahm ihr abermals das Glas ab, wand es herum, um die Seite zu bekommen, wo sie getrunken, und nun, indem er das Glas erhob, über den porzellanartig weißen Rand hinweg, sagte ihr sein Blick zum hundertstenmal, aber noch nie so deutlich, so beredt wie diesmal, daß er sie liebe, liebe — liebe. . . .

Und vielleicht wäre eine Berliner Weiße somit die Veranlassung geworden, daß die Herzen der beiden Liebenden ein offenes Gelöbnis aneinandergekettet hätte, da geschah plötzlich ein Rumor unter dem gemeinsamen Sitze. Es bewegte sich etwas und fauchte leise, und jetzt fuhr es gegen Lizzies Beine an. Sie schrie auf, schnellte entsetzt in die Höhe, flüchtete sich in die Mitte des Raumes: „Tiere!" kreischte sie. „Es sind Schlangen da! Affen! Ein Tiger!"

Die Damen schrieen ebenso entsetzt auf. Doch statt der angedeuteten Menagerie hob sich jetzt der herabhängende Zipfel des Pantherfelles langsam, und eine große Katze mit wunderschön getigertem Angorafell kroch darunter hervor. Sie trug ein Kätzchen zwischen den Zähnen, ein ganzes Rudel andrer Kätzchen folgte, noch schwach auf den knickenden Pfötchen und kläglich miauend.

Alles lachte. Lizzie ward wegen ihrer Furchtsamkeit geneckt. Na ja, bei einem Tierbildner kriecht doch allerlei umher! Scherzend nahmen sich die Damen der niedlichen Tierchen an. Der Apostel mußte Milch schaffen, und man stupfte ihnen die Mäulchen hinein. Erzengel erläuterte: auch die Tiere da dienten zu Modell- und Lernzwecken. Da er Löwen nicht gut hier im Atelier herumspazieren lassen könne, er aber gewisse tierische Bewegungen stets vor Augen haben müsse, so sollte die Gattung herhalten, es wäre ja alles ein Katzengeschlecht.

„Weißt du noch, Hertha, die famosen Katzen, die du uns früher zeichnetest? O, sie versteht sich darauf, Herr Engel!"

„Ach, Toni, laß!"

„Wirklich?" fragte Erzengel. „Man sieht es Ihnen an, mein Fräulein!"

„Mir? Wieso?" Man soll ihr ansehen, daß sie Katzen malen kann? Hertha ließ ein paar ungezwungene Lachnoten erklingen. Doch während jetzt eine allgemeine Unterhaltung im Gange war und sie mit seltsam abwesenden Gedanken auf dem Holzgestell des Löwenwerkes saß, fiel ihr ein Stück Zeichenkohle in die Hand. Sie nahm es und begann aufs Holz zu kritzeln, rein mechanisch und ohne sich etwas dabei zu denken. Doch siehe da, wie sich jetzt Strich zu Strich fügte, was wurde daraus? ein Katzengesicht, keck und flott, natürlich zum Miauen. Sie wunderte sich selber darüber, warf die Kohle hin und stand auf. Doch da war schon Erzengel hinter ihr: „Das da ist von Ihnen?" fragte er.

Sie wollte die flüchtige Zeichnung mit einem der Modelltücher verwischen.

„Quod non!" wehrte er, ganz Feuer und Flamme. „Das behalte ich — als Andenken an diesen Besuch! Aber — aber" — und er prüfte die Skizze mit wachsendem Staunen — das ist ja großartig! Das ist ..."

Der Atem verging ihm fast vor Eifer, und nur noch seine energischen Gesten waren im stande, seiner freudigen Ueberraschung den richtigen Ausdruck zu verleihen. Die andern waren hinzugetreten, und alle pflichteten sie bei: das Katzengesicht wäre einfach „famos".

„Ein Talent! Ein Talent!" rief Erzengel, ganz erregt hinter der Gruppe auf und ab stürmend. „Kein Kompliment! Zum Kuckuck die Komplimente, ich mache nie welche! Aber Sie, Fräulein — Sie verdienten — na, was denn?" Er verbesserte sich — „es wäre eine Herrgottsschande, wenn Sie damit brach liegen wollten. ..."

Es war ordentlich amüsant anzusehen, wie sich der Bildhauer für dies von ihm neu entdeckte Talent ins Zeug legte. Hertha aber wußte nicht, wie ihr geschah. Er hat dir was Liebes sagen wollen, und da macht er dir ganz

unverdiente Elogen über ein Katzengesicht! Jeder auf seine Art! Und sie lächelte ungläubig über sein Lob. Aber innerlich war sie doch des Glückes übervoll.

Auch hörte sie nur mit zerstreuten Sinnen zu, als jetzt die Rede auf Erichs Frau kam. Natürlich wollten sich Toni und Irmgard diese Gelegenheit zum Klatsch nicht entgehen lassen. Der Roman ihres Schwagers reizte ihre Neugier. Ja, sie beneideten die unbekannte Schwägerin um ihren Schönheitsruhm, um die exklusive Stellung, die sie in der Künstlerwelt einnahm, um den Märtyrerinnen-Nimbus, der ihr klassisches Haupt umstrahlte. Denn manches von ihrer Leidensgeschichte war durchgesickert, Erich hatte ja nun nichts mehr zu verheimlichen.

Brigitte war aus gutem Bürgerhause und ihre Erziehung eine sorgfältige gewesen. Sie hatte jung geheiratet. Liebe, was sonst? Oder wie soll man anders die Schwärmerei einer jungen Mädchenblüte für einen damals von plötzlichen Erfolgen berauschten Schriftsteller benennen? Die Heirat fand statt, das Paar war gefeiert und umworben; hier schienen sich Schönheit und Talent zum schönsten Bunde zu ergänzen. Den Rombesuchern eines gewissen Winters ist noch die Gastlichkeit in Erinnerung, die der genial-ambulante Haushalt dort ausübte. Doch die Schönheit und Liebenswürdigkeit blieb allein von Bestand, während das Talent von der plötzlich eroberten Höhe jäh abzustürzen schien: eines der vielen jungen, neu entdeckten Talente des modernen Regimes, die unter dem Hosianna der Clique als Adler in die Glorie aufstreben, um als kümmerliche Eintagsfliegen herabzufallen. Aus Zorn und Schmerz über diese Enttäuschung stürzte sich Brigittes Gatte wieder in die liederliche Genialität seiner junggeselligen Sturm- und Drangperiode. Die Kneipe nahm ihn wieder in Beschlag, seine Häuslichkeit vereinsamte, er versank in wüste Lotterigkeit, er verwahrloste sein Aeußeres, und die Chronik des allezeit neuigkeitsgierigen Zeitungsklatsches brachte Notizen über den Verfall dieser unter so glücklichen Anfängen gegründeten Ehe. Schlimmeres sickerte durch.

Von rohen Männern aus dem Volke, die im Trunk ihre Frau mißhandeln, berichteten oft genug die Zeitungen, aber ein sogenannter Ritter des Geistes, der die Gefährtin seiner Seele mit Fäusten ... Die Familie empörte sich, die Freunde schauderten. Aber Brigitte hielt aus bis zum Aeußersten. Er hatte ihr Vermögen vergeudet; eines Tages war er verschwunden, Frau und Kind in bitterer Not zurücklassend.

Sie hatte sich mit ihrer Familie längst entzweit; auch wäre sie zu stolz gewesen, bei dieser Zuflucht zu suchen. Sie mochte allerlei versucht haben, um sich eine Existenz zu schaffen, aber nichts gelang. Das Elend glotzte sie hohläugig an. In der kurzen Periode des Glückes hatte ihre Schönheit viele unter den Künstlergenossen gereizt, und ihr Kopf, ja ihre königliche Gestalt war von manchem berühmten Meister als Paradestück verewigt worden. Besaß sie in ihrer Schönheit, so sehr diese durch Entbehrung und Not auch in Gefahr war, zu verkümmern, nicht ein Kapital, das sie retten konnte, sie und ihren Knaben?

Sie mochte aber auch auf diesem Wege die bitterste und entwürdigendste Demütigung erfahren haben. Und es war geradezu ergreifend für die, welche sich ergreifen lassen konnten und wollten an diesem Nachmittag, wie Erzengel, der getreue Freund, das erste Begegnen mit der um ihre ehrbare Existenz ringenden Frau und Mutter beschrieb.

Die beiden Freunde hatten den Tag über durchgearbeitet, und an dem frühen Winterabend war man eben damit beschäftigt, sich das Mittagbrot selbst zu bereiten — ein paar geschabte Beefsteaks; er, Erzengel, versteht das wundervoll; auf dem Oefchen dort hinten brodelten sie in der Pfanne — da wird an die Thür gepocht! Es ist gerade Schneetreiben draußen, und das Atelier war damals noch ziemlich abgelegen. Wer kann es sein? Ein Kamerad, der sich zu dem behaglichen Zigeunergelage als Gast einfinden will? Erzengel war gegangen, um zu öffnen —

Herrgott ein Weib! Ihr Antlitz ist halb von dem Tuch verhüllt gegen das scharfe Gepeitsche des Schnees — und noch etwas andres verhüllt auf ihrem Arm: ein leises Wimmern dringt unter dem Tuch hervor — Herrgott, eine Mutter, die bei solchem Wetter mit ihrem Kinde bettelt, nein, für ihr Kind — wie ihre Augen flackern, flehend und abwehrend zugleich — denn sie ist keine gewöhnliche Bettlerin, o nein ... ob man kein Modell benötige ...

Solche am Wege liegende Ateliers sind mit derlei Angeboten überlaufen. Es wäre sonst nichts Besonderes gewesen. Aber zu dieser Stunde und bei diesem Wetter! Und das grausame Elend, das die Vermummte hergetrieben haben mag! Wenn sie vielleicht morgen bei Tage wiederkommen wolle ... ach nein! hier thut Hilfe not! Und man nötigte sie herein. Ach, die Wärme, das anheimelnde Licht! Sie sank auf das Schemelchen dort neben der Thür nieder, außer Atem, am Ende ihrer Kräfte. Und kaum vermochte sie das Bündelchen festzuhalten. Was war es? Ein Knäblein. Fiebernd, krank, flackernde Aeuglein und ein fliegender Atem. Dazu das Flehen der Mutteraugen: Rettet mein Kind. Um Gottes Barmherzigkeit willen. ...

Sie betteten das Kleine. Ein Arzt wurde gerufen. Es gab statt des einen zwei Kranke zu pflegen. Manche Tage lang war dies Atelier ein Lazarettraum, wo Tod und Leben miteinander rangen. „Die Mutter retteten wir — aber das Kleine ging uns drauf — und weiß Gott," beteuerte Erzengel, „es war, als wenn einem selber ein Stück vom Herzen gerissen würde. Ich machte noch die Maske. Dort oben hängt sie."

Und aller Augen waren auf die kleine, auf einem Fetzen dunkeln Sammet drapierte Kindermaske gerichtet, die über Engels Bette hing.

Der brave Kerl atmete schwer auf und fuhr fort: „Wie gesagt, die Mutter retteten wir. Und brachten sie auch wieder in die Höhe. Und wurde wohl schöner, als

sie vordem jemals gewesen war. Das Uebrige wißt ihr. Es konnte auch nicht anders kommen. Zwei so schöne, prächtige Menschen! Und wenn jemand, nachdem er dies alles weiß, noch immer einen Stein auf sie werfen will ...“

Wieder packte ihn der Zorn, der ihn schon damals in dem Atelier Erichs dessen Heirat hatte enthüllen heißen. Plötzlich rief er mit schriller Ironie: „Natürlich auf der Straße aufgelesen! Buchstäblich so! Es kommt zwar selten vor, und die Polizei glaubt nicht mal daran. Aber kommt doch vor, daß man auf der Straße eine Perle auflesen thut. In dem Fall was besonders Schönes und Kostbares, ja, bei Gott, das war es und ist es!“

Und ganz begeistert, mit flammenden Augen, schüttelte er die Hand wie beschwörend in die Höhe.

Aber wo werden sie daran glauben, an solchen Perlenfund, die da! Und die Achilles- wie die Bläserart hält überhaupt nichts von Straßenfunden, wenn es ein Weib betrifft, nicht wahr? Welch verdutzte Mienen sie machen, die Damen! Und das mokante Mundverzerren des Afrikaners! Aber einerlei, er, Siegfried Engel, hat wenigstens diesmal wieder das Seinige gethan zur Versöhnung. ...

Es war gut, daß der Legationsrat jetzt erschien und das programmmäßige Amusement des Tages rettete. Er lud die ganze Gesellschaft zum Diner im Zoologischen Garten ein. Es war ein herrlicher Abend, das Essen war vorzüglich, und wie wunderschön speist sich's bei den Klängen der Militärmusik, wenn man am reservierten Tische sitzt, von Oberkellnern geehrt, von der vorbeiwogenden Menge beneidet, dazu das Bewußtsein, daß diese Welt die beste aller Welten ist, und daß ein jeder das Los verdient, das er besitzt. ...

Fünfzehntes Kapitel.

„Liebe Tante!

Ich verfehle nicht, Dir mitzuteilen, daß uns heute früh sechs Uhr ein Zwillingspaar geboren wurde, ein Knabe und ein Mädchen, beide kräftig und gesund.

In unwandelbarer Verehrung

Erich Achilles."

Selbstverständlich stieß Tant'-Minchen einen ihrer bedeutungsvollen Vokale aus; selbstverständlich fuhr ihr der Schreck, nein, die freudige Ueberraschung in die Kniee, und sie sank auf einen Stuhl, den Brief in zitternden Händen.

Zwillinge! Und gerade ihm, dem Geächteten, müssen sie beschert werden, während doch bei Fritzens und Theodors Seine Liebden der Klapperstorch rücksichtslos an den Fenstern vorüberstreicht, ohne anzupochen.

Denn zwei Jahre sind vergangen seit jenem Tage, da Albrecht Achilles drei Schwiegertöchter auf einmal beschert worden waren. Er ist so verbissen, so scharf, so abweisend geworden seitdem, und in seinem Sorgenstuhl, in dessen weiten Armen sein hagerer Körper mehr als früher zu verschwinden scheint, heckt er nun wirkliche Sorgen aus. Früher hatte er keine, oder sie waren doch bald vorübergeflogen — aber seitdem Schwiegertöchter da sind ...

O, er hatte es sich ganz anders gedacht, Schwiegervater zu sein! Um deinen alten Nacken — er ist jetzt sehr viel gebückter geworden — schmiegen sich weiche Frauenarme, und zärtliche Hände streichen dir die Falten glatt — auch die sind jetzt reichlicher und schlaffer geworden. Deine Tage umkränzt junges Rosenglück, und die lieblichste Musik, solche, die das Lallen und Geplauder von Kinderstimmchen hervorzaubert, umschwirrt dein greises Haupt. Von alle dem nichts!

Eine Unseligkeit, wenn man vierzig Jahre damit zugebracht hat, Fehler zu entdecken, Kalkulationsfehler, falsche Ansätze, Etatsüberschreitungen und dergleichen. Da will und muß man auch solchen in seiner eigenen Umgebung nachspüren. Und so blinzelt er nun nach alter Angewohnheit an dem Eheglück seiner eigenen Söhne herum, und siehe da: Flecken und Fehler, Abnormitäten, versteckte und deutlich klaffende ...

Das ist also das Eheglück Nummer eins: Fritz und seine Gattin. Fritz hatte sich im Verlauf dieser zwei Jahre zum unausstehlichen Protzen ausgewachsen. Und er ist ganz nach seinem Schwiegervater geschlagen. Achilles hatte der Geldsackdünkel im Palais am Kurfürstendamm so wenig gefallen, daß er dort seit Jahr und Tag nicht mehr erschienen ist — eine Welt, in die er nicht hineinpaßt mit seinem Beamtentick und seiner kleinbürgerlichen Moral. Er kann das goldklimpernde Renommieren nicht leiden, und feiste, glänzende Gourmandbacken sind ihm zuwider; das Schielen nach Orden und Titeln ist ihm gar verächtlich, ihm, der mit seinem Geheimratstitel und seinem Kronenorden dritter die höchsten für ihn erreichbaren Ehrenstufen erklommen hat. Und wie unsäglich langsam, mit welchem Aufgebot äußerster Pflichttreue hat er sich den Sitz mit der hohen Ehrenstelle eines Geheimrats verdient, während Koppenbergs brutale Faust mit Goldklumpen nach dem Baume des Erfolges wirft und denkt, es müssen die Titel und Orden nur so herabregnen. Wenn sie wenigstens regneten!

Fritz hat darin ein besseres Glück. Auf seiner linken Frackhälfte drängen sich die exotischen Orden, die ihm seine in der Diplomatenwelt berühmten Diners und seine opulente Gastlichkeit eingebracht.

„Ich, der Schwiegersohn des eminent reichen Koppenberg!" — so ist sein Auftreten und seine Haltung. Noch immer scherzt er darüber, daß ihm einst ganz Wilmersdorf als Eigentum zufallen wird, fast glaubt er selbst daran, obgleich die Eingeweihten von einem Häuserkrach

zu munkeln beginnen, der unfehlbar auf diese allgemeine Ueberspekulation folgen müsse. Und ist er nicht jetzt schon Herr der Ochsenzunge, die vordem so poetisch in ihrer stillen Waldbucht gebettet lag, nun aber durch das neue Koppenbergsche Villenviertel mit Spielschachtelhäusern verunziert ist? Sie stehen aber leer, diese Normalvillen mit ihren modernen Mustereinrichtungen; ihre gardinenlosen Fenster glotzen aufdringlich über den See herüber. Achilles, der ihren Bau mit wachsendem Grimm verfolgt hat, ließ längst schon seinen Sorgenstuhl aus dem Erker entfernen, damit er diese seine Friedensstörer nicht immer über den Rand seiner Zeitung hinweg zu erblicken brauchte.

Die Kollegen, solche, die nicht ihre Füße unter den Tisch von Legationsrat Achilles zu stecken lieben, finden diesen unleidlich in seiner Geldsackgeschwollenheit. Auch der alte Achilles findet ihn so. Ist das noch sein Sohn? Fritz hatte von Kind auf einen Stich ins Vorlaute gehabt, seine Wangen hatten immer brutal gestrotzt, und seine Nase liebte schon früh den Duft feiner Weine. Jetzt scheint er nur noch Sinn zu haben für gut Essen und Trinken. Und durch seine Unterhaltung schwirren und flattern die Excellenzen und adeligen Namen, und die ausländischen Würdenträger und Fürstlichkeiten, die er in seinem Hause zu empfangen offiziös beauftragt ist, breiten über seinen jetzt bedenklich gelichteten Schädel einen schier nabobartigen Nimbus.

Achilles war diesen ganzen zweiten Sommer nicht ein einziges Mal drüben gewesen. Er hatte es ihnen offen gesagt: „Ich passe nicht zu euch. Ich bin ein einfacher, alter Mann, und ich verstehe eure Sprache nicht — laßt mich heraus!“ Dazu der alte Refrain, den er jetzt mehr denn je im Munde führte: „Ich habe meinem König vierzig Jahre lang treu gedient ...“

Bis eines Tages Fritz ihm in seiner schnodderigen Art erwiderte: „Nun, Papa, ich hoffe, Kaiser und Reich ebenso gewissenhaft zu dienen — da ich selber aber erst zweiunddreißig alt bin ...“

„So kannst du ihm nicht vierzig gedient haben," fiel der Alte gereizt ein. „Was sind denn das für Dummheiten, mir das erklären zu wollen — verbitt' ich mir!"

Und so folgte eine Mißstimmung auf die andre.

Tant'-Minchen hatte viel darunter zu leiden, und da sie den Neffen nicht aus dem Herzen verdrängen lassen wollte, so entlud sich ihr Groll gegen die Schwiegertochter. Sie ist an allem Schuld! Sie hat dem alten Mann seinen Sohn gestohlen. Eine ganz eitle, gefallsüchtige „Prise" ohne Herz und Gemüt und ohne Respekt für eine alte Tante! Und wie läßt sie sich den Hof machen! Darin stimmte die Anklägerin mit ihrem Bruder überein, daß die Villa ihren Spitznamen „Lusthaus zum betrogenen Gatten" noch wahr machen werde. ...

Sie hatte ihre stille Ecke, wo sie ihre Journalsendungen zu absolvieren und die Eheschließungen in den Romanen zu überwachen pflegte, nach der andern Seite des Hauses verlegt, angeblich wegen der Mücken, die hier reichlicher schwärmen sollten, in Wirklichkeit, weil sie von dort aus das Fritzsche Anwesen und das ganze Treiben daselbst besser beobachten konnte. Kein Wagen rollte vorüber, an den sie nicht ihre Glossen knüpfte. Aha, schon wieder Besuch! Und Fritz ist doch in Berlin im Amt ... und ich weiß nicht, ob man Siamesen, besonders wenn es keine Zwillinge sind, so ungeniert empfangen darf! Dergleichen mag in Kreisen Mode sein, wo man sich nach Tisch die Hände mit Rosenwasser übergießen läßt; eine ehrbare Frau ist vorsichtig und sagt in Bezug auf ihren Ruf: „Nicht rühr an!" Der Garten dort drüben hat etwas Vexierendes: seine Bosketts und Laubverstecke fordern ja förmlich zu unerlaubten Rendezvous auf. Mit dem aufgeschlagenen Visier der silbernen Brille saß die gute Dame und spähte, wie ein Ritter auf Wegelagerung, nach den verfänglichen Anlagen. Jetzt schimmert etwas im wehenden Laub; es ist mit nichten eine von den greulichen, nackten Marmorgestalten, die eine ehrbare Dame die Augen niederschlagen heißen — nein, Irmgards Kleid — sie liebt helle Toi-

letten. Und horch! hört man nicht ihr silbernes Lachen — es ist mit nichten der geschwätzige Springbrunnen! Gestern ritt sie in Gesellschaft von Herren im Grunewald, und es soll ein Mexikaner dabei gewesen sein; diese sind berüchtigt in Entführungen. Es fehlte noch, daß sie da unten im Wasser schwimmend, in ihrem koketten Nixenkostüm, welches das Brüderchen so entsetzt hatte, sich den Hof machen läßt von Männern in Badehosen, o Gott! Dem „schwarzen Teufelchen" ist alles zuzutrauen. ... Es war die helle Schwiegermüttereifersucht, die der Sohn unglücklich und verraten glaubt.

Und sie machte Fritz gegenüber kein Hehl: „Duchen, es thut kein gut, eine junge Frau so viel allein zu lassen. ..."

„Soll ich sie mit ins Bureau nehmen und sie dort auf unsrer Kasse deponieren als Wertobjekt?" lachte Fritz. „Du bist köstlich, Tantchen!"

„Ich meine, allein mit Herren ..."

„Sie hat ja Pluton," spottete er. „Tantchen, das verstehst du nicht!" Und er klopfte ihr jovial auf die Schulter.

„Für das High Lifesche — sprich: Hick Liefsche — habe ich freilich kein Verständnis. Da bin ich zu dumm dazu!"

„O, Tant'-Minchen!"

Sie hielt sich nämlich selber für sehr klug. Und Journalzirkel bilden enorm.

„Wenn du dich nur glücklich fühlst, Fritzchen!"

„Unglücklich mit Eichenlaub und Schwertern, sag' ich dir ..."

„Wie meinst du das?"

„Es ist der höchste Grad — Papa wird es dir erklären."

„Dein Vater lebte mit deiner seligen Mutter außerordentlich glücklich."

„Ich doch auch — zum Donnerwetter! Pardon, Tantchen! Und nun basta davon!"

„Basta" ist ein häßliches Wort, und er liebte es jetzt so. Ueberhaupt, seit er es nicht mehr nötig hat, vor dem bewußten Kirschbaummöbel Reverenz zu machen, um Armbänder hervorzuzaubern, fällt er seine alte Tante mit Bastas und Donnerwettern an.

Aber es war nicht wahr, daß er glücklich ist, trotz den Donnerwettern. Imgard streut ihm Puder in die Augen. Er sieht nicht, scheint nicht sehen zu wollen. Besonders an Freitagen, wo neue Journale ankamen, witterte sie Unheil und Katastrophen. Und dann, ganz romanhaft gestimmt, plante sie Rettungsversuche. Aber er verschmäht ja den Rettungsgürtel, den sie ihm zuwirft, und schwimmt in seiner Sorglosigkeit weiter in dem Strudel. Ach, dieses „Hick Lief"! Von Herzen kann man es verwünschen!

Ja, gedeiht denn ein besseres Glück außerhalb des „Hick Lief"? Hat denn die andre Ehe, die von Theodor, das gehalten, was sie versprach? Nein, mit nichten!

Während bei Fritzens der Unfrieden nach der Meinung der alten Leutchen durch Gastereien und dergleichen verdeckt wurde, grinste er einem hier ganz offen ins Gesicht. Wie konnte Toni, das freundliche, liebliche Geschöpf, das in der ersten Zeit sich so gefügig und anschmiegend gezeigt hatte, sich so verändern? Es ist das schlechte Beispiel. In Villa Irmgard hat sie die böse Luft eingesogen. Sie, die doch die strenge Zucht ihres Elternhauses durchgemacht hat, ist so weltlich und vergnügungssüchtig geworden. Und der Mangel an Toiletten, das Sich-fort-und-fort-einschränkenmüssen, das Nicht-können, aber Alles-wollen hat sie scharf und unliebenswürdig gemacht.

Toni hatte es in der ersten Zeit über sich gebracht, kleine Geldnöte zu beichten — lächerliche, kleine, mesquine Haushaltungsschulden, die Tant'-Minchen nach den üblichen Seufzern auch zu berichtigen in der Lage war. Aber die berechtigten Ermahnungen, die sich daran knüpften, gefielen nicht. Ihre Besuche in der Koppenbergstraße, wo es immer etwas Wirtschaftliches zu bekritteln gab, wurden allmählich als schwiegermütterliche Eingriffe empfunden. Junge Frauen,

die ihre Wirtschaft nicht in Ordnung haben, wie sie wollen, lieben es nicht, überrascht zu werden, auf der Chaiselongue liegend und Romane lesend. Und welche Sorte von Romanen! Nichts von dem unverfänglichen, streng soliden und gut bekömmlichen Erzählungsbackwerk der Unterhaltungsblätter, die man getrost auf jedem Familientische auslegen kann — nein, von diesen greulichen, französischen gelben Bänden, die eine ehrbare Frau nicht mit der Zange anfaßt, skandinavischen Häßlichkeiten, russischen Gewagtheiten — der Teufel steckt darin! Und die Sachen haben ihr den Kopf verdreht. Während es überall in der Wirtschaft hapert, denkt sie an Putz und Vergnügen und wohl gar Schlimmeres, denn auch sie läßt sich den Hof machen. O ja, das läßt sie. ...

Theodor hat sich, als Tant'-Minchen es wagte, sich hierüber zu äußern, dies streng verbeten. Er weiß allein, was er zu thun hat, o ja, das hat er immer gethan! Und es war auch in seinem bisherigen Leben wenig Veranlassung gewesen, ihm in seiner musterhaften Führung irgend einen Vorhalt zu machen. Nun ärgern ihn die Anspielungen und Ausstellungen, und da er sie nicht widerlegen kann, so schweigt er. Man sieht es seinem gedrückten Wesen an, daß er nicht glücklich ist — wie bald ist doch die ganze Turteltaubenherrlichkeit verflogen gewesen! Und da er sich beobachtet oder gar bemitleidet wähnt, so zieht er es vor, seltener zu erscheinen.

Schluß des ersten Bandes.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
18. Jahrgang. • Band 10.

Schwiegertöchter.

Roman von

Alexander Baron von Roberts.

Zweiter Band.

Stuttgart 1901.
Verlag von J. Engelhorn.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Fünfzehntes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Es ist schon so, wie Papa Achilles vor zwei Jahren kalkulierte: „Schwiegertöchter gewonnen — Söhne verloren."

„Besser Stecklinge ziehen, statt Kinder!" so meinte der alte Mann bitter. Und während er sich mit seinen Pflänzchen und Wurzeln beschäftigte, verbohrte er sich immer mehr in seinem Schwiegertöchterhaß.

Es gäbe ein Rezept, das alles dies zur Heilung brächte — es gäbe eins, so wähnte der alte Mann, wenn er es auch nicht offen heraus sagte. Aber Tant'-Minchen, die jede Falte auf seinem Gesicht und jeden Versteck seiner Seele kannte, sah es ihm an. Er wartete auf eine Enkelchen-Nachricht. Nicht einmal für sich — nein, der Schrei eines Kindleins, das war seine Ueberzeugung, würde hier wie dort die Spannung lösen. Albrecht Achilles denkt so altfränkisch: eine Ehe ohne Kinder ist ein Himmel ohne Sonne!

Freilich, wenn man sie großgezogen, so verlassen sie einen, eines fremden Wesens wegen, das man nicht liebt, das man weder achten noch lieben kann — das man nicht einmal kennt. . . .

Von der neuen Verwandtschaft erschienen häufiger nur noch die beiden ältesten Töchter von Excellenzens. Er, der General, hatte seine Besuche mehr und mehr eingeschränkt. Er war, seit er den Abschied hatte, immer rechthaberischer geworden und witterte überall Zurücksetzung.

Mit Achilles geriet er jedesmal in Streit, lächerliche, alte, längst vermoderte Chosen betreffend, wo die Oberrechnungskammer Berichte von Bläser bemängelt hatten. Und Seine Excellenz fühlte jetzt erst die ganze Ungerechtigkeit, die ihm angeblich damals widerfahren war. Und allen Ernstes machte er den braven Geheimrat dafür verantwortlich. Dieser nahm in seiner Pedanterie die Sache tragisch und fühlte sich beleidigt. Excellenz fand dagegen die ganze Art des ehemaligen kalkulatorischen Peinigers „subaltern“. Kurz, die beiden Herren verstanden sich nicht. Was die Generalin anbelangt, so ging sie jetzt, wo die Pensionierung ihres Gatten sie jeder Repräsentationspflicht entband, ganz in ihren Wohlthätigkeiten auf; sie war nun Präsidentin des bekannten und seiner segensreichen Thätigkeit wegen so geschätzten „Arme-Windel-Vereins“ geworden. Und sie hatte Tant'-Minchen beredet, ebenfalls einen Vertrauensposten in der Verwaltung anzunehmen.

Aber einen Sonnenschein bedeuteten Herthas und Lizzies Besuche, als wenn die beiden Mädchen fühlten, daß sie berufen wären, Ersatz zu bieten für die andern. Es sind beides so süße, herzige Geschöpfe, frisch und allzeit guter Laune. Auch haben sie ihren Hauptfehler nun abgelegt, den, daß man sie fortwährend miteinander verwechseln kann. Denn seitdem Hertha sich auf das Künstlerische verlegt und für eine Bilderbuchfirma ganz hübsche Wau-Wauchen und Mä-Mächen liefert, hat ihr hübsches und starkes Blondhaar die gemeinsame glatte Frisur, wie sie Mama Bläser den Töchtern vorschrieb, aufgegeben und etwas genial Krauses angenommen. Und Lizzie, seit sie sich als Hilfslehrerin in einer Töchterschule nützlich macht, hat in dem Blick ihrer klaren Blauaugen einen ganz anders vertieften Ausdruck gewonnen, und ihre Sprache hat das Lispelnde verloren. Ja, sie halten sich tapfer, die beiden pensionierten Generalstöchter, man kann seine helle Freude an ihnen haben! Sie wollen ihren Eltern nicht zur Last fallen, und dereinst, wenn — ach, warum ist man zimperlich und sagt es nicht ganz offen? — wenn es sich um eine Aussteuer handelt, so braucht Papa keine Vierundzwanzig-

pfündergranate zu liefern — nein, bis dahin haben sie sich selber soviel erworben.

Und in dieser Angelegenheit ist Tant'-Minchen ihre Vertraute. Mit Tant'-Minchen stehen sie auf herzlichstem Fuße — Mama könnte schon eifersüchtig werden! Sie kennt ihre Geheimnisse oder glaubt sie doch zu kennen, und fortwährend ist es, wenn sie da sind, ein Plänkeln und Necken und Gekicher und Lachen, das in dem vereinsamten Hause hellen Sonnenschein verbreitet, auch bis zu dem Sorgenstuhl von Papa Achilles.

Was Tholen anbelangt, so rät Tant'-Minchen nicht zu, nicht ab. „Denkt an Antonie und Theodor!"

„Ach Tantchen ..."

„Wenn ihr euch liebt, so ist das freilich eine andre Sache. ..."

Da hielt ein weißes Schullehrerinnenhändchen der braven Dame auch schon den Mund: „Wenn du noch ein Wort darüber redest, Tantchen ..." Und dabei wurde ihr Gesicht glühendrot.

Was dann Erzengel anbelangt — glaubt Hertha denn, Tant'-Minchen sei einfältig und merke nichts? O, man ist gar nicht so ...

Heftige Proteste: nein, nein, nein, ein klügeres, süßeres, netteres Tantchen könnte es ja gar nicht geben. ...

„Kinderchen, macht mich nicht eitel auf meine alten Tage!"

Durch Hertha erfuhr Frau Belling auch über Erich und seine Verhältnisse. Wie innig ihr Zusammenleben! Welch eine entzückende Häuslichkeit! Welch netten Kreis sie dort um sich versammeln! Wie sie sich allgemeiner Achtung und Liebe erfreuen in der Künstlerwelt!

„Künstlerwelt — na ja, na ja, Kindchen — da thun sie nichts, als ein Auge zudrücken, und mit dem sogenannten Passé nehmen sie es nun gar nicht genau. Ich bin überhaupt nicht für das Passésche."

Hertha trat jetzt mit immer größerem Feuer für die Freunde ihres „Gönners" Engel ein, wie sie ihn nannte, denn seinen Bemühungen und Ratschlägen hatte sie es zu

danken, daß sie sich selbst zur Künstlerwelt zählen durfte. „Du weißt doch, Tantchen, daß die Vergangenheit von Erichs Frau jeder wissen darf. Sie ist freilich traurig genug.“

Und zum zehntenmal ward die Flucht Brigittens und ihre Ehemarter, der sie sich durch die Flucht entzogen, durchgenommen.

„Würde sich denn Onkelchen nicht freuen, wenn er erführe, wie glücklich die beiden sind?“

Tant'-Minchen wehrte energisch ab: „Nicht rühr an! Wir haben sonst keine Geheimnisse voreinander. Aber daran darf ich nicht tippen. Es regt ihn auf, wie mich ein Gewitter aufregt. Jetzt, wenn ich nur eine Anspielung mache, bricht er sofort ab und schweigt sich aus, einen halben Tag lang. Und ich bin doch fürs Sprechen.“

So war es: Achilles wollte nichts wissen, nichts von dem angeblichen Glück der beiden — denn wie können Kinder glücklich sein ohne den Segen der Eltern? — nichts von einer Versöhnung: haben sie nicht diesen Segen verschmäht?

„Du hättest ihn ja gar nicht erteilt, Brüderchen — hast du das Erich nicht rund heraus erklärt?“

„Wir sind eine ehrbare Familie. . . .“ Es war immer der alte Refrain.

Ein Modell, das sich in solchen Stellungen hat malen lassen — eine durchgebrannte Frau . . . nein, es ist zuviel für einen alten Beamten! Und er verpanzerte sich in seinem Grimm, wollte nichts hören. Auch wird man alt und tagtäglich älter, man bedarf der Ruhe. Eine neue Schwiegertochter — neuer Aerger, neue Enttäuschung! O, er hat gerade genug an diesen zwei!

Aber innerlich zehrte es doch mächtig an ihm. Das Zerwürfnis nagte ihm am Herzen.

Man wird alt und älter und könnte in die Grube fahren. . . . War es nicht, als hätte das Bildnis seiner seligen Auguste jetzt seinen lächelnden Glanz verloren, als blickte es kummervoll, mit mitleidiger Wehmut auf die geheimen Schmerzen ihres Gatten hernieder?

Wieder einmal war er in Berlin gewesen, in einer dringenden Angelegenheit, sein kleines Vermögen betreffend. Und siehe da, gleich das erste Mal, daß er ohne Tant'-Minchens Begleitung die verpönte Residenz aufsuchte, mußte ihm wieder etwas passieren. Aehnliches wie damals vor dem Bilderladen. Sie sah es ihm an, o, kein Wimperschlag von ihm täuschte sie. Aber nichts Aergerliches diesmal. Er war nicht erregt worden, nur sehr wehmütig gestimmt schien er. Man darf ihn nicht direkt fragen, aber wenn sie darauf anspielte, so wandte er sich ab, wie jemand, der eine Thräne im Auge zittern fühlt und sie verbergen will.

Viel später erfuhr sie es erst. Er hatte auf seinem Geschäftsgange die Linden passiert. Vor der Kunsthandlung von Schulte, an dem einen Schaufenster staute sich das Publikum. Es galt einem Bilde. Er hatte Ursache, allen Bildern auszuweichen, und wollte vorübereilen. Da rief ihn jemand bei Namen. Nein, es galt nicht ihm, sondern dem Bilde, einem Bilde seines Sohnes jedenfalls. „Wundervoll!“ flötete eine Dame. Wie eine warme Welle überrieselte es ihn — es ist doch sein Sohn, und sie preisen seinen Namen auf der Straße. „Entzückend die Scene ...“ Wider Willen hob er das Antlitz, und sein Blick traf die Züge seines Sohnes, die ihn anlächelten. Nein, das Lächeln des dort am Theetisch Sitzenden galt dem schönen, hochgewachsenen Weibe, das eben im Begriff ist, ihm aus der feinen Sèvreskanne einzuschenken. Auch sie lächelt — und wie ein Hauch des köstlichen Glückes schwebt es über der Scene — beider Augen treffen sich, o, sie verstehen sich! Wie symbolisch durchleuchtet Morgensonne das elegant und doch überaus mollig ausgestattete Gemach.

Seines Sohnes Heim — seines Sohnes Glück. ... Wie gebannt stand er, während um ihn her das Entzücken der Zuschauer sich äußerte, und betrachtete die Scene. Das also ist sie! Welch vornehme, prächtige Erscheinung! Man erkennt sie gar nicht wieder, nur die glänzenden Augen, das dunkle Haar, der hohe Wuchs ... hätte sie sich ihm doch gleich so vorgestellt! ... Ach, was da, eine Ver-

kleidung wie eine andre! Früher stand sie Modell als Mänade und Hesperide, jetzt steht sie Modell als glückliche Gattin! Aber das Lächeln da lügt nicht, und den Ausdruck der Gesichter kann man nicht so auf Kommando heucheln — und die Sonne lügt nicht — ja, ja, da drinnen wohnt das Glück! Man möchte eintreten und sich zu ihnen setzen. Sie hat gewiß eine schöne, sympathische Stimme, altartig, ihrer Gestalt entsprechend — vielleicht ist sie selbst das, was die andern nicht sind, eine Schwiegertochter, wie sie alte, verbitterte Leute bedürfen, um ihre einsamen Tage aufzuhellen. ...

Vorüber! Es war ein Ueberfall gewesen, und jetzt, wie er sich endlich von dem Bilde losriß und das Trottoir entlang dahinwankte, kam ihm die Straße düster vor, trotz des Sonnenscheins, der darauf gleißte — düster und häßlich, so sehr hatten seine Augen Sonnenschein eingesogen an jenem Bilde.

Aber er bewahrte das Begegnis wie ein wichtiges Geheimnis. Er schämte sich fast, daß er sich so hatte überrumpeln lassen. Ein Achilles, der vor einem Straßenzufall mit seinen Ueberzeugungen kapituliert — was sind denn das für elende Weichherzigkeiten! Von seinem Großvater wurde berichtet, daß er als Feldwebel bei der Erstürmung des Grimmaischen Thores in der Völkerschlacht von Leipzig Wunder drauflosgehender Tapferkeit verrichtet habe. Der Mann hatte sich was eingebildet auf seinen „Achilles", und die Ehre, mit einem die Jahrtausende überdauernden Heldennamen behaftet zu sein, hatte ihn zu solchen Tapferkeiten angefeuert. „Eines Achilles würdig," so hieß es in der Familie. Sie waren alle feste, konsequente, ja starre Patrone gewesen. Bei Albrecht Achilles war die Tüchtigkeit ins Bureaukratische degeneriert. Zum Drauflosgehen war er nicht die Natur, aber doch zum Widerstandleisten, zum Nichtkapitulieren. ... Und so stachelte ihn das noblesse oblige, das an seinem Namen haftete, wieder zur alten Halsstarrigkeit an, und er suchte das Geschehnis mit dem Bilde abzuschütteln. — — —

Tant'-Minchen war von der Aussicht auf das frohe

Ereignis durch Hertha unterrichtet gewesen. Seit Wochen harrte sie auf die Nachricht; das Ereignis hatte sich verzögert. Auch ihr Bruder harrte, sie sah es ihm an, so sehr er sich Mühe gab, es zu verbergen. Großpapa werden — und der alte Achillesname, der mit nichten mangels Erben einem Untergang geweiht ist! Allein schon um die lästigen Neckereien und Sticheleien seines Nachbars, des neunzehn-, nein, jetzt zwanzigfachen Großpapas, endlich einmal los zu werden. . . .

Und nun Zwillinge! Brüderchen ist auf einen Schlag zweimal Großpapa geworden! Es bedeutet den Frieden, es bedeutet die Erlösung von dem Alp, der auf dem Herzen des alten Mannes lastet. . . .

In ihrer fiebernden Freude segelte sie auf den Sitz ihres Bruders hin. „Duchen, da lies mal!" Und ihre Stimme zitterte.

„Na, was hast du?" Er ließ die Zeitung sinken, sah sie mit gerunzelter Stirn an. Es hatte ihn in der Lektüre etwas sehr gefesselt.

„Hier! Zwillinge! Großpapa!"

Die brave Frau konnte nicht an sich halten; sie schlang beide Arme um den Hals ihres Bruders und drückte einen schallenden Kuß auf die Stirnrunzeln.

Diese wetterten und witterten, ja, alle Falten des Achillesgesichtes waren in Erregung. Nicht möglich?! Zwillinge. . . . Es überrieselte ihn wohlig warm, sein altes Herz schien zu hüpfen, er schnappte nach einem Wort . . . aber der Achillestick stand hinter ihm und stieß ihm in den Nacken: nicht kapitulieren, nicht so schnell auf den ersten Trompetenstoß, wenn auch Zwillinge vor dem Thore halten!

Seine Hände zitterten, als er den Brief in die Höhe hielt, sehr hoch, dicht an die Augen. Sie, sie braucht nicht zu sehen, wie es ihm in den Lidern schwimmt. Ach, man kann ja nicht mal ordentlich die Buchstaben entziffern. . . .

„Liebe Tante, ich verfehle nicht . . ." murmelten seine Lippen. Und er durchlas das Schreiben bis zu Ende, begann aber dann von neuem — es ist das so alte Bureau-

menschenart — begann von neuem, stutzte, das Rechenfehlerauge bekam plötzlich ein sehr starkes Zwinkern — was ist denn das?! Kein Wort von ihm in dem Brief? Nur an die Tante?! Und ihn, den Großvater, geht es wohl gar nichts an? Albrecht Achilles, das Haupt der Familie, existiert wohl nicht mehr? Es sind die modernen Schlaffheiten! Familie, die alte germanische Institution, soll nicht mehr gelten — elterliche Autorität, Disziplin und dergleichen, sie treten das mit Füßen — oho! Man bittet nicht mehr um Erlaubnis, wenn man heiratet — und den Segen, der nach dem Wort der Schrift den Kindern Häuser zu bauen vermag, den verschmäht man — man benachrichtigt alle Welt, nur den Vater nicht. . . .

Der Tick stieß ihn so heftig in den Nacken, daß er das Papier fortschleuderte.

Wie das gute Tant'-Minchen vor Schreck zusammenfuhr! „Mein Gott — Erich wagte — wagte es nicht . . .“ stotterte sie.

„Wie er auch nicht um meinen Segen zu bitten wagte — stimmt! Weil er ihm egal war — weil ich ihm egal bin! O, ich bin ja nichts mehr! Ich habe keine Söhne mehr! Drei Schwiegertöchter, ja, die hab' ich, aber Söhne, nein, nein. . . .“

„Aber, Albrecht! Nicht lästern! Ich bitt' dich! Der liebe Gott hat die Gnade gehabt und deinem Jüngsten Zwillinge beschert. Morgen ist Sonntag, und wir werden in die Kirche gehen und Fürbitte thun, daß die lieben Dingerchen ihm und uns erhalten bleiben! Denn Zwillinge, es ist sehr was Gebrechliches. Warmhalten thut's da allein nicht.“

Er erwiderte nichts. Er verschanzte sich den Tag über hinter seinen Zeitungen. Am andern Morgen aber ließ er es willig geschehen, daß seine Schwester ihn zum Gottesdienst führte. Die Köpfe in die Pelzkragen versteckt, eng aneinander geschmiegt, begaben sie sich den schlechten Weg durch den Wald entlang zur Kirche.

„Zwillinge, es ist sehr was Gebrechliches . . .“

Während der Gemeindegesang die kleine Kirche er-

füllte und ihre Mauern zu sprengen drohte, schwirrte ihm immer dieser Ausspruch Tant'-Minchens im Ohr.

„Warmhalten hilft da allein nicht ...“

Sondern die Gnade des barmherzigen Vaters im Himmel allein! Ja, die! Und plötzlich erhob er seine Stimme und begann mitzusingen, lauter und inbrünstiger, als er es sonst an den Sonntagen gewohnt war.

Sechzehntes Kapitel.

Aber der Zwillinge wurde nicht mehr Erwähnung gethan. Albrecht Achilles setzte allen Versuchen der Schwester, das Thema zu berühren, das beharrliche Schweigen seiner gekniffenen Lippen entgegen. Tant'-Minchen ärgerte es, sie grämte es — es forderte zum Trotz, ja zur Rache heraus. Sie hatte sich die zwanzig Jahre, seit sie mit ihrem Bruder hauste, wohl nie mit diesem ernstlich erzürnt. Sie hatte, außer den kleinen Geldangelegenheiten der Neffen, nie ein Geheimnis vor ihm gehabt. Nur daß sie damals nicht wagte, ihm das Opfer ihres Sterbegeldes zur Beschaffung des Brautgeschenkes für Irmgard zu beichten.

Nun aber hatte sie ihr Geheimnis. Tagelang hatte sie den Entschluß in ihren Gedanken hin und her gewälzt, und die neue Sendung von Journalen war sogar unangetastet liegen geblieben, etwas Unerhörtes und ein Beweis, in welcher Erregung sie war. Und endlich war sie entschlossen.

Hin! Nicht zu Erich, nicht zu der Schwiegertochter — o, man wird sich nichts vergeben! Aber zu den Zwillingen! Ja, zu denen! Es ist nicht die Neugier — es ist auch nicht allein ein gewisses großmamaartiges Bewußtsein, das ihr doch zukommt — sind die drei nicht so gut wie ihre Söhne gewesen? — nicht ihre andre Art von Familientick, die dazu antreibt. Nein — Zwillinge sind so gebrechlich. ... Ob man etwas thun kann, daß sie diesen ängstlichen Zustand verlieren? Ja, wie sehen sie denn

aus? Dunkel oder blond, Achillesart oder etwas Andres, Fremdes? Wie viel wiegen sie? Wie werden sie genährt? Ach Gott, wie viel Fragen, wie viel Zweifel! Als Nachbarin der vielfachen Großmama Brandenstein hatte sie allerlei Detailkenntnisse aus der Kinderstube aufgesogen. Sie war über das Anfangsgewicht des letzten Dutzends der Brandensteinschen Enkelchen genau orientiert. Und hier weiß man nichts — nichts, kaum, daß sie noch am Leben sind. All dem muß ein Ende gemacht werden!

Also hin! In dem Pferdebahnwagen, der sie nach der Kleiststraße führte, hatte sie ein Reklameplakat vor den Augen gehabt, worauf ein armseliges, verhungertes Ding von einem Würmchen einem strotzend genudelten Preisbaby gegenüber saß, das durch den Genuß von Nestles Kindermehl so herausgefuttert worden war. Das war's! In der Apotheke erstand sie also eine große Büchse von dem Wundermehl und stieg damit die ihr bekannten vier Treppen im Gartenhause hinan, die Büchse an ihr ziemlich erregtes Herz gedrückt. Denn es ist doch ein Unterschied, ob man eine Büchse Appetitsild zu einem Frühstück beisteuert, oder ob man das Mittel bei sich führt, zwei verkümmerte Würmchen in Pausbacken-Engelein umzuwandeln.

An der Thür empfing sie eine sehr breite, sehr massive Persönlichkeit, die genau so aussah wie die Kaiserin Maria Theresia; Tant'-Minchen erinnerte sich des Bildes aus einem der letzten Journale. Dieselbe beherrschende, jeden Widerspruch niederschmetternde Regentenmiene, dasselbe starkblütige Autoritätskolorit, derselbe männerhafte Alt. Nur statt des Krönungsmantels eine steife, gewaltig knatternde Guttaperchaschürze und statt des Scepters ein großer Badethermometer, nach Feldherrnart mit der Rechten gegen die mächtige Hüfte gestemmt.

Und barsch fuhr diese Kaiserin im Wärterinnenkostüm sie an: was ihr Begehr? Besuche würden nicht angenommen.

„Ich — ich möchte mich auch nur — nach den Kinderchen ...“ Und es war nicht allein das Steigen die vier Treppen herauf, das Frau Belling so den Atem versetzt hatte.

„Großartig!“ sagte der Imperatoren-Alt. „Sechzehn Pfund ...“

„Das Stück?“ entfuhr es Tant'-Minchen in ihrer Verwirrung.

Maria Theresias wassergraue Augen weiteten sich. „Nanu?!“ rief sie. Und Tant'-Minchen meinte, sie müßte in den Boden sinken vor dem Ausdruck dieser Augen.

„Darf man — darf man — sie sehen?“ Fast wäre ihr „Eure Majestät“ entfahren.

„Sie sind die Mutter, so was? Hä?“

„Die Tante ...“ Es kam so klein, so zag heraus. Auch imponierte es Ihrer Majestät gar nicht. Sie bewegte halb abweisend ihre Schultern, wie: Was ist eine Tante? Eine Tante ist gar nichts; Tante kann jeder sagen!

Da öffnete jemand eine Thür, und aus dem hintern Atelierraum drang ein Duett zweier Kinderstimmen herüber. Ungemein kräftig und die Verleumdung, daß Zwillinge was sehr Gebrechliches seien, Lügen strafend.

Es war Erich. Und er prallte fast zurück vor freudiger Ueberraschung.

„Tante, du ...?!“

Es gab eine rührende Umarmung.

„Ohne Vater?“ fragte er dann traurig.

„Laß das, mein Jungchen, auch das wird sich alles finden. O, ich hab' mich so gefreut!“ Abermals fiel sie dem Neffen um den Hals. „Zwillinge und sechzehn Pfund ...“

„Nicht wahr, Tantchen, famos?“ rief er mit überquellendem Vaterstolz. „Was sagte denn Papa?“

Tant'-Minchen zögerte. „Man muß nicht immer was sagen, Junge. ... Wie geht's dir denn?“ Und ohne die Antwort abzuwarten: „Ihr? Wie geht's ihr?“

„Ich danke, Tante. Es waren ein paar böse Tage, und wenn ich Engel nicht gehabt hätte ...“

„Ist er hier? Ich will aber nicht stören. Um Gottes willen nicht! Nur die beiden, die muß ich sehen. Kräftige Lungen, das muß ich sagen! Also — ihr geht's gut, na, das freut mich!“ Jedesmal vor dem „ihr“ stutzte sie wie vor einem Hindernis.

Erich stieß die Thür zum Atelier auf. — In dem freien Raum zwischen angefangenen und halbfertigen Bildern schritt die herkulische Gestalt Erzengels stampfenden Trittes auf und ab; er war in Hemdsärmeln, und auf jedem seiner Arme eingeschmiegt, fester als nötig, lag einer der Zwillinge. Sie konzertierten mit voller Stimmkraft, und er beruhigte sie, indem er sang und die Arme im Takt auf und nieder wiegte. Sein echauffierter Rubenskopf beugte sich im Singen von einem der Steckkissen zum andern. Es war ein Potpourri von verschiedenen Babyliedern, die er aufgelesen haben mochte.

„Bi—ba—beichen,
Koch dem Kind ein Breichen —
Ein schwarzes und ein weißes,
Die woll'n, das Kindchen beiß' es ...“

Seine Stimme klang rauh und ungeschlacht, und es war gut, daß die Begleitung so kräftig einsetzte. Jetzt plötzlich hielt er, machte nach jeder Seite eine Grimasse, sagte hier „Buh!“ dort „Boh!“ — und wie auf Kommando schwiegen die kleinen Sänger.

Er war so im Eifer, daß er die Eintretenden gar nicht beachtete. „Sie haben Durst,“ meinte er. „Durst haben sie — holla?“ Sein braves Gesicht nickte ihnen abwechselnd zu. „Durst hab' mer alle!“ Es war so selbstverständlich.

„Durst, wieso?“ rief die Altstimme der Kaiserin Maria Theresia dazwischen. „Hunger, ich bitt' mir aus!“

Es war der komische Streit zwischen Erzengel und der Wärterin: sie wollte nichts von Durst wissen, er nichts von Hunger.

„Ach, Sie da, Frau Geheimrat! Na, das ist schön, das ist aber brav — daß sich einer von Ihnen ...“

Er wollte eine Anzüglichkeit loslassen, er genierte sich ja nie, aber er unterdrückte sie für einen gelegeneren Moment. „Nu seh'n Sie sich mal die Prachtkerle an, Frau Geheime!“

Er ließ sich auf ein Taburett nieder zu Füßen der

Mileserin, die ihre weißen Gliedmaßen über seinem massiven Kräuselkopfe reckte. Bei andrer Gelegenheit hätte Tant'-Minchen diese Nachbarschaft für anstößig gehalten, denn sie war nicht für das „Antikische". Jetzt aber mit einer Takelage, die nicht allein alle Segel ihrer Tantenschaft, sondern auch noch die einer Großmama — vertritt sie nicht eine solche? — aufgespannt hatte, lavierte sie auf den zwillingtragenden Erzengel zu.

Sie wollte einen ihrer vielbedeutsamen Vokale loslassen, schlug aber nur stumm die Hände zusammen. In ihren Augen flimmerte es feucht, und so geschah es, daß sie statt der beiden — Vierlinge, Sechslinge, Achtlinge zu sehen wähnte. Mit einem Ruck wischte sie sich die Augen und stieß ein „Reizend!" aus.

Sie waren es in diesem Moment gar nicht einmal. Rote, vom Weinen gedunsene Gesichtchen, schnappende Mäulchen und leerstarrende Augen. Ihre Köpfchen bedeckte ein dunkler Flaum.

Mit ihrem gekrümmten Zeigefinger fuhr sie den Dingern ans Kinn, und nun mußte auch das Register ihrer Vokale herhalten. Ihre Freude war wirklich groß.

„Also ein Bub und ein Mädchen? Na, das ist aber wirklich ... ah, ich seh' schon, das da ist der Junge!"

„Gefehlt, Frau Geheime," berichtigte Erzengel. „Hier der zur Rechten, wenn ich bitten darf."

„Wenn du sie nur nicht wieder verwechselst, Erzengel," sagte Erich. „Das thut er nämlich."

„Das, wo das große Schippchen macht, ist der Bub," entschied die Kaiserin.

Erzengel opponierte. „Macht das andre, das Mädel nämlich, gerade so. ..."

„I wo, Herr Engel, was verstehen Sie vom Schippchenmachen!" rief jene.

„Schließlich," fiel Erich ein, „entscheidet sich ja die Sache doch immer wieder."

Aber Erzengel beruhigte sich nicht. Gleich nachher wollte er die Steckkissen mit Bändchen markieren, ein rotes für den Bub, ein blaues für das Madli.

„Gut genährt,“ meinte Tant'-Minchen.

„Ei jawohl, die Mutterbrust schmeckt ihnen vorzüglich,“ sagte Erzengel; er liebte es doch, die Dinge beim Namen zu nennen.

„Deine Frau nährt selber, Erich?“

„Aber selbstverständlich!“ rief Erzengel statt Erichs, halb empört, daß es etwas anders sein könnte.

„O, das ist aber brav ...“ Tant'-Minchen fiel es schwer, sofort ihre Freude darüber zu äußern. Sie hatte das kugelrunde Preisbaby aus dem Pferdebahnwagen noch im Sinn. „Ich hatte mir nämlich erlaubt“ — und sie wies nach der Büchse auf dem Tisch — „weil Zwillinge doch meist sehr was Gebrechliches sind ...“

„Sind sie gar nicht, Frau Geheime — i wo!“ Erzengel that ordentlich beleidigt. Und er nickte nach rechts, nickte nach links in die schreiroten Gesichtchen. „Gebrechlich! Die Verleumdung verbitten wir uns, holla?“

„Deshalb brauchen Sie das Mädel nicht so stramm anzufassen!“ intervenierte Maria Theresia.

„Sie meinen den Bub, Frau Liesegang — ein Bub verträgt schon eher einen Griff ...“ und er schüttelte das Paket zur Linken.

„Was meinen Sie?“ Von neuem drohte der Streit, ob Bub oder Mädchen auszubrechen. Maria Theresia aber zog es vor, ihre volle Regentenautorität einzusetzen. Mit barscher Stimme dekretierte sie: „Das Knutschen verbitten wir uns! Her damit!“ Und nicht minder stramm als Erzengel packte sie die Steckkissen und legte dies in den Kinderwagen, jenes in einen mit Betten ausstaffierten Korb.

Tant'-Minchen hatte mit ihren Geschenken eben Unglück. Der Appetitsild hatte keinen Effekt gemacht, und mit ihrem Nestle lief sie sogar Gefahr, sich einer Beleidigung durch Erzengel oder Maria Theresia auszusetzen.

So beschloß sie, die Büchse heimlich wieder mitzunehmen und sie im eigenen Haushalt zu verwerten. Brüderchen konnte eine Auffütterung seiner Falten recht wohl vertragen.

Erich war unterdes in der Schlafstube gewesen, um

die Wöchnerin auf den Besuch der Tante vorzubereiten. „Das heißt, du willst sie doch begrüßen?" fragte er die Tante. „Das heißt, ich weiß nicht — ob du dir nicht etwas vergibst. . . ."

Es war der Groll wegen der jahrelangen Aechtung. Sie haben ihn und sein Weib und sein Haus gemieden wie die Sünde, und wenn die Zwillinge nicht gekommen wären . . .

„Wenn sie mich sehen will, Erich. Wenn sie uns nicht böse ist . . ."

„Böse, Tant'-Minchen — o nein, das nicht. . . ." Ein so triviales Wort für eine so verhängnisvolle Sache! Aber wer vergißt nicht in dieser Stunde hundert Wochen feindseliger Stimmung, hundert Wochen, die Liebe und Treue hätten füllen müssen. . . ."

„So bitte, komm, Tantchen!"

Erich umfing sie und geleitete sie hinein. Zuerst kam jenes Boudoir, wo sie den verräterischen Nähtisch entdeckt hatte. Und sie stutzte, legte die Hand auf die Herzseite. Erich verstand. Solcher Gang ist nicht leicht; vielleicht ist es der schwerste, den das brave Tant'-Minchen je in ihrem von heftigen Stürmen verschont gebliebenen Leben unternommen.

Vor der Thür dort halten allerlei Gestalten, die einem Tant'-Minchen wohl den Eingang verwehren könnten: die Hesperide mit dem königlichen Blick und der stolzen Haltung, die Zigeunerin mit dem dämonischen Augengefunkel, die schelmisch lächelnde Helgoländerin — die Mänade mit der aufbäumenden Bewegung ihres üppigen Körpers. Sie hatten ihr alle einmal Schreck und Beklemmung und Scheu und Empörung eingeflößt. Sie waren Ursache des Entsetzens, das sie packte und sich mit unwiderstehlicher Gewalt Luft machte: Erich hat sich mit einer solchen verheiratet. . . .

Doch die Rolle, in der sie das ehemalige Modell jetzt vor Augen hatte, war eine ganz andre. Gegen den Vorhang prallte Mittagssonnenschein, und so war der Raum von einer goldig-bräunlichen Dämmerung erfüllt. In dem

Bette, das damals wegen seiner Breite Tant'-Minchen in so heftige Bestürzung versetzt hatte, unter dem Baldachin, dessen Falten noch immer das ironisch grinsende Englein raffte, lag die Wöchnerin, mit blassem, von dunklem Haar umrahmtem Antlitz und sehr großen, großen Augen. Der Kopf ruhte unbedeckt auf einem Kissen, dessen Rand gestickt war; die beiden Arme lagen ausgestreckt über der bezogenen Steppdecke, alles weiß, glatt, korrekt und von einer Sauberkeit, die zu einer andern Zeit Tant'-Minchen das Herz hätte hüpfen machen.

Das blasse Antlitz machte keine Bewegung, sich zu erheben, nur daß der Glanz der tiefdunklen Augen sich verstärkte, nur daß über die Wangen eine leise Spur von Röte huschte.

Tant'-Minchen wollte nach einer der beiden ausgestreckten Hände greifen. In ihrer Verwirrung verfehlte sie diese, und nun sank sie auf den Stuhl an dem Bette nieder; immer wieder die Kniee, die ihr in solchen Momenten versagen!

„Zwillinge," stotterte sie, „und wir waren so überrascht — und ich komme — ich komme . . ."

Ja, was soll sie denn sagen? Sie kommt ja gar nicht mit der Versöhnung und dem Segen des Vaters! Nur eine elende Büchse voll Kraftmehl steht drüben auf dem Tisch . . .

„Ich habe mich so gefreut," begann die Wöchnerin sanft und ruhig und freundlich, „als mir Erich sagte, Sie wären da."

„O!" — Solche Vokale sind ein Segen in jeder Verlegenheit!

Und hier bewegte sich eine der flach ausgestreckten Hände nach Tant'-Minchens Hand hin, und diese griff herzhaft zu, und es gab ihrer Besitzerin Mut, einen zweiten Anlauf zum Sprechen zu machen: „Und daß alles so gut gegangen — und sechzehn Pfund — sie sind reizend, großartig sind sie — und welche Stimmen sie haben. . . ."

Das Gesicht der jungen Mutter verklärte sich. Es gibt keine schönere Musik als solche Worte. Frau Brigitte Achilles fand die Tante ihrerseits reizend. Diese aber

verfiel nach dem Anlauf wieder in ihre Verwunderung. Mein Gott, diese Hesperide ist ja ein ganz liebes zugängliches Menschenkind wie andre auch. Mein Gott, nicht eine Spur von der Emanzipiertheit, die sie so fürchtete. Alles so einfach, so herzig — und diese verblüffende Sauberkeit. . . .

„Ich höre, daß Sie selber nähren — und ich gratuliere — gratuliere . . .“

„Erich wollte nicht — aber wieso? Kommt es ihnen nicht zu?“

Tant'-Minchen hätte beinahe von der Nestle-Büchse angefangen, es wäre der Moment gewesen, und sie hätte in den Augen der Schwiegertochter doch immerhin groß dagestanden. Nun sitzt sie da und vermag nichts als stottern.

Plötzlich bebte die Hand unter der ihren, und der schöne Alt von Brigittens Stimme nahm ein dunkleres Timbre an: „Wir haben — das heißt ich — ich . . .“ — und sie sagte es fast laut — „ich habe Ihnen viel Kummer bereitet. . . .“

„O!“

„Und es ist wenigstens das eine Gelegenheit, vieles wieder gut zu machen. . . .“

Der andre ihrer Arme wies nach dem Atelier hin, um ihr „das“ zu erläutern.

„Sechzehn Pfund!“ entfuhr es Tant'-Minchen plötzlich. Es war wie eine Explosion ihres Herzens. Sie hatte etwas ganz andres sagen wollen, und da war die Zahl hallend in dem Raum. Doch gleich fühlte sie ein Bedürfnis, die Berechtigung dieses Zahlenausrufes zu erläutern. „Wenn mein Bruder davon hören wird — wie wird er sich freuen. . . .“

„Wirklich? Warum ist er nicht . . .“

Brigitte verbesserte sich: „Schade, daß er sie nicht sieht. . . .“ Und der Ausdruck des Antlitzes verdunkelte sich etwas. Sie wußte, vor diesen „Prachtkerlchens“, wie Erzengel sie nannte, hätte er kapituliert! „Ist er nicht wohl?“

„Wir müssen ihn in acht nehmen wegen seines Rheumatismus: das Wetter sah stürmisch aus."

„O, ich möchte wohl, daß ich ihn um Verzeihung bitten dürfte für alles, alles. . . ."

„Nicht!" fuhr Erich streng darein. „Du sollst dich nicht aufregen, Gitta! Ich bitte dich!"

„Aufregung ist nicht gut — nein, nein, nicht aufregen," fiel Tant'-Minchen ein, begierig, aus der neuen Notlüge herauszukommen. Wie herrlich sind solche rettenden Gemeinplätze im Verkehr mit Menschen! „Herr Engel ist ein vorzüglicher Mensch," fügte sie dann hinzu, um die Entfernung von dem heiklen Thema zu vergrößern.

„Ein treuer, ein echter Freund — wie hat er uns beigestanden! Ist er noch da? Ich höre seine Stimme nicht mehr. Ich habe es ganz gern, wenn er da ist. Erich hat gar kein Geschick mit Kindern. Nein, das hast du nicht, sei mir nicht bös!"

Erich lächelte: „Man hat doch nur zwei Arme, und den Griff wie Erzengel hab' ich noch nicht so raus. Zwillinge, ich bitt' dich — ein Vater ist nicht gleich darauf dressiert."

„Unser Freund hat ein großartiges Talent, Kinder zu warten," sagte Brigitte. „Frau Liesegang ist wütend auf ihn, und es gibt immer Streit. Wie finden Sie sie?"

„Sie versteht ihre Sache, scheint es."

„Ich fürchte mich ein wenig vor ihr. . . ."

„Aber, Gitta!"

Tant'-Minchen fühlte sich erleichtert: also ist doch noch jemand da, der sich vor jener fürchtet! „Sie sieht genau so aus wie die Kaiserin Maria Theresia, ich kenne deren Bild genau!"

Die Wöchnerin lachte hell auf. Dabei zeigten sich ihre wunderschönen Zahnreihen zwischen den noch etwas blassen Lippen. Es war das Lächeln, das Tant'-Minchen von den Bildern her kannte. Aber dies alles, die Art ihres Sprechens, ihr vornehm ruhiges Wesen, ihr herzlicher Ton, dann die ganze Häuslichkeit, die einen so anheimelt, das alles ist so ganz das Gegenteil von der Vorstellung, die sie und alle sich von dem Modell gemacht. . . .

Da hörte man vom Atelier her laute Stimmen. „Sie streiten sich jetzt wieder um die Wärmegrade des Bades," sagte Erich. „Frau Liesegang nimmt siebenundzwanzig Réaumur, Erzengel ist für kälter. Jedesmal der Streit. Mit Mühe einigen sie sich auf sechsundzwanzig."

„Und ich wünsche ein für allemal sechsundzwanzig!" dekretierte die Wöchnerin sehr energisch und zwischen den geraden, kräftig gezeichneten Linien ihrer dunklen Brauen geschah ein leichtes Wettern.

„Du hast gar nichts zu sagen jetzt!" herrschte sie Erich liebevoll an. „Still sein und dich freuen und an nichts denken als an dein Glück. . . ."

„An das unsre, Erich! An unser Glück!"

Brigitte rief es mit fast begeistertem Ausdruck, und ihre schönen Augen flammten auf. Und es war nicht allein die Absicht, ein lautes Zeugnis vor der Tante abzulegen. Denn sie würde es dem Schwiegervater wieder erzählen, und vielleicht würde es den veranlassen, sich aufzumachen und herzukommen und die Zwillinge ebenfalls zu bewundern und zu gestatten, daß sie ihre Hand bebend und bittend auf die seine legte. . . .

Nein, es war nicht nur das. Es was ihr von Glück und Liebe übervolles Herz, das nicht an sich zu halten vermochte und sich auszuströmen begehrte.

Tant'-Minchen traten die Thränen in die Augen. Auch sie folgte einem Herzensgebot; sie beugte sich über das Bett — keine geringe Anstrengung bei ihrer Rundlichkeit — ergriff den schönen, blassen Kopf mit ihren Händen, hob ihn ein wenig, wie man mit lieben, herzigen Kindern zu thun pflegt, und drückte einen Kuß auf die edle Stirn.

Als sie gleich darauf das Atelier betrat, waren Erzengel und Maria Theresia gerade damit beschäftigt, die Zwillinge zu baden. Sie hatten sich glücklich über die Wasserwärme geeinigt, aber während der Manipulation gab es immer wieder kleine Reibereien. Erzengel bestand eben auf seinem Kopf, und er hatte es durchgesetzt, daß die Würmlein wenigstens nach dem Bade kalt übergossen

würden. Maria Theresia drohte jedesmal, den Dienst zu quittieren, sie blieb dann aber immer wieder — wie sie vorgab, der Zwillinge wegen; Erzengel würde die armen Dinger sonst ganz auf Eis setzen.

Erzengel war famos; es war eine Freude, ihn so mit aufgestreiften Aermeln hantieren zu sehen, wie er mit frauenhaftem Geschick und mit einer Zartheit, die gar nicht zu seinen herkulischen Armmuskeln passen wollte, die feinen Körperchen bediente, ganz zur Zufriedenheit der Frau Liesegang, die es bloß nicht eingestehen wollte und nur aus Lust am Widerspruch opponierte.

Jetzt war der Badeakt beendet und die Wärterin schickte sich an, die Zwillinge hinein zur Atzung zu bringen. „Denn sie haben barbarisch Durst!“ meinte Erzengel mit anzüglichem Schnalzen, um die „Kaiserin“ zu ärgern.

Diese biß stets an: „Hunger, bitt' Sie! Durst gibt's da gar nicht!“

Erich und Tant'-Minchen lachten. Dann aber schwieg alles; die ganze Wohnung hielt sozusagen den Atem an, denn da drinnen stillten die Zwillinge jetzt ihren Hunger-Durst. Horch, jetzt hörte man ganz deutlich, wie die kleinen Mäulchen wohlige Schmatz- und Schmecklaute von sich gaben — jetzt pausiert eins, und ein vernehmlicher Stöhnlaut des Vergnügens tönt herüber.

„Proste Mahlzeit!“ sagte Erzengel, und sein braves Gesicht war von einem Lächeln der Befriedigung sonnenscheinartig verklärt.

Tant'-Minchen hätte dem prächtigen Menschen um den Hals fallen mögen. Es war Zeit, daß sie ging, ehe es noch dazu kam. ...

„Sechzehn Pfund — großartig. ...“ Mit den Worten empfahl sie sich von Erich. Es lag alles darin, und der gute Junge mochte es deuten, wie es ihm die Liebe zu seiner alten Tante eingäbe. ...

Unterwegs wälzte sie den Plan in sich herum, ihrem Bruder alles zu beichten. Sie war ja sonst durchaus nicht für das Fait accompli, aber diesmal sollte es riskiert werden!

Es war nun genug mit dieser Feindschaft. . . .

Aber die Verfassung, in der sie ihren Bruder vorfand, hieß sie völlig über ihren Besuch schweigen. Die Moderateurlampe war angezündet — sie liebten im Hause nicht das explosionsgefährliche Petroleum — in ihrem gelben Schein lag auf dem Tisch die Abendzeitung unangerührt; der Sorgenstuhl war nicht besetzt, sondern Albrecht Achilles stürmte mit flatterndem Schlafrock im Zimmer auf und nieder und fuchtelte mit seiner langen Pfeife, anstatt sie zu rauchen, wie mit einem Stock.

„Um Gottes willen, was ist denn los, Brüderchen?“

Er zwang sich zur Ruhe, doch die Wetterfalten seines Gesichts wollten nicht gehorchen. „Nichts — nichts — du bist lange geblieben! Ist denn dein Arme-Windel-Verein wirklich so wichtig?“

Sie murmelte etwas von der Vorstandssitzung. Aber, mein Gott, was ist ihm nur?

„Besser, daß du nicht da warst,“ begann er nach einem weiteren Auf und Ab. „Nämlich Fritz war hier. . . .“

„Dacht' ich mir's doch — das regt dich jetzt immer auf. Was gibt es denn?“

„Was es gibt? Anpumpen wollte er uns! Nein, dich — dich — Tant'-Minchen!“

„Fritz — mich an . . .“

„Der Schwiegersohn eines Protzen, dem halb Berlin W gehört, wie Fritz behauptet — und uns anpumpen!“

Und er lachte schrill, wie sie es noch nie von ihm vernommen.

„Ich versteh' nicht, Albrecht . . .“

„Ich sehr wohl. Ich habe es immer geahnt. Es ist alles Blendwerk bei diesen Koppenbergs. Ich habe es gewußt: über kurz oder lang schmeißt die ganze Karre um.“

„Aber Albrecht!“

Wieder meldeten sich bei ihr die wankenden Kniee zum Niedersetzen. Achilles berichtete in kurzen, erregten Sätzen. Also Koppenberg hätte schon genug über den Etat geleistet. „Fritz hat natürlich bedeutend über sein Einkommen gelebt. Diese Diners mit Erdbeeren im Dezember! Dieses

Excellenzen- und Chinesengethue! Dies renommistische Geklimper! Hatte Fritz denn keinen andern Ehrgeiz als den, die protzigsten Gastereien im ganzen Auswärtigen Amt zu leisten? Natürlich Schulden! Und was für welche! Wie gesagt: Koppenberg streikt. Koppenberg kann jetzt nicht. Sein Wilmersdorfer Quartier liegt ihm hart im Magen. Die Hypotheken hängen dort zu allen Fenstern hinaus, auch das Quartier da drüben geht dieser Tage an ein Konsortium über. Darum all der Aerger und der Baustaub! Natürlich, behauptet Fritz, gäbe es bei jedem großen Finanzmann momentane Verlegenheiten. ‚Sie werden dich mit Schimpf und Schande aus deiner Villa jagen‘ — das hab' ich ihm gesagt, ja, das hab' ich. . . .“

„Albrecht, nicht aufregen — nicht so reden!“ flehte Tant'-Minchen. Und sie zwang den Bruder in den Polsterstuhl, aus dem er aber bald wieder aufsprang, um von neuem loszuhetzen.

„Also nun sollen wir das Loch stopfen. Fritz hat dringende Schulden. Wir! Ich bitte dich! Nein, du, du!“

„Und da sagtest du ihm in deinem Aerger, daß ich selber ja gar nichts . . .“

„I, wo werd' ich! Wo werd' ich uns die Blöße geben! Dies Hohnlachen! Wo werd' ich dir das anthun . . .!“

„Es wäre mir jetzt ganz egal, Brüderchen . . .“

„Mir aber nicht! Nun gerade sollen Sie zappeln! Er bietet dir eine Hypothek, was Feines, wie er behauptet, auf das Haus, in dem Theodor wohnt. ‚Ich danke, ich verzichte!‘ sag' ich. Und ich warf ihm den ganzen Plunder vor. Wie ich sie hasse, diese Protzen! Auch über Irmgard habe ich ihm reinen Wein eingeschenkt. Gestern nacht haben sie erst pokuliert und randaliert, daß keine Maus schlafen konnte. Natürlich dieser Kapmensch dabei! ‚Warum läßt du den nicht berappen?‘ so sag' ich, ‚um deine Schande voll zu machen. . . .‘“

„Albrecht — nicht aufregen. . . .“

„Hab' ich schon besorgt. Und nun ist es heraus! Nun bin ich ruhig. Nun hab' ich endlich meine Meinung frisch herausgesagt. . . .“

„Und er?"

„Ich habe ihm das Wort verboten. In unsrer Familie ist es stets ehrbar zugegangen und — und ..."

„Du kannst Irmgard nichts beweisen — du darfst nicht so voreilig sein! Bei Erich waren wir jedenfalls zu schnell. ..."

„Der? Der soll mir kommen! Zwillinge kriegen und es seinem alten Vater nicht mal anzeigen! Hei, ja wohl, Schwiegertöchter!"

Und er sank erschöpft in den Sessel. Seine geballte Faust fiel auf den Tisch. Tant'-Minchen hatte Mühe, ihn zu beruhigen.

„Schwiegertöchter," murmelte er ein über das andre Mal, und seine sonst so leidenschaftslosen Augen funkelten zornig.

Siebzehntes Kapitel.

„Subskriptionsball — hurra, wir gehen hin!" riefen Hertha und Lizzie, als sie bei ihrer Schwester Toni eintraten.

„Ihr?! Aber hört mal, ihr habt wohl das große Los gewonnen?"

Antonie erhob sich von der Chaiselongue, wo sie einen guten Teil des Tages zu verbringen pflegte, und noch im Sitzen kniff sie ein großes Eselsohr in den gelben, französischen Romanband, in dem sie gelesen.

„Haben wir auch!" lachte Lizzie. „Ich habe Zulage gekriegt von meiner Direktorin —"

„Ich gratuliere!" brachte Antonie mühsam genug hervor. „Zulage ist ein schönes Wort!"

„Und Hertha hat wieder Honorar eingenommen. Ihre Katzenbildermenükarten gehen riesig."

„O, das ist aber schön! Und da wollt ihr auf den Subskriptionsball? Ich möchte auch hin, aber wir haben kein Geld. Wir haben nie Geld. Es gibt keine größere Misere als eine Königliche Kommißehe!"

„O, Toni!“ riefen die beiden Schwestern wie aus einem Munde. Sie hat gewiß wieder in ihren Pariser Romanen von Herzoginnen, echten und falschen, gelesen, von Pracht und Luxus und Chic, da ist sie immer übler Laune. Kommißehe klingt so häßlich! Aber Toni ist jetzt so übelrednerisch, scharf und bissig, man kennt sie gar nicht wieder!

„Das heißt, ohne euch können wir nicht hingehen,“ sagte Lizzie. „Ich denke, Tant'-Minchen hat dir es längst versprochen?“

„Ach, die!“

„Du bist undankbar, Toni!“ verwies sie Hertha.

„Mag sein — und sie ist geizig. Es ist nicht zum Ansehen!“

„Das läßt du!“ rief Lizzie empört. „Es ist nicht wahr!“

Antonie war aufgestanden, und nun hielt sie vor dem Spiegel, der hinter der Chaiselongue aufragte, musterte ihre schlanke Gestalt, die ein weiches Matinee graziös umfloß, wendete den Kopf und betrachtete das Profil ihres Gesichtes, tupfte an der Frisur, reckte sich aus dem Mieder — endlich zog sie den Quastengürtel wie in einem Anfall gereizten Entschlusses fest zusammen und schlang einen mehrfachen Knoten.

„Das heißt, wenn ich will, so geh' ich!“ rief sie, und der Knoten deutete symbolisch an, daß es bei ihr beschlossen sei. O, sie hatte auf diese Weise schon allerlei möglich gemacht, manche Toilette, manches Vergnügen — man liegt eben krumm in der Wirtschaft, man macht Schulden bei den Lieferanten ... Theodor ist eben wieder auf Dienstreise begriffen, da fließt von neuem der Diätenquell!

„Nur, daß Papa nichts davon erfährt!“ sagte Lizzie.

„Das heißt, wir gehen auf Tant'-Minchens Munifizenz,“ erläuterte Hertha. „Es ist furchtbar, wie man sich in acht nehmen muß. Und wir wollen hin und Tant'-Minchen bitten, daß sie uns die Billette schenkt — pro forma, wir bezahlen sie natürlich.“

„Es wird ihr eine besondere Freude machen, großmütig zu sein auf eure Kosten,“ meinte Antonie.

„Nicht, Toni, nicht so!“ verwies sie abermals Hertha.

„Eine Idee, Kinder!“ rief Antonie, und die böse Laune, die ihr um Mund und Brauen wetterte, machte einer lächelnden Glätte Platz. „Eine Idee! Auch uns kann sie die Billette schenken. Bei Leibe auch nur pro forma! Tant'=Minchens Munifizenz oder, wie nennt ihr das Ding“ — sie erhob eine höhnische Lache. — „Tant'=Minchen, die sich einen Stoß gibt und in andrer Leute Beutel greift und freihält — hihi — hahaha! — Bon, abgemacht! Aber zuvor schwören, etwas Feierliches! Rütli, nicht, Lizzie? Du mußt es als Lehrerin ja wissen. Hände hoch!“

Und in parodistischer Feierlichkeit erhob sie ihren Arm mit ausgestreckten Schwurfingern, und Hertha und Lizzie thaten desgleichen. Unter Lachen und Scherzen leisteten sie also den Rütlischwur: niemals dürfe weder Theodor noch Excellenz Bläser oder die Mama erfahren, daß nicht Tant'=Minchen die generöse Spenderin der Billette wäre.

„Mein Gott, welche Schwierigkeiten um ein simples Ballentree,“ meinte Antonie für sich, als die Schwestern fort waren. „Und nun noch die Sorge um das Fähnchen, das man anziehen wird! Zum Glück wird man auf dem Subskriptionsball nicht durch Bankiersgattinnen ausgestochen. ...“

Die Mission der beiden Schwestern verlief ganz nach Wunsch: „Ich hätte euch ja die Billette spendieren sollen,“ sagte die Tante nach dem ersten Stutzen über den seltsamen Vorschlag.

„I, Tantchen!“

„Aber ich habe jetzt so viel Ausgaben. Weihnachten ist vor der Thür. — Und ich soll auch mit? Aber, Kinderchen — ich?! I wo!“

Die Schwestern boten alle ihre Schmeichelkünste auf. Dagegen war sie wehrlos: „Na ja, ich war zwar noch nie da. Aber seit dreißig Jahren lese ich die Berichte. Es muß wunderschön sein. Ich bin sehr für das Zeremonische, Hoffeste und so was. Wie Pietsch so was beschreibt ...“

Sie wollte es sich überlegen. Die Schwestern aber

heischten prompten Bescheid. Schließlich unter dem handgreiflichen Zärtlichkeitszwang kapitulierte sie. „Na, und ein gewisser Jemand wird auch da sein, Lizziechen?"

Sofort löste diese ihren Arm von dem Nacken der Fragerin: „Weiß ich doch nicht, Tantchen, weiß auch nicht, wen du meinst."

„Na den, der es fertig bringt, dich erröten zu machen, wenn man nur an seinem Namen tippt. Und natürlich, auch ein gewisser Jemand Nummer zwei. Hurrje, was du nun auch Feuer fängst, Herthachen! Löschen, löschen, Feuer!"

Und Tant'-Minchen sah die Notwendigkeit jetzt vollkommen ein, daß sie zur Förderung dieser beiden hochwichtigen Angelegenheiten unbedingt mit den Mädchen auf dem Balle erscheinen müsse!

Als die Schwestern Toni noch am Abend von der guten Erledigung Bericht abgestattet hatten, führte diese sie mit triumphierender Miene vor das Vertiko der guten Stube und nahm ein längliches Etui daraus hervor. Es war ein herrlicher Fächer von Sauerwald, prächtig gemalt in Rokoko-Ornament und mit kostbarem goldighellen Schildpatt montiert. „Ratet mal, von wem?"

„Von Tant'-Minchen," scherzte Lizzie.

„Mister Sülzé vom Kap!" rief Hertha. „Aber Toni!"

„Ein Vielliebchen," bestätigte Toni, und sie konnte ihre Verwirrung nicht verbergen. „Ist er nicht wunderbar?" Ihre Augen glitzerten eigentümlich.

„Aber, Toni! Und du nimmst ihn an?!" sagte Hertha.

Toni that beleidigt. „Was ist dabei? Ein Vielliebchen! Zum Kuckuck, was seid ihr für Zimperliesen!" Aber ihr Antlitz flammte bis in die Stirnhaare.

Hertha sah sie scharf und inquirierend an: „Er ist mehr als fünfhundert Mark wert. Ich versteh' mich darauf."

„I wo?!" stieß Toni hervor. Bestürzung über den hohen Wert und zugleich Befriedigung ihrer Eitelkeit verrieten sich in ihrem Ausruf.

„Was wird Theodor sagen, Toni!" meinte Lizzie.

„Ich hätte ihn zurückgeschickt. Wie wütend er war, als derselbe Herr euch zu Weihnachten das Trinkservice aus Kayserzinn ins Haus schickte! Ihr habt es auch nicht aufgestellt."

„Aber, mein Gott, ein Vielliebchen — lächerlich! Neulich an Irmgards Geburtstag. Abschlagen sollt' ich, wie? Was ist ihm ein Fächer für fünfhundert Mark! Er kommt mir gerade zu paß. Er reißt meine sogenannte Balltoilette heraus."

„Du willst ihn zum Ball tragen?" fragte Hertha.

„Wo denn sonst?"

„Und Theodor?"

„Er sieht es nicht, er hat keine Ahnung von dergleichen. Er kann ihn ebenso gut für zehn Mark oder noch weniger taxieren. Uebrigens, um euch zu beruhigen ..."

„Tant'-Minchen!" rief Lizzie. „Tant'-Minchen hat ihn dir verehrt!"

„Natürlich hat sie. Die reiche Schenkungstante. Und damit basta!"

Doch Hertha gefiel dieser Ausweg nicht besonders. Furchtbar dumm! Toni hätte das kostbare Geschenk nicht annehmen dürfen! Und es wird nicht gut thun! Die Achillesart liebt dergleichen nicht, nein, absolut nicht!

Am Abend des Balles versammelte man sich bei Excellenz Bläsers in der Eisenacher Straße. Tant'-Minchen feierte heute einen großen Triumph. Wenn der Respekt, den man vor ihr als Erbtante gehegt hatte, im Lauf der Jahre etwas verblaßt war, heute strahlte er wieder glorienhaft. Eine Dame, die für Verwandte viermal fünfzehn Mark an Ballentree aufzuwenden vermag ...

Ihre Excellenz drückte der splendiden Geberin stumm und sanft die Hand zum Dank dafür, was sie an ihren Töchtern thäte.

Seine Excellenz aber beliebten, sie scherzhafter Weise als Millionärin zu feiern. „Potztausend, meine verehrteste Gnädige!" und er küßte ihr galant die Hand. „Alle Achtung für solche Leistung! Die Mädels freuen sich diebisch, die armen Dinger! Zu meinen Lebzeiten —"

„Aber, Bernhard!“ flehte in säuselndem Ton die Generalin.

„Na ja, wenn man mal außer Dienst ist, so macht man mit dem sogenannten Leben Strich. Ist doch so! Wer kümmert sich um einen Pensionär?“ — sein zum Ueberdruß variiertes Lamento — „wollte also sagen: zu meinen Lebzeiten hatten sie ja keine Gelegenheit. Ihr erster Ball — wenn ich die Hüpferei bei diesen — diesen Herrschaften auf dem Kurfürstendamm abrechne —“

„Diese Herrschaften —“ er zögerte vor dem Namen, als scheute er sich, ihn anzufassen. Sie haben dort gar keinen Respekt vor einem königlichen General. . . .

„Wir können Ihnen also nicht dankbar genug sein, verehrteste Gnädige!“

„O Excellenz . . .“ Tant'-Minchen versuchte sich zu wehren. Wieder eine Lüge und diesmal nicht aus Not, und sie vergoldete abermals damit ihr Ansehen. Es ist nicht hübsch! Wenn sie aber bedachte, daß die armen Dinger dann überhaupt auf diesen Ball hätten verzichten müssen, und es war doch ihr erster! Das helle Mitleid gebietet, gute Miene zu dem Flunkerspiel zu machen!

So ließ sie es also nur bei obigem Ausruf bewenden, schmunzelte, kicherte in sich hinein, lächelte mit ihren feisten Wänglein, lachte mit ihren fröhlichen Aeuglein und fand sich zuletzt ganz in die Rolle, die man ihr mit Gewalt aufgebürdet hatte. Ja, als man nun, in zwei Droschken zweiter Klasse verpackt, vor dem Opernhause Queue machte, während die mit duftigen Toiletten gefüllten Wagen sich drängten, berittene Schutzleute wetternd dazwischen sprengten und eine blendende Lichtflut sich aus den Thüren des Hauses über das vom Regen spiegelnde Pflaster ergoß, war sie nahe daran, selbst an ihre Splendidität zu glauben. Nun, hatte sie nicht mit schwerem Herzen den Betrag ihres eigenen Billetts aus einer für die kleinen Weihnachtsgeschenke bestimmten Kasse, die eine alte Medizinschachtel barg, herausgelöst! Verdiente sie nicht eine Belohnung für dieses Opfer?

Achtzehntes Kapitel.

Von einem drängenden Strome willenlos vorwärtsgeschoben, gelangten sie in die große Mittelloge, von wo die Freitreppe hinabführt in den vom wimmelnden Gewühl erfüllten, in blendender Lichtflut flimmernden Saal. Und hier hielten sie in völliger Einkeilung — keine Möglichkeit, einen Schritt zu thun. Tant'-Minchen kennt das, sie hat davon dreißigmal gelesen. Kostbare Toiletten zerzaust und zerdrückt, Schleppen abgetreten — die Portiersleute des Opernhauses sollen ihren ganzen Bedarf an Gardinen durch solche Schleppenfunde decken! — Aermel ausgerissen — und in ihrer Phantasie hatten sich diese Aermel zu leibhaftigen Armen verdichtet — an Ordensdekorationen soll so viel verloren gehen, daß die Arbeiter am Morgen ganze Körbe zusammenfegen! —

Das alles ist ihr aus den Zeitungen bekannt — aber es selber einmal mitzumachen, eingeklemmt zu sein zwischen den strotzenden, goldenen Epauletten eines Korvettenkapitäns und der Kolossalbüste einer Ministerialdirektorin, hinter sich eine Breitseite von Orden, die in ihrer Stachlichkeit darauf ausgehen, duftige Kleider zu zerfetzen, vor sich das immense Nackengebirge einer Primadonna der königlichen Oper, rosa geschminkt und stark duftend — und über diesen Monte Rosa hinweg, zwischen geschniegelten Leutnantsköpfen und lächelnden Mädchenprofilen hindurch, gelang es Tant'-Minchen, von Zeit zu Zeit einige flüchtige Einblicke in die feenhafte Welt da unten zu thun: ein Stück vom Kronleuchter, ein Stück von der Prosceniumsloge dritten Ranges, wo sich neugierige Damenköpfe vorbeugen, ein Stück von dem Gewoge des Saales, ein Stück dunklen Laubes mit elektrischen Flammen darin. Und diese Stücke ergeben zusammengesetzt ein wunderschönes Kaleidoskop. Und was vor lauter Nackengebirgen nicht sichtbar war, das ersetzte der vielartige Lärm: Musik und meeresartiges Stimmengebraus, Rufe, die wie Hilferufe klangen und von silberhellem Auflachen übertönt wurden, kecke

Leutnantsbemerkungen und Mädchengekicher, und „Himmlisch!“ und „Wundervoll!“ — und ein halbgedämpfter Schrei, der wohl einem ausgerissenen Arm, will sagen: Aermel, galt. . . .

Endlich das bekannte Aufklopfen des Zeremonienmeisterstabes — die Majestäten! Platz, meine Herrschaften! Und die Herrschaften, bereits auf ihr Minimum an Raumbedürfnis komprimiert, komprimieren sich noch enger, doch diesmal ohne Hilferufe und Schreie über ausgerissene Gliedmaßen. Und ein Wunder, auch diese kompakte Masse bringt es noch fertig, sich nach aller Hofetikette zu verbeugen. —

„Duchen, hoffentlich hab' ich tief genug geknickst!“ sagte Tant'-Minchen bald nachher zu Hertha. „Meine Kniee! Meine armen Kniee!“ Natürlich hatten die im kritischen Moment den Dienst wieder versagt.

„Majestäten hatten die Gnade, dich extra zu grüßen,“ spottete Antonie. „So!“ und sie machte das Winken des allerhöchsten Handgrußes nach.

„J wo?! Jch habe nichts davon — ich habe überhaupt nichts gesehen.“

„Das ist ja das Schönste, Tante! Man kriegt nur die Rippenstöße davon ab.“

Hertha und Lizzie fanden ihre Schwester greulich in ihrer unausstehlichen Blasiertheit. Es sind diese gelben Romanbände, die sie noch ganz verderben! Sie selbst schwebten in einer Wonne. Jhr erster Ball. . . . Und jetzt wird sogar getanzt da unten — glänzende Offiziere schwebten unterhalb der fürstlichen Logen mit duftigen Mädchenblumen in enger Runde — die Klänge eines Straußwalzers elektrisierten die jungen Herzen — plötzlich taucht vor Lizzie Graf Tholen auf, wie aus dem Boden gewachsen!

„Haben Sie mich erschreckt, Graf!“

„Habe ich? O!“

Und ihre Augen strahlten sich an, und die bewußte Atembeklemmnis ließ sie nur in unartikulierten Redensarten miteinander sprechen. Doch es ist keine Zeit zu verlieren. Gleich darauf schwebt das glückliche Paar über das

federnde Parkett dahin, und zum hundertundfünfzigstenmal im Laufe dieser zwei Jahre gestehen sie sich ihre Liebe, nicht in Worten, nur im Suchen von Blick zu Blick, nur im vibrierenden Ton der Stimmen, nur im Zünden der elektrischen Pole, wenn während des Tanzes ihre Hände sich fester fassen. ...

Auch für Hertha fand sich ein Tänzer unter den ehemaligen Offizieren ihres Vaters. Sie hatte schon all die Zeit über nach einem gewissen Jemand ausgeschaut. Sein markanter Rubenskopf und seine Herkulesgestalt hätten ihn längst bemerkbar machen müssen. Denn er hatte versprochen zu kommen. Als der Artillerist seine Tänzerin zu Tant'-Minchen zurückgeleitet hatte, empfing sie diese mit dem Hinweis: „Duchen, mal 'rumdrehen. Dort am Eingang. Er wagt sich nicht herein. Nein, das thut er nicht!"

Am Eingang zwischen den Seitenlogen, der Lichtflut wie dem Gewühl entrückt und halb verborgen, lehnte Erzengel gegen die Wand. Sein Antlitz zeigte ein erhöhtes Inkarnat, und seine braven, hellblauen friesischen Augen hatten einen seltsam traurigen Ausdruck. Er hätte nicht kommen sollen! Er gehört nicht hierher! Hier auf der Glätte des Parketts fühlt er sich nicht sicher auf seinen großen Füßen, die gewohnt sind, fest darauf loszustapfen. Und die glatten Manieren, die übertriebenen Höflichkeiten, während doch meist ein ganz andrer, ja oft feindlicher Sinn unter den Worten lauert! Und ist nicht ein Ball zum Tanzen da? Und er tanzt doch nicht. Er ist zu linkisch dazu. Er kann ja gar nicht einmal. Wann sollte er es gelernt haben? Er hat nie Zeit gehabt. Und er hätte sollen die Courage haben, dies Hertha zu sagen? Er hätte überhaupt nicht kommen sollen — trotz seines Versprechens — was soll er hier? Die andern tanzen sehen? — Hertha von Offizieren umschwärmt sehen — dastehen und zuschauen, wie sie tanzt, während er hier stumm und vereinsamt in der allgemeinen Fröhlichkeit gegen die Wand lehnt! Nein, besser, er kehrt um, er stiehlt sich fort, setzt sich, wie er es jetzt oft des Abends nach vollbrachtem Tagewerk thut, hinter sein Glas Löwenbräu, unter die Brau-

hausgesellschaft und sucht das da zu vergessen — sucht sie zu vergessen ... sie ist eben eine Generalstochter. ...

„Herr Engel!“

Es war Tant'-Minchens Stimme, die ihn, als er eben die Stufen hinabstieg, sich umdrehen ließ.

„Ah, Frau Rätin — schön, schön!“

„Aber nicht schön von Ihnen, daß Sie uns schneiden! Herrgott, was ist Ihnen? Sie sehen ja ganz anders aus!“

„Es ist der Frack — der entstellt mich, Frau Rätin.“ Und Erzengel lachte wehmütig.

„Nein, nein, nein, keine Ausflüchte! Es ist was nicht in Ordnung. Herrgott, doch nicht bei ihnen?“

Ein jäher Schreck überfiel sie. Die Zwillinge, denen fehlt was! Deshalb ist er so anders. Ganz das Gegenteil von dem Gesicht, das er dort aufzustecken pflegt. Es ist was geschehen! Sie war nun vier Tage nicht in der Kleiststraße. Es wird der „Sitzungen im Arme-Windel-Verein“ eben zu viel ...

„Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Engel!“

„Aber zum ... wieso? Es geht ihnen ja vorzüglich! Einen Durst wie nie!“

Gottlob! Tant'-Minchen atmete auf. Und aus Dankbarkeit für die gute Nachricht riskierte sie die Neckerei und rief nach Maria Theresias Vorbild: „Hunger, Herr Engel — bitt' mir aus! Aber nun werden Sie tanzen!“

„O weh, Frau Oekonomie—!“

„Sie müssen doch großartig tanzen —“

Spottete sie seiner? — „Wie ein Regenwurm, Frau Oekonomie—“. Dann nahm er sich ein Herz, legte seine schwere Tatze auf ihren Arm und sagte, sie ungemein treuherzig anblickend: „Wollen Sie mir einen Gefallen thun, Frau Rätin?“

Sie hätte am liebsten aufgejubelt. Sie soll jedenfalls bei Hertha für ihn anhalten? Es ist reif! Und hier auf dem Balle, im Beisein des Hofes — himmlisch! „Gerne, gerne, genieren Sie sich nicht —“

„Würden Sie es unternehmen — ihr — ihr — mitzuteilen —“

„Sofort!“

„Aber vorsichtig, bitte, ich bitte sehr —“

„Am besten gerade heraus, Herr Engel! Und stramm auf die Sache los! Als Belling um mich anhielt ...“ Ah, aber diese uralte Verlobungsreminiscenz paßt doch nicht hierher! „Also ich werde ihr mitteilen —“

Er legte seine beiden großen Tatzen zusammen, machte eine hilfeflehende Miene und flüsterte: „Daß ich eben nicht — nicht — tanzen kann!“

Da war es heraus! Der Alp dieses Abends war von seiner Seele gewälzt!

„Das soll ich ihr ... o, aber!“

„Sie riskieren es nicht?“

„Und das ist alles, was Sie ihr zu sagen haben?“

„Sie wird mich verachten ...“

„Sie?! Weil Sie nicht — nicht — nein, sind Sie aber närrisch, Herr Engel! Jetzt geben Sie mir schnell Ihren Arm! Jetzt werden Sie ihr selber sagen, was Sie auf dem Herzen haben, das Nichttanzen und alles andre!“

„Was für ein andres?“

Sie schaut ganz verdutzt zu ihm empor — was ist es doch für eine verrückte Welt, diese moderne Jugend! Zu ihrer Zeit tanzte alles, und wenn man sich liebte, so machte man nicht solche greuliche Umstände. ...

Darauf schoben sie auf Hertha zu, die mit Theodors zusammenstand. Erzengel begrüßte sie feierlich, mit einer linkischen Kühle, die Tant'-Minchen fast ein Achilleisches „Nanu!“ entpreßt hätte. Ist da was nicht in Ordnung? I wo! Nur, daß er nicht tanzen kann, wo soll er da den Mut zu dem gewissen „Andern“ hernehmen?

Doch kämpfte er mit sich, faßte sich endlich ein Herz, und als eben der neue Walzer begann, wollte er Hertha das Geständnis machen, das ihn den Abend über so bedrückt. Da stellte sich abermals ein Offizier ein — Verbeugung und Artigkeit und die Bitte um den Tanz. Und gleich schwebten sie davon.

„Na ja, da stehen Sie nun da mit den Kenntnissen,“

sagte Tant'-Minchen wütend. „Zur Strafe werden Sie mich jetzt führen!"

Erzengel reichte ihr den Arm und begann mit ihr die Runde. Sie machten Aufsehen. Seine vierschrötige Gestalt, die in den Frack allerdings nicht recht hineinpaßte, die großen Tatzen in die weißen Glacés gezwängt, dazu der leuchtende Rubenskopf mit den großen blauen Künstleraugen und dem originellen Kräuselhaar — an seinem Arm das kleine, kugelrunde Tant'-Minchen mit dem hin und her schwankenden Segelgang, den ewig lächelnden Wänglein und den fröhlich glitzernden Aeuglein — freilich konnte ihr Kleid, das bekannte, oft gefärbte, jetzt hechtgrau schillernde Fähnchen nicht mehr als großartiges Festgewand gelten, und die große Ovalbrosche, groß wie ein Untertäßchen, zeigte nicht gerade das für eine fröhliche Festlichkeit passende Motiv, nämlich ein ungemein fein ausgeführtes Denkmälchen von Haaren, eine Art winziges Familienmausoleum.

Jetzt stießen sie auf Brandenstein. Er hatte mit allen Medaillen und Orden geflaggt, auf der steifen Hemdenbrust paradierte am knallroten Bande die unvermeidliche goldene Medaille von Gotha; das Gesicht war „Wachtel"-mäßiger denn je aufgestutzt, die Haare erglänzten im jugendlichsten Färbeschwarz. Er führte die caracallische Ministerresidentin. Sie war ausgeschnittener denn je und machte Furore. Ihre Taille war ringsum mit Brillanten garniert, und die kostbare Einfassung brachte das Schaustück zum geradezu blendenden Effekt. Und ihre lebhaften Augen wetteiferten mit den Brillanten, während ihr pikanter, unverwüstlicher Wiener Humor seine Feuerwerke losließ.

„Nun, Ihre Frau Gemahlin, Herr Kammersänger?" fragte Frau Belling.

Brandenstein grinste, wobei sein steifes Miniaturbärtchen leise hüpfte. „Natürlich kriegte sie gestern eine Branddepesche — Feuer bei Isoldens! Sie haben das prae jetzt mit acht Stück. Nummer einundzwanzig in tutti, Frau Oekonomie!"

„O Gott! Gratuliere, Herr Kammersänger!“

„Ich danke,“ doch mit der Betonung, wie man etwas von sich abweist.

Jetzt standen sie als Zuschauer vor dem Tanzcercle unterhalb der großen Galaloge. Dort saßen die Damen des Hofes, schauten dem Tanze zu und hatten das Kreuzfeuer von Tausenden von Blicken zu erdulden. Eine Weile saßen sie starr und schweigsam. Dann fiel von hohen Lippen ein Scherzwort, und der ganze Hof reflektierte es lächelnd.

Zufällig waren alle drei Schwestern Bläser am Tanzen; Theodor walzte mit seiner Frau. Tant'-Minchen schaute mit Wohlbehagen zu. Denn ist *sie* es nicht, welche die drei Paare dort drehen macht? Wenigstens in den Augen der Verwandten. Wäre sie nicht auf die Flunkerei eingegangen, weder Theodor noch die alten Bläsers hätten ihre Einwilligung erteilt. So ist sie mit Recht die Veranstalterin. Ja, es war ihr gerade zu Mut, als ob das ganze Fest — und man kann von der Musik, dem Geschwirre, dem Glanze wirklich noch konfus werden! — als ob das ganze Fest seine Stimmung, seine Weihe *ihr* verdankte ... denn hat sie nicht die drei hübschesten Tänzerinnen beigesteuert? Es ist so viel da, was auf das Prädikat „hübsch“ keinen Anspruch machen darf! Pietsch ironisiert schon darüber.

Theodor schwenkte seine Frau zu ihnen heran. Er stutzte, als er Erzengel gewahrte. Ist das nicht jener gewisse Herr, der damals bei einem gewissen Erich Achilles eine Rede hielt, die solchen Eklat machte? Wie kommt er mit Tant'-Minchen zusammen? Sollte sie hinter dem Rücken der Familie Anknüpfung mit dem gewissen Erich gesucht haben? Von dem damaligen Besuch in Engels Atelier hatte er nichts erfahren. Diskret und höflich wie alle Offiziere grüßte er ihn. In diesem Augenblick riskierte es Antonie, ihren Vielliebchenfächer zu öffnen, und ihre Augen in dem vom Tanz erregten Gesicht blitzten ihren Gatten wie herausfordernd über den mit feinen Federchen besetzten Fächerrand an.

„Was ist denn das?“ fragte er. Der Fächer war wirklich prächtig.

„Großartig!“ fiel Tant'-Minchen ein. „Ei, sieh doch mal!“

„Na, du solltest ihn doch kennen, Tantchen!“ antwortete Toni ungemein keck. Man muß sie überrumpeln, die alte Schraube! Es war gut, daß ihr Antlitz schon vom Tanzen so glühte.

„Wieso du, Tante?“ fragte Theodor. „Ich versteh' nicht!“

„Bedank dich bei Tant'-Minchen; sie hat ihn mir geschenkt —“

„I — ich?!“

„Ja, ja, du sträubst dich immer. Willst es nie gewesen sein, Tantchen!“ drängte Antonie.

Theodor zweifelte noch. Er war eben naiv und leichtgläubig und verstand von solchen Dingen nichts. Antonie hatte Tanten einen leichten Stoß versetzt: „Warum willst du nicht sagen, daß du ihn mir geschenkt? Nun gerade soll es alle Welt wissen!“

Was soll denn nur das? Noch guckten Frau Bellings Augen ganz verblüfft, aber schon schwebte um ihre Wänglein das bekannte süße Lächeln, diesmal mit einer Nuance ins Flehende: „Kinder, ihr müßt meiner Munifizenz aber auch nicht gar zu viel aufbürden!“

Theodor staunte seine Tante an. Nein, das hatte er ihr nicht zugetraut! So hatte sie mit nichten Toni ihre Gunst entzogen! So war also mit dem Geizkragen irgend eine seltsame Charakterveränderung vorgegangen?

Erzengel hatte sich den Fächer reichen lassen und betrachtete ihn mit Kennerblick. „Er ist von Koch gemalt, von dem bekannten Fächer-Koch — 'was sehr Hübsches!“

„O, wirklich!“ machte Tant'-Minchen.

„Na aber, Tante, nun genug damit!“ herrschte Toni sie an, „dich so zu sträuben!“

I, sie sträubt sich ja schon nicht mehr! Was will man machen? Ein Geheimnis! Und nur keinen Skandal. Jetzt nicht! So zog sie denn vor, gute Miene zu machen,

und der nun voll durchbrechende Sonnenschein ihres Lächelns brachte Theodor wirklich den Glauben bei, daß sie es gewesen, die den kostbaren Fächer geschenkt. Es war gut, daß der neue General von Theodors diese nunmehr in Beschlag nahm. Sie segelte also mit Erzengel weiter.

„Also von Koch gemalt? Er ist wohl sehr teuer, dieser Fächer-Koch?“

„Klobig,“ antwortete Engel. „Die Kerle mit ihrer Nippespinselei lassen sich berappen, daß es eine Schande ist! Während Löwengruppen niemand haben will!“ setzte er für sich hinzu.

Tant'-Minchen wurde es ganz heiß. Und das Gefühl, daß sie bei aller andern Munifizenz auch noch in den Ruf gekommen war, Fächer zu verschenken, die der „klobig teure“ Koch gemalt, vermochte nicht ganz ihren aufsteigenden Verdacht zu verdecken: Toni ist eine kokette Person und — und . . .

Jetzt hielten sie auf der andern Seite des Saales unter den für die Diplomatie reservierten Logen. Dort an der Brüstung paradierten die Botschafterinnen und Gesandtinnen. Wie wunderthätige Madonnen, von Brillanten und Juwelen und kostbaren Votivstücken überladen, thronten sie dort, starr und herablassend und langweilig wie wächserne Gnadenbilder, eine jede von der andern durch eine Kluft geschieden, die politischer Rang und Rivalität zwischen ihnen aufthat. Auch eine schwarze Madonna war darunter, eine Dame mit gelbbräunlichem Teint und Wulstlippen; durch die Größe und den fabelhaften Glanz ihrer Steine überstrahlte sie alle andern. Die Vertreterin irgend eines fabelhaften südamerikanischen Ophirlandes.

Tant'-Minchen interessierte diese Ausstellung von vornehmen und wegen des Juwelenbehangs überaus kostbaren Frauenkleidern sehr. Bei Bulwer und Thackeray hatte sie ähnliches beschrieben gefunden. Erzengel ließ das Wort „Panoptikum!“ fallen. Es war wirklich so. Die Umstehenden lachten. Einzelne erläuterten: „Das ist die! Dort sitzt die bekannte X!“ — mit ins Ohr getuscheltem

Kommentar von Skandalen —. Eine Herrenstimme, die ins Englische accentuierte, erzählte einer Dame: Die Schwarze dort, Ministerresidentin von Lululo — so verstand Tant'-Minchen, wo liegt es doch? — trüge Unterkleider, „Chemisen" sagte die Gutturalstimme, von Ananasfasern, das Stück zu sechstausend Mark, und so fein, daß das ganze Dutzend in einer goldenen Bonbonniere untergebracht werden könnte. Man kicherte. Tant'-Minchen wandte sich um: Wer war der Erzähler? Mister Sülzé, der „Kaplöwe", wie er wegen seines Rufes als Courmacher jetzt in der Lebewelt genannt wurde. Und wem hatte er diese Chemisengeschichte erzählt? — Antonie Achilles! Jetzt hatte er seinen Kopf, seinen mit feinen Borsten bestandenen Schädel, der wie Samt schimmerte, zu ihr hinabgebeugt, und sie flüsterten, flüsterten im Schutze des Fächers. Toni hatte ihre Lippen geöffnet, und sie horchte kichernd, mit seltsam neugierigem Ausdruck.

Es war wie ein plötzliches Lichtwerden für Frau Belling.

So also steht's? O Herr! Und der Fächer — er ist von niemand anders als von ihm!

Jetzt entfernte sich das Paar und verschwand im Gewühl. Sie glaubte zu sehen, wie sie sich dicht an ihn schmiegte, während er sie am Arme durch die Drängnis geleitete. Sie beschloß, mit Theodor zu reden.

Doch ihre Aufmerksamkeit lenkte jetzt etwas Neues ab. In der Mittelloge, wo die Madonnen thronten, öffnete sich die Thür im Hintergrunde, und zwischen den Verneigungen der sterngeschmückten Herren erschien ein reizendes Persönchen, lachenden Mundes, mit blitzenden Augen, in einem märchenhaft duftigen rosa Kostüm. Es war Irmgard. Fritz folgte. Er wechselte kordiale Händedrücke mit den hohen und gewichtigen Herren, und sein von irgend einem guten Diner noch echauffierter Kopf leuchtete förmlich aus dem Halbdunkel der Loge.

Natürlich gehört sie dorthin, die „reizende Legationsrätin", wie sie genannt wird! Ihre Toilette, ihre Brillanten und Juwelen können sehr wohl mit dem Aufwand

der andern Madonnen rivalisieren, die schwarze Madonna mit ihren Hühnereiern von Brillanten natürlich ausgeschlossen, und Fritzens joviale Art, die mit Excellenzen und Fürstlichkeiten wie mit seinesgleichen zu verkehren vermag, und Irmgards pikante Liebenswürdigkeit, nicht am wenigsten die opulenten Diners, die sie inscenieren, haben dem Paare eine ausgesprochene Beliebtheit an diesem Teil des Sternhimmels erworben.

Merkwürdig, wie wenn ein Sonnenschein eine Landschaft trifft, die bisher reizlos und tot dagelegen, so begann nach Irmgards Erscheinen die Ausstellung von Castanschen Wachspuppen sich zu beleben. Man begrüßte das süße Persönchen mit einer Herzlichkeit, die man Botschafterinnen sonst nicht zutraut, denn hier steht jedes Lächeln gleichsam unter staatlicher Kontrolle. Die Herren mochten ihr Schmeicheleien sagen: sie wehrte ab, wobei ihr köstliches silbernes Lachen bis hinunter in den Saal erklang. Die Unterhaltung der Damen, die bis dahin starr dagesessen, belebte sich, man schäkerte mit den Herren im Hintergrunde, Bonmots und Bemerkungen flitterten und flatterten. Und der Mittelpunkt, um den sich dies alles drehte, war Irmgard! Ja — selbst die steinernen Schätze, die Brust und Haar der Damen bedeckten, hatten sich belebt, die ganze Loge glitzerte jetzt förmlich in diesem Brillantfeuer. Die animierte Unterhaltung hatte einen immer größeren Kreis von neugierigen und indiskreten Zuschauern vor der Loge versammelt. Man amüsierte sich mit denen da oben! Lachen und Fröhlichkeit steckt an. Und ein wahrer Genuß, Irmgard zu betrachten, sich an ihrer pikanten Erscheinung zu weiden! Selbst in der Hofloge gegenüber wurde man aufmerksam.

Irmgard war sich dessen wohl bewußt, ein Triumph, an den sie schon im kleinen gewöhnt ist — heute aber gilt es, einen ganzen Saal zu bezaubern! Sie empfand es geradezu körperlich, wie von ihrer Gestalt aus ein Zauber ausströmte, über den großen, von Menschen wimmelnden Festraum. Jetzt hatte sie sich an der Brüstung niedergelassen, neben der Dame aus Ophir, und das

blendende Weiß ihres Teints erhielt durch den gelblich-bräunlichen Teint dieser Halbwilden eine besonders günstige Folie. Es flogen bewundernde Ausrufe bis hinauf zu ihr. Sie war sehr glücklich. Es war die Höhe ihres Erfolges in der großen Welt. . . .

Dabei gab sie sich ein Air, als beachte sie diesen Triumph gar nicht. Nur ganz flüchtig, ganz obenhin streiften ihre Blicke über die Köpfe der vor der Loge angestauten Zuschauerschaft, doch hie und da grüßte sie den einen oder den andern Bekannten. Bemerkte sie denn Tant'-Minchen nicht! die doch vor der Mitte hält? — und Erzengel wirkt doch wahrhaftig wie ein leuchtendes Fanal mit seinem auffallenden Rubenskopf! Als wenn der Blick der koketten Person jedesmal über den Kopf der Tante hinwegflatterte wie ein Schmetterling, der die unansehnlichen Blumen überfliegt und sich nur auf die leuchtenden Farben niederläßt. Doch jetzt muß sie die Tante gesehen haben, sie muß! Denn dicht neben dieser stand ein Herr mit vielen Orden, sonst nicht viel ansehnlicher und respektabler als Tant'-Minchen selbst. Irmgard nickte ihm kordial zu, er verbeugte sich, sie verabschiedete dies kleine, stumme Zwiegespräch in die Ferne mit einem hübschen, liebenswürdigen Handwink. Tant'-Minchen beobachtete dies alles, sie glaubte auch deutlich zu sehen, wie an dem Gelenk des winkenden Händchens unter andern Spangen ein Opal schillerte: das Brautgeschenk, das Fritz ihr von dem Sterbegelde der Tante gekauft. . . .

Und sie grüßte die nicht einmal! Sah sie nicht, wollte sie nicht sehen! Es paßte nicht jetzt. Sie schämt sich ihrer Tante, ja, das ist's! Sie hat das schon immer gethan — o, Tant'-Minchen ist nicht dumm, im Gegenteil, und deshalb, weil man stets im Wege ist, weil man nicht die Manieren hat, die diese Wachspuppen zur Schau stellen, und auch natürlich nicht die Brillanten, weil man eine einfache rechtliche alte Frau ist, die sagt, was sie denkt und keine andre Sünde auf dem Gewissen hat als jene unselige Notlüge, aus deren Netzen man nicht herauskam, so sehr man möchte — deshalb wird man wie „Luft"

behandelt! O, empörend! So eine Schwiegertochter! Brüderchen hat recht! Ueberhaupt! Die eine wie die andre ...

Aber sie will sich nicht die Freude an dem Feste stören lassen, nein, das will sie nicht! Und energisch, mit der Fixigkeit eines Kreisels, drehte sie der Loge den Rücken: „Kommen Sie, Herr Engel!"

Indem sie nun mit ihrem Begleiter davonsegelte, machte sie ihrem beleidigten Herzen Luft. Es geschah dadurch, daß sie die dritte, die Verfemte, herausstrich: „Wenn die hier wäre! Das ganze Hick Lief mitsamt seinen Brillanten und seinem Aeterpötäter könnte die Segel streichen! Sie ist schöner und liebenswürdiger als sie alle! Und solche Zwillinge! — ich fordere das gesamte Hick Lief heraus, ob es solche Exemplare aufweisen kann! Wenn ich bloß an sie denke, da lächert mir schon vor Vergnügen! Aber die Hochnäsige spielen und seine alte Tante nicht kennen wollen und sich von fremden Herren, deren Herkunft man vor jungen Mädchen nicht mal erwähnen kann, Fächer schenken lassen und seinen Mann belügen und betrügen ... und nicht mal eine Spur von einem halben Zwilling aufzuweisen haben, na, hören Sie ..."

Nun aber genug! Sie sprudelte förmlich vor Eifer. Erzengel, um sie zu beruhigen, denn ihre Philippika machte Aufsehen, unterbrach sie: „Haben Sie schon gelesen, Frau Oekonomie, im Frühjahr findet eine Ausstellung in Nürnberg statt, aber keine Puppen —"

„Babies?!" rief sie. „Unsre müssen hin! Hoffentlich ist für Zwillinge ein extra — extra, wie nennen Sie es doch noch — ach so, ja: Matsch, Matsch! Sie kriegen den ersten Preis! Und wenn ich selber die Reise bezahlen sollte —"

Erschrocken hielt sie inne. Die Munifizenz, welche die andern ihr aufgedrängt haben, ist ihr wahrhaftig zu Kopf gestiegen! Wenn man sie beim Wort nähme ...

Vor der Loge hatte noch jemand anders Posto gefaßt. Es war Koppenberg. Das Ordensknopfloch seines Frackes zierte eine doppelblütige Gardenia, teils um den Schwerenöter zu markieren, teils um den Mangel der Orden selber

zu verdecken. Denn hier, wo eine ganze Milchstraße von Orden wimmelt, und wo man, nach seinem Ausdruck, „bei jedem Schritt eine Excellenz kaput tritt", machte ein dekorationsloser Frack doch einen gar zu kellnerhaft plebejischen Eindruck! Seine angehende Gemäldegalerie machte keine rechten Fortschritte; wie er sich mit dem Wilmersdorfer Quartier „hineingeritten" hatte — das war nun in eingeweihten Kreisen längst kein Geheimnis mehr — so hatte er auch Pech mit seinen künstlerischen Acquisitionen. Seine verrückten Bergmeyer und seine irrenhäuslerischen Mauerhoff, die ihm von sogenannten „Kennern" aufgehalst worden waren, konnte er doch unmöglich dem Staate als Geschenk offerieren, in Hinblick auf einen Kronen vierter oder gar ein kleines, bescheidenes „vonchen". ...

Aber immerhin, welch ein Erfolg, seine Tochter so bewundert und gefeiert zu sehen! Seine feisten Wangen glänzten wie frisch gewachst, die Glatze unter dem Gitterwerk der diskret darübergekämmten Strähnen schimmerte vor hellem Vergnügen. Wenn er an seinen Anfang hier in Berlin zurückdenkt! Hat er nicht den Platz, auf dem dies Opernhaus steht, mit pflastern helfen, damals als Steinsetzergeselle? Und jetzt die großartige Genugthuung, daß der Stern seiner Tochter dort, in der vornehmsten Loge nächst der königlichen, triumphierend strahlt, alle andern verdunkelnd!

Er hatte mehrmals versucht, Irmgard zuzuwinken, denn er war später gekommen, und sie hatten sich noch nicht begrüßt. Es gelang ihm nicht. Sie grüßte da und dorthin. Nur ihn schien sie zu überspringen. Und er war doch, weiß Gott, nicht schwer zu entdecken mit seinem vierschrötigen Korpus. Endlich nickte sie ihm zu. Er hob seine breite Steinsetzerhand mit dem schlappenden weißen Glacé darin und winkte zurück, zärtlich und zutraulich, wie er das seinem Kinde gegenüber gewohnt war; der große Brillant an seinem Finger funkelte dabei ganz gewaltig, und die helle Vaterfreude ließ sein feistes Gourmetgesicht fast sympathisch erscheinen.

Aber siehe da, sie hatte längst wieder den Kopf weg-

gewandt. Nur ein ganz leichter Gruß, nur eine ganz flüchtige Lächelgrimasse. Und das ist gerade gut genug für ihren Vater, während sie doch andern die volle Sonne ihrer Grüße leuchten läßt! Soeben noch einem jungen, windigen Kavalleristen — Potz Teufel, was ist denn das? Holla, sie schämt sich meiner! Weil ich keinen Orden habe und nicht Excellenz bin, nicht mal ein „vonchen" vor meinem Namen trage, oho! Entarten sie so, die Kinder? Der alte Achilles hat also recht, daß er sich über Irmgard beklagt. Na, warte! Er hat sich zwar stets seinen Kindern und deren Launen und Wünschen anzubequemen beliebt. Aber Zucht und Respekt, die hatte er doch immer aufrecht zu halten gewußt. Diese alte, bürgerliche Basis wollen wir doch nicht verlassen, um keines Ordens und keines „von" willen!

Er machte sich Bahn und trat bis dicht an die Sammetbrüstung der Loge heran: „Du, Irma!"

Sie hört nicht. Sie ist auch soeben in ein höchst amüsantes Geplänkel mit den Herren im Hintergrunde verwickelt. Die aus Ophir lacht ja, daß die Hühnereier von Brillanten auf ihrer Brust förmlich hüpfen!

„'n Abend, Irmgard!" sagte er lauter, gebieterisch, fast barsch.

Alle wandten sich um nach dem Rufer. Mein Gott, was ist denn das für ein Kerl?

Irmgard war zusammengefahren, sie blickte hinab, und Koppenberg sah deutlich, wie sie errötete unter dem Puder. Es war ihr offenbar unangenehm, ihr Fächer schwang erregt hin und her. Sie zwang ihr süßes Frätzchen zu einem Lächeln und legte ihr Händchen wie flehend auf seine große Steinsetzerhand, die bis auf die Brüstung heranreichte.

„Du," sagte er absichtlich laut, damit es alle hörten, „ich habe einen Tisch für uns oben zum Souper reserviert."

„Ich danke!"

Nicht „Vater", nicht „Papa"! Und was hat es für einen Kampf mit den Kellnern gekostet, um besagten Tisch für die Familie zu reservieren! Holla, sie will doch nicht

etwa ihren leibhaftigen Vater verleugnen? Es sieht ja fast so aus! Der Blick seiner cholerischen Augen wollte sie zur Rede setzen, sie wich diesem Blicke aus. Es ist die offenbare Revolte! Mit einer Energie, wie er sie in seinem rüden Metier, als er es noch ausübte, anzuwenden pflegte, klopfte er auf die Brüstung: „Willst du mich den Herrschaften dort vorstellen!“ befahl er.

Sie kannte den Ton dieser Stimme, so selten sie auch Gelegenheit hatte, ihn zu vernehmen. Papa konnte ungemein brutal werden, eine Scene scheut er nicht! Ihr Fächer rasselte wie erschreckt zusammen. Und sie war schon im Begriff, die Dame mit den Hühneraugenbrillanten, neben der sie saß, anzureden, um ihr ihren Vater vorzustellen: „Gestatten Excellenz ...“ als Fritz aus dem Hintergrund an die Brüstung herantrat, seinem Schwiegervater in gewohnter Herzlichkeit die Hand reichte, und, ohne sich vor den Herrschaften zu genieren, ihn mit „lieber Papa!“ anredete.

Fritz ist so. Ja, er ist ein guter Junge! Gerade weil er in seinem Wesen nach ihm, Koppenberg, geartet ist! Er hat sich immer gut mit seinem Schwiegervater gestanden, gewisse kleine Vorkommnisse in letzter Zeit abgerechnet — denn der Junge wütete ja förmlich mit seinen Ausgaben darauf los — aber sie, sie, was fällt ihr ein? Sie schämt sich ihres Vaters! Oho! Deshalb wird er auch zu gewissen Diners nicht zugelassen!

In diesem Moment sah er dies alles ganz klar. Holla, das verdiente eine Strafe! Und noch heute sollten ihr die Augen geöffnet werden, wie es um ihren Vater stünde — zur Zeit wenigstens. Er hatte ihr die Krisis, in der er sich befand, verheimlichen wollen — sie sollte ihr farbenschillerndes Schmetterlingsleben weiter dahinflattern, während er um seine Existenz ringt. Nun aber soll sie wissen! Sie soll, wie es einem Kinde geziemt, teilnehmen an den Schicksalen ihres Elternhauses! Das Aeußerste wird ja nicht eintreffen, er wird sich ja herausreißen, o, dafür ist er schon Manns genug! Er hat es, ehe er sich zur ersten Million emporgeschwungen, schon

öfter gethan. Schon öfter ist ihm das Wasser an die Kehle gestiegen, aber ein paar kräftige Schwimmstöße, so war er wieder obenauf. Aber gewarnt muß sie werden! Gestraft, geängstigt ...

Noch als er Fritzens Hand in der seinen hielt, beschloß er das. Als er sich eben wenden wollte, um zu gehen, ohne seine Tochter da oben eines Grußes zu würdigen, rief ihm Fritz nach: „Du, laß nur ja eine gehörige Batterie kalt stellen! Borchardt ist Traiteur. Sein Sillery extra dry ist pompique!" — wobei er laut mit der Zunge schnalzte —. „Auch leg nur ja Beschlag auf Hummern! Sie sind immer gleich weg!"

Neunzehntes Kapitel.

Fritz hatte recht gehabt: der Sillery extra dry von Borchardt war famos! Koppenberg kannte ihn noch nicht einmal, und er gratulierte Fritz zu diesem Sektverstand, indem er mit dem Stengelglase über den Tisch hin gegen seinen Schwiegersohn salutierte. Er hatte gleich am Anfang mehrere Gläser hinuntergestürzt, um sich in Laune zu setzen, denn das vorhin hatte ihn zu sehr erbost.

„Ganz pompique, Fritze, wie du selber sagst, nur etwas teuer!"

Wa—as? Ein Koppenberg findet den Sekt zu teuer? Der ganze Tisch horchte auf. Die „Bläserinnen", wie Koppenberg die drei Schwestern nannte, stutzten förmlich: es ist doch nicht sein Ernst? Oefter hatten sie ihn schon solche Scherze machen hören, und er sprach als Protz gern von den „armen darbenden Millionären".

„Aber, Papa!" rief Irmgard über den Tisch.

„Na, ja, du thätest das Doppelte bezahlen, du kannst es ja!" erwiderte er. Und vor seinem Blick, der sie scharf ansah, senkte sie ihre dunkeln Wimpern. Sie hatte ein böses Gewissen von vorhin. Aber sie würde als privilegierte Schmeichelkatze schon alles wieder gut machen!

„Ich seh' nicht ein," sagte Koppenberg, zu Tant'-Minchen gewandt, „warum unsereins nicht auch mal sparen soll — nicht, Frau Geheimerat?"

Tant'-Minchen hatte den Kampf mit einer großen Hummerhälfte aufgenommen. Die Schwierigkeit des Zerlegens echauffierte sie förmlich. Mein Gott, lohnt sich der Genuß auch? Es erforderte all ihre Geisteskräfte. Nur das Wort „sparen" elektrisierte sie. Sie schaute auf, sah Koppenbergs ihr zunickendes Gesicht und nickte wieder. O, er ist nicht mal der Schlimmste! Gleich fuhr sie wieder mit eingelegter Gabellanze gegen das rote Ungeheuer an. Allerlei Gedanken flogen ihr dabei durch den Kopf. Sie dachte an Brüderchen. Er sitzt jetzt in seinem Sorgenstuhl — es ist Mitternacht — aber sie weiß, er sitzt jetzt noch immer da, er hat keine Ruhe, weil sie ja nicht zu Hause ist! — sitzt und stöbert in der Zeitung und hängt seinen Marotten nach. Es konnte sie fast reuen, hierher gegangen zu sein!

Gleich darauf hatte sie eine Sorge ganz andrer Art, und sie wandte sich an Hertha.

„Duchen, ich weiß nicht, ob ich auch tief genug geknickst habe vor Ihren Majestäten —"

Schon viermal am Abend hatte sie durch diese Frage ihrem loyalen Herzen Luft gemacht.

„Aber Tantchen!"

„Wenn ich es nochmal zu thun hätte, würde ich mir es einüben. Ja, das thäte ich!"

Alle am Tische lächelten über die liebe, brave Einfalt. Irmgard konnte es nicht lassen, die Bemerkung fallen zu lassen, und sie war fast impertinent: „Freising, der Königliche Operntänzer, gibt ja Unterricht im Knicksen."

Da warf die Tante ihre Lammessanftmut ab, und die widerspenstige Hummerschere gleich einer Keule schwingend, schleuderte sie Irmgard die Replik hin: „Da müßtest du dir freilich das Lehrgeld wiedergeben lassen, denn im Grüßen hast du nichts profitiert!"

Das saß! Koppenberg rief; „Bravo, bravo!" und stieß mit ihr an. Und sie stürzte in der Freude, daß sie

doch auch einmal das richtige Wort getroffen, das ganze Glas hinunter.

Doch derlei Mißstimmungen und Wetterbildungen verwischte sehr bald der traditionelle Sorgenbrecher, der Sekt. Die Eiskübel mit den Silberköpfen flankierten die Ecken des Tisches, und die Herren Leutnants — außer Graf Tholen waren noch zwei Ingenieuroffiziere zugegen — wetteiferten im Einschenken, und wie überall, trugen sie pflichtschuldigst zur Belebung der Sitzung bei. Erzengel war nicht zu bewegen gewesen, teilzunehmen: „Ich liebe es nicht, freigehalten zu werden.“

„Und Hertha, Herr Engel?“

Er schüttelte traurig den Kopf und schlich abseits nach der Münchener Bierquelle.

Ringsum in malerischer Drängnis die vollbesetzten Tische, Schmausende, Zechende, Lachende, Plaudernde, viel Ordenssternenglanz und der Seidenschimmer schöner Frauenhälse und das Blitzen und Leuchten der Juwelen und das Strahlen begeisterter Frauenaugen. Wer thut da nicht mit? Auch macht es kühn, sogar unternehmend, solches Souper in der Ballpause!

So fiel es Graf Tholen, der natürlich neben Lizzie saß, plötzlich ein, sie um noch einen Tanz zu bitten. Sie stutzte. Auch ist es gegen denn sogenannten „guten Ton“, so oft miteinander zu tanzen, wenn man nicht verlobt oder verheiratet ist — aber seine Augen flehten.

„Ich weiß nicht, ob ich noch einen Tanz frei habe, Herr Graf,“ antwortete sie in dem Vibrierton, in dem Liebende miteinander verkehren. Sie nahm ihre Tanzkarte und reichte sie ihm hin.

Er prüfte sie. Triumphierend rief er: „O, da ist noch eine leere Stelle! Der letzte Walzer! Darf ich?“

Sie senkte zum Zeichen der Bejahung langsam und bedeutungsvoll die Lider.

Er hielt den zierlichen Bleistift in der Hand und zögerte noch.

„Sie besinnen sich wohl auf Ihren Namen, Graf?“ scherzte Hertha.

Da senkte er den Kopf, um die plötzliche Erregung seines Antlitzes zu verbergen, und kritzelte in Hast etwas nieder auf die leere Stelle. Dann legte er Bleistift und Ballkarte wieder hin. Lizzie wagte nicht, die Karte aufzunehmen, eine schier seltsame, ahnungsvolle Scheu ...

Koppenberg hatte noch eine herrliche Ananasfrucht auffahren lassen. Unter allgemeinem Amusement kamen die Hemden der Ministerresidentin von Honolulu aufs Tapet. „Ananashemden — großartig!“ rief Irmgard.

„Die möchtest du wohl haben, wie?“ höhnte Koppenberg.

„Ich werde dir welche zum Geburtstag schenken, Irmy!“ höhnte Fritz dagegen. „Sechstausend Mark das Stück — Bagatelle!“

„Ihr habt's ja, Kinder!“ rief Koppenberg.

Da rasselte das elektrische Signal zum Wiederbeginn des Balles, und alles erhob sich. Koppenberg jedoch zog es vor, sitzen zu bleiben. Der Sillery extra dry mundete ihm vorzüglich. Das Lämmerchenhüpfen da unten, man kann es immer noch genießen. Da setzte sich auch Fritz wieder hin. Koppenberg kennt das: Fritz benützt jede Gelegenheit, seines Schwiegervaters in einem Winkel habhaft zu werden. Er hat immer was zu beichten! Nie ist er ohne Anliegen. Aber er vermochte es nicht Fritz gegenüber, der doch das Ebenbild seiner selbst war, einen andern als den jovialen Ton anzuschlagen: „Na, heraus mit der Katze, mein Junge — wie viel diesmal?“

Fritz beabsichtigte einen Hauptcoup; er wollte dazu den Alten erst besonders weich stimmen: „Nicht scherzen, Papa! Diesmal kriegen wir es nämlich!“ Er kritzelte dabei verschmitzt und fast respektwidrig an dem Knopfloch seines Schwiegervaters, aus dem die schützende Gardenia herausgefallen war.

„Wieso?“ Es war Koppenbergs schwache Stelle. Er horchte begierig auf.

„Du weißt doch,“ erläuterte Fritz, „hast es jedenfalls gelesen, daß Ihre Majestät die Königin Miramolira von Mogrador nach Berlin kommt? Man hat sie mir natür-

lich aufgehalst. Ich muß sie fetieren. Sie haben dort einen wunderschönen Crachat —"

„Was ist das?"

„Crachat ist ein Großkreuz —"

„Eine famose Benennung! Es kommt wohl von cracher, was?" scherzte Koppenberg.

„Weil solchen Herrschaften das Verleihen von Orden so leicht wird wie unsereinem das Ausspeien, c'est ça! Na also, ein Crachat von einer Größe ... so!" Und Fritz hob einen Teller auf. „Natürlich mußt du ihn haben! Und wirst auch!"

„O, aber das hast du schon oft versprochen —"

„Diesmal stehe ich dafür, Papa! Sie hat einen ganz alten Mann, ihren Premierminister, es ist dort so Mode. Der kommt mit. Und — und —"

„Er wird diffizil sein, Fritze —"

„Wir machen ihn einfach bekneipt, und dann sag' ich ihm: crachez, monsieur! Und er wird cracher! Sonst hol' ihn der Teufel!"

Koppenberg schmunzelte: „Hast du noch etwas in der Pulle? Sonst: Kellner! Noch eine Sillery extra dry!"

„Zu Befehl, Herr Graf!"

„Aber es wird ein infames Stück Geld kosten, Papa. Ich meine die Bewirtung. Eine Königin, ich bitte dich!"

„Die hattet ihr noch nicht, was?"

„Drei afrikanische Könige, ja, doch schon, Papa — aber ohne Orden, weil doch da die Knopflöcher fehlen."

„Laß die Scherze!" Plötzlich ward das Gefühl wieder in Koppenberg lebhafter, daß er doch in der Krisis stecke. Der Crachat hatte ihn das wahrhaftig fast vergessen machen!

„Ein Stück Geld — na ja —" und er seufzte ganz deutlich.

„Was ist denn das?" dachte Fritz. Er spielte also einen neuen Trumpf aus: „Auch werde ich dafür sorgen, daß sie in deinem Hause ein Frühstück nimmt, die mit dem Crachat —"

Die Krisis und ihre Sorgen verblaßten wieder im Nebel.

„Prost, Papa!“ rief Fritz, und er rückte jetzt tambour battant auf sein eigentliches Ziel los. „Ein Skandal, denk dir, dieser Borchardt will nicht mehr liefern.“

„Wieso?“

„Na, weil die alte Rechnung noch nicht beglichen ist. Und wir gaben ihm doch eine Unmasse zu verdienen.“

Zum Beweise stürzte er sein Glas hinab und ließ gleich ein neues schäumen.

„Wieviel?“ fragte Koppenberg.

„Sag es niemand weiter, Papa!“ Und Fritz neigte sich gegen das große Ohr seines Schwiegervaters und nannte die Summe.

Koppenberg hüpfte förmlich auf vor Ueberraschung, und er stampfte das Sektglas auf den Tisch, daß der Stengel zerbrach.

„Potzwetter noch mal!“ rief Fritz. „Ich weiß! Sprich dich aus! Hau mich, wenn du willst! Aber weniger wird es nicht dadurch, Papa! Prost!“

Koppenberg stand auf. Er schwankte leicht. Er wollte einen Fluch ausstoßen, aber die Hoffnung auf den Crachat hielt ihm den Mund zu. Es flimmerte ihm vor den Augen.

„Wenn du diese Königin Mirri-Murri —“ seine schwere Zunge kam nicht über das Wort hinweg — „meinetwegen Mise—mise—mau — fetieren mußt, so muß ich wohl auch daran glauben!“

„Bon!“ sagte Fritz, nahm seinen Schwiegervater unter den Arm und zog mit ihm ab.

Als Tant'-Minchen mit Theodor, der sie führte, auf einem Ummwege durch das Vestibül den Saal betrat, ordnete man sich gerade zu der großen Française.

Die beiden Schwägerinnen, Irmgard und Antonie waren von einer Schar Herren umringt, aus der Diplomatenwelt jedenfalls, junge Kahlköpfe oder doch kahlköpfig rasierte Schädel, verwogene aristokratische Gesichter mit aufwärts gefaserten Schnurrbärten und Orden natür-

lich, viel Orden, um so größer, je jünger die Träger waren. Man schäkerte dort sehr lebhaft; die beiden Frauen, durch den Sekt animiert, lachten sehr laut, lauter, als es der Ort zuließ. Es machte ringsum Aufsehen. Denn der Saal hatte sich schon geleert, nachdem der Hof und die hohe Diplomatie sich empfohlen. Es mußten Scherze ziemlich gewagter Art sein, die man auf die beiden Damen herabplatzen ließ, denn sie wehrten sich kichernd, mit Rufen, mit Mienen — aber keine Möglichkeit zu entweichen, so fest umschloß sie der Ring. Einer besonders schien sich durch Verwogenheit hervorzuthun. Es war der Kaplöwe. Sobald er den Mund aufthat, gab es eine Lachexplosion. Theodor gefiel dergleichen nicht, absolut nicht. Er hat, wie die ganze Achillesart, immer auf Zucht und Decenz gehalten — das da aber sah fast kompromittierend aus! Andre Gruppen lachten ja auch, bekannte Schauspielerinnen, excentrisch und berüchtigt, bildeten dort den Mittelpunkt. Und mit diesen rivalisiert seine Frau, eine geborene Excellenz Bläser. ...

Runzeln zuckten auf der Stirn seines von der Bureauluft gebleichten Gesichtes, aber er sagte nichts, hielt noch an sich.

Jetzt trat man zum Tanz an. Die erste Figur war schon im Gang. Der Kaplöwe mußte mit Irmgard etwas ungemein Wichtiges zu verhandeln haben, er redete auf sie ein, eifrig, eindringlich, in widerlicher Lebemannmanier, während Toni auf diesen ihren Partner wartete. Es war unhöflich. Weniger einfach konstruierte Menschenkinder als die von der Achillesart hätten die helle Eifersucht in den Zügen der Wartenden gelesen. Ja, die! Sie ist schon lange da. Der Mann mit dem Sammethaar und den Stahlaugen spielte die eine gegen die andre aus. ... Alle sahen das, nur die Achillesleute waren blind gegen solche Finessen aus dem Kodex des Verführertums.

Endlich wurde es Toni zu arg. Ihr Antlitz flammte förmlich. Sie trat dicht an den Mann heran und schlug ihm mit dem Fächer auf die Schulter.

„O Pardon!“ und er wandte sich von Irmgard ab

und trat mit Toni in den Reigen ein. Gleich darauf lachte sie schon wieder, so sehr schien sie in seinem Bann zu sein.

Der Fächer! Und diese Vertraulichkeit! Es war jetzt für Tant'-Minchen der Moment zu reden. „Duchen," sagte sie zu Theodor, „daß du es doch weißt: keine Rede davon, daß ich ihr den Fächer geschenkt habe!"

„Das hast du nicht ..."

„Na, du glaubtest es doch selber nicht, Theodorchen! Er ist klobig teuer. Von Koch. Wie taxiert ihr mich? Aber du könntest sie mal fragen, von wem sie ihn denn hat? Ja, frag sie doch, frag sie!"

Und das zischelte sie fast hervor, so sehr hatte ihr selber der Haß gegen diese beiden Schwiegertöchter das Blut versetzt.

Er stierte sie an, fast entsetzt. Was ist denn das? Der Fächer ist nicht von Tant'-Minchen? Und sein Weib belügt ihn. ... Von wem denn? Von wem denn?

„Theodorchen, nicht aufregen!" bat sie, selbst erschreckt durch die Wirkung ihrer Worte. „Sprich mit ihr, ruhig, ganz ruhig! die andre ist schuld daran. Ja, die! Mach deine Frau los von der! Los, sag' ich dir! Sie ist eine häßliche, undankbare Kokette!"

„Ich weiß, was ich zu thun habe, Tante!"

Alle weiteren Erörterungen abschneidend, fast militärisch barsch, kam es heraus.

Graf Tholen hatte die Française nicht mitgetanzt. Aber unweit des Cercles, wo Lizzie tanzte, stand er und schaute ihr zu. Ja, seine Blicke verschlangen jede ihrer Bewegungen: ihr sylphenhaftes Hinundwiederschweben im Rhythmus der Melodie, ihr Gleiten und Schreiten, ihr Neigen und Danken, das Lächeln ihres Mundes, den Glanz ihrer Augen — der aber nicht ihm galt, nein, nicht ihm, denn sie wagte es nicht, auch nur die Spur eines Blickes nach ihm hinüberzusenden. Obgleich sie wußte, daß er da war! Sie fühlte das. Wie einen magischen Schleier fühlte sie seine Blicke über sich gebreitet. Nur

der Gedanke an ihn — alles andre war Schemen, war dunkel, sonnenlos, gleichgültig! Ja, sie fürchtete sich, seinem Blick zu begegnen; denn der würde sie stillstehen heißen mitten im Tanze, oder er würde sie den Cercle verlassen heißen, und sie mußte unwiderstehlich zu ihm hineilen.

Als die Française zu Ende war und sie sich mit Hertha wieder zusammenfand, gedachte sie der Tanzkarte, die er vorhin beschrieben. Sie hatte nicht gewagt, das zu lesen. Mein Gott — sein Name! Und sie hielt es für eine Entweihung, in Gegenwart andrer auch nur seinen Namen zu lesen.

Jetzt nahm sie endlich das Kärtchen und schlug es zitternd auf. Und da stand es, mit seiner kraftvollen, deutlichen Schrift, die sich von dem Gekritzel der übrigen abhob: „Ich liebe dich! Unaussprechlich liebe ich dich!"

Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen. Sie ließ die Karte zu Boden fallen und stieß einen halblauten Schrei aus.

„Was ist?" rief Hertha.

Sie wehrte stumm mit der Hand ab und ließ sich auf einen Stuhl unterhalb der Logenbrüstung hingleiten.

„Um Gottes willen, was ist?"

„Da lies, lies, Hertha!" Lizzie zeigte auf die Tanzkarte, die noch auf dem Boden lag. „Nein, gib sie schnell her! Nicht lesen!"

Ihr schwindelte, sie fuhr mit der Hand über die Augen: hat sie geträumt? Ach nein, nein, hat das nicht schon seit zwei Jahren in seinen Augen gestanden, und sie hatte es gelesen, vielhundertmal! Dennoch schwindelte ihr.

Der Saal mit seinen Kronleuchtern und Flammen, mit seinen wandelnden Paaren, seinen von Neugierigen besetzten Logen, seinem Gewühl und Gesurr und Gebraus verschwamm vor ihren Augen in nebelhafter Undeutlichkeit, sie fühlte um sich ein wirres Gewoge von Glanz und Tönen, aus dem nur das eine sich deutlich heraushob: „Ich liebe dich!" Sie glaubte zu vergehen, es überkam

sie wie eine wirkliche Ohnmacht. Plötzlich aus diesem Nebelgewoge sah sie sein Antlitz, und seine Stimme erklang dicht vor ihr: „Mein gnädiges Fräulein, darf ich um den Walzer bitten —"

Sie erhob sich schwankend, sagte nichts, nichts — vergaß selbst zu nicken; sie war ganz blaß.

„Ihre Antwort auf das da, mein gnädiges ..." flüsterte er atemlos, auf die Karte deutend.

Und wieder nichts, als daß sich ihre Blicke trafen, selig, überselig, und daß sich ihre halbgeöffneten Lippen stumm zulächelten.

Wie in einem Taumel, wie von Flügeln getragen, schwebten sie jetzt dahin. Nicht aufhören — immer so dahinschweben! — was kann es denn noch für ein Blühen geben, was für einen Glanz, was für eine Musik, was für einen Himmel außer diesem?

Plötzlich traf sie der Hauch seiner gesprochenen Worte dicht vor ihrer Wange: „Ja, ich liebe dich — dich ..."

„Ach und ich!" entfuhr es ihr sofort. So laut, so laut, wähnte sie, daß es die Musik übertönte. Der ganze Saal mußte es gehört haben. ...

Und morgen sollten es alle wissen!

Gleich nach dem Tanz, als sie in inniger Hingebung an seinem Arme hing, trafen sie auf Tant'-Minchen. „Sie soll die erste sein!" jubilierte Lizzie. „Tantchen, ach, denk dir!"

„Was, was, Kinderchen? Was, was?"

Tholen nickte, nickte herzhaft.

„Ist es? O Gott, wirklich? Endlich!" Und Tant'-Minchen umfing das Paar gemeinsam, so gut es ging, mit ihren kurzen Aermchen. „Endlich! Endlich!"

Bald darauf saßen sie mit Hertha in der zur Bierquelle umgewandelten Regiestube des Opernhauses an einem Tischchen.

„Kinderchen, Sekt kann ich nicht spendieren —" sagte die Tante, als der Kellner die Biertulpen hinsetzte. „Ich sage wie Koppenberg: dazu sind wir zu arm, wir Millionäre! Ah, ist da nicht Herr Engel?!"

Richtig, dort im äußersten Winkel saß er, hinter seinem Trank.

Tant'-Minchen stach ein Gelüsten: Verloben steckt an; warum nicht auch er und Hertha? Excellenz Bläser wird ohnedies schöne Augen machen! Da geht es in einem hin. Sie citierte also den Künstler an den Tisch heran. Zögernd folgte er. Er wollte ja den Rest dieses Abends versteckt bleiben, Hertha nicht mehr sehen, heute nicht mehr. Es ist ihm klar geworden: Die Kluft ist zu groß! Sie ist doch viel mehr Generalstochter, als er gedacht hatte. Hier merkt man's erst! Und er, er ist doch viel zu sehr — Nichttänzer — ja, so wollen wir es nennen. . . .

„Gratulieren Sie, Herr Engel! Verlobung!" rief Tant'-Minchen, auf das Paar zeigend.

„Himmel und Wolken!" entfuhr es Erzengel. Alles schaute sich um. Nach einem kurzen, starren Anklotzen streckte er dem Paare seine riesigen Tatzen hin. Dann ließ er sich auf den Stuhl nieder, wollte etwas sagen, that es aber nicht.

Tant'-Minchen kam ihm auch zuvor. Mit der verschmitztesten Miene, die sie wohl je in ihrem Leben aufgesteckt, grinste sie ihm in das Rubensgesicht und fragte: „Na?"

Weiter nichts. Aber er verstand. Und die andern auch.

Er zuckte die Schultern, ward glührot — er fühlte, wie ihm das Herz bis zum Halse pochte. Dann mit plötzlichem Entschluß hob er das Seidel, setzte an und schüttete den Inhalt bis zur Neige hinab. Als wenn er damit jeden Versuch einer Antwort auf jenes „Na" hinwegschwemmen wollte.

Es ginge eben nicht! Er hätte nicht den Mut! Er fände ihn nie! Auch kann er eine Frau ja noch gar nicht ernähren. Zuerst müßte doch seine Löwengruppe fertig geworden sein — und sie müßte einen Preis erhalten oder doch mindestens einen Käufer gefunden haben — auch hielt er es für unerläßlich, daß er, bevor er es wagte, um eine Generalstochter anzuhalten, wenigstens — tanzen ge-

lernt hätte! Und das wollte er noch — Frau Erich Achilles, die würde es ihm vielleicht beibringen!

Ganz erleichtert durch diesen Entschluß, bestellte Erzengel ein neues Seidel. „Der Stoff ist großartig, nur daß sie ihn polizeiwidrig behandeln!“ meinte er.

„Ein komischer Kauz!“ dachte Tant'-Minchen. Ganz klug wurde sie doch nie aus ihm!

Ein kavalleristisches Signal von der Orchestertribüne verkündete den Schluß des Balles. Der Saal begann sich allmählich zu leeren. Tant'-Minchen sollte die Nacht bei Excellenzens schlafen, und sie fuhr mit den Mädchen in einer Droschke zweiter Güte nach der Eisenacher Straße. Es war reichlich Schnee gefallen, doch die Luft jetzt klar und still.

Schweigend fuhren sie eine Weile. Plötzlich sank Lizzie an Tant'-Minchens Brust: „Ach, Tantchen!“ Jubel und Angst zugleich lag in dem Ruf. Die Angst vor Papas Entscheidung.

„Was denn, mein Kindchen?“

„Morgen wird er kommen und mit Papa sprechen. O Gott! Aber nicht wahr, Tantchen, du wirst ihn vorbereiten? Du wirst ein Wort einlegen für uns? Wenn Papa ‚nein‘ sagte, ich ertrüge es nicht. Ich glaube, ich wäre im stande zu fliehen —“

„Mit ihm?“

„O, Tantchen, er ist doch aktiv, es wäre Desertion. Aber ich! Ich bleibe nicht in Berlin. Ich nähme eine Gouvernantenstelle an, irgendwo — in Buenos-Ayres ...“

„O Gott!“ fuhr die Tante auf — diese entsetzlichen überseeischen Namen! „Das wirst du nicht, Lizziechen!“

„Wenn du uns beistehst, Tantchen, wenn du uns deinen Segen gibst ...“

„Aber Lizzie!“ rief Hertha, die gegenüber saß, verweisend.

Tant'-Minchen schlang wie schützend und segnend ihren Arm um Lizzies Nacken. Was hat Hertha aber solchen Ruf auszustoßen? Nun ja, Tant'-Minchens Segen — hat sie den nicht schon gegeben? Oder — oder — meint

Hertha etwas andres, und sie verbietet ihrer Schwester, darauf anzuspielen? Sie meint doch nicht etwa, daß die ganze Hoffnung dieses Paares auf Tant'-Minchens klingender Beihilfe beruhte? Die Zulage ... und morgen, wenn sie sich ein Herz faßt und für das Paar bei Excellenz Fürbitte thut, so wird diese Zulage zur Sprache kommen — Excellenz Bläser ist so gerade heraus. Er wird direkt auf die Sache los gehen. Was soll sie thun? Sie wäre am liebsten aus dem Wagen gestiegen und lieber zu Fuß nach der „Ochsenzunge" zurückgelaufen.

Und vor dem Gespenst dieser Unterredung, die ihr jedenfalls das Innerste umkehren würde, empfand sie jetzt eine bangere Sorge, als selbst Lizzie vor Tholens Kommen. Auch schlief sie nicht. Es war aber nicht das schmale und harte Schlafsofa schuld, das man ihr im „Diätenzimmer" zurecht gemacht hatte, nein, es war die Zulage! Die Mädchen hatten ihr den Mechanismus des Sofas erklärt. Gewisse Bewegungen dürfe man nicht riskieren, sonst drehte sich die Matratze in ihren Scharnieren rundum. Die Zulage! Im späten Halbtraum wähnte sie, daß die wundersame Matratze — übrigens nach einer Angabe Bläsers konstruiert — sich plötzlich wendete und sie mitsamt ihren chimärischen Reichtümern ins Bodenlose versänke ...

Fritzens sollten auf dem Kurfürstendamm übernachten, und sie fuhren mit dem Papa in dessen Equipage, Koppenberg verspürte ziemlich stark den Sillery extra dry nebst der daraufgesetzten „Abkühlung" durch Hofbräu. Er lehnte stark prustend in seiner Ecke. Verschiedene Male setzte er an, um etwas zu sagen; es gelang ihm nicht. Er hatte sich doch vorgenommen, Irmgard die Lektion für ihr Verhalten in der Loge zu erteilen, und er wollte die Kinder zu seinem und ihrem Besten auf diesem Nachhausewege einmal einen Einblick thun lassen in seine wahren Verhältnisse. Aber die Aussicht auf den Besuch der westindischen Majestät und die Hoffnung auf den Crachat hießen ihn schweigen. Es würde sich ja alles entwickeln. Zuerst die Königin — Miri—Miri — ein verdammter

Name, glatt zum Ausgleiten! — Dann wollen wir weiter sehen!

Nur als sie über den Opernplatz fuhren, platzte er mit der Bemerkung heraus: „Das Pflaster hat sich doch gut gehalten — bravo, bravo! — gut gehalten hat es — hat es sich — bravo! —" und zu Fritz gewandt —: „Ich habe es nämlich selber — mit diesen meinen Händen habe ich es ..."

Und er schlug mit seiner Steinsetzerpranke Fritz so kräftig aufs Knie, daß nur der weiche Pelz den letzteren davor bewahrte, laut aufschreien zu müssen vor Schmerz.

„Da — da an dem Blücherdenkmal — ich weiß noch — wie wir da Mittag machten —"

„Vater!" rief Irmgard drohend. In der Trunkenheit entwischten ihm solch greuliche Reminiscenzen! Jetzt nach dem Ball!

„Na ja, mein Püppchen — nur nicht zimperlich! — nur nicht genierlich — könnte wohl mal wiederkommen, daß ich — daß ich — mein Mittag — dort auf dem Trottoir ..."

Entsetzt hielt Irmgard ihrem Vater den Mund zu. „Du legst dich jetzt in die Ecke und schläfst!" befahl sie schrill und wütend. Er gehorchte, und indem seine Zunge noch ein paarmal über dem Namen der westindischen Majestät ausglitschte, schlief er endlich ein.

Irmgard aber saß mit großen, offenen Augen. Was sind denn das für Bemerkungen jetzt? Auch macht Papa, wenn er nüchtern ist, ähnliche Anspielungen .... mein Gott, mein Gott! Das Wilmersdorfer Quartier soll er doch losschlagen, in Bausch und Bogen, wenn es ihm denn solche Sorge macht und die Laune verdirbt ...

Aber das war es nicht allein! Plötzlich flutete eine Angst über sie hin, etwas Neues, Unerklärliches, das sie bisher nie gekannt. Heiß rieselte es über ihren ganzen Körper, während die eisige Schneeluft durch das offene Fenster ihr ins Antlitz wehte ...

Theodor Achilles und seine Frau benützten ebenfalls

eine Droschke zur Nachhausefahrt. Sie waren noch mit mehreren Kameraden in einem Kaffeehaus gewesen. Und seltsam, er, gerade er hatte diesmal nicht wie sonst zum Aufbruch gemahnt, obwohl ihn doch morgen wieder die Arbeit erwartete, die einen klaren Kopf erforderte. Als wollte er das, was beabsichtigt war, dadurch noch länger hinausschieben.

Er hatte mit Toni seit jener Française nur wenige Worte gewechselt, Gleichgültiges, die Garderobe und ähnliches betreffend. Sie waren bis jetzt keine Minute allein gewesen. Aber sie wußte, daß etwas kommen mußte zwischen ihnen! Sein Antlitz hatte etwas seltsam Steinernes, trotz der belebten Unterhaltung, die man mit den Kameraden im Kaffeehaus geführt. Sie hatte immer wieder seinen Blick gesucht, der war aber beharrlich ausgewichen. So hatte sie Zeit gehabt, sich zu wappnen für das Rencontre, das kommen mußte.

Nachdem sie einige Straßen entlang durch den lautlosen Schnee dahingefahren waren, schweigend, ohne daß etwas sich an ihnen rührte, begann er in dem gemessensten Ton, mit dem heuchelnden Aufwand äußerster Ruhe: „Du bist mir eine Erklärung schuldig —“

„Bitte!“ stieß sie aus, kurz und kühl.

„Bitte!“ wiederholte er. „Du trägst Schmuckstücke, deren Herkunft ich nicht kenne —“

„Daß ich nicht wüßte — ach so, den Fächer?“

Sie versuchte ein paar Lachtöne auszustoßen, es gelang ihr nicht.

„Jawohl, der Fächer — er ist nicht von Tant'-Minchen!“

„Ja, hast du denn einen Moment geglaubt, daß Tant'-Minchen solchen Fächer verschenkte?“

Und diesmal wirbelten wirklich ein paar höhnische Lachnoten über ihre Lippen.

„Ich bitte, nicht dieses respektwidrige Lachen, wenn von dieser Frau die Rede ist!“

Sehr streng und militärisch bestimmt kam es heraus.

„Wie du befiehlst!“

„Ich bitte nur — ich befehle nicht — mir offen zu sagen, woher dieser Fächer stammt."

„Ich habe ihn redlich gewonnen —"

„Und davon weiß ich nichts?"

„Bei einem Vielliebchen pflegt man doch gestrenge Ehegatten nicht zu Rat zu ziehen."

„Ein Vielliebchen — so? Von diesem — diesem englischen Windhund? Und wenn er das noch wäre! Nein, ein lächerlicher Kerl, der sich seiner Muttersprache und seiner deutschen Abkunft schämt —"

„Darf ich bitten, wenn du von ihm redest . . ."

„Oho, du nimmst dich seiner an? Du wirst den Fächer zurücksenden!"

„Den Fächer?"

„Ja, den Fächer!"

Sie schlug das Streitobjekt, das in ihrem Schoße gelegen, weit auseinander und begann, sich damit Luft zu fächeln.

„Mach ihn zu! Ich wünsche ihn nicht mehr zu sehen! Sofort!"

Sie fuhr trotzdem fort, sich zu fächeln. Ihre Augen funkelten herausfordernd über den im Zugwinde flitternden Rand von feinen Federchen. Es reizte ihn und seine Beherrschung versagte.

„Auch wirst du diesen Umgang aufgeben!"

Sie klappte den Fächer zu und starrte ihn an, zwischen ihren Brauen wetterten drohende Fältchen. Sie schlug mit dem Fächer auf ihre flache Hand. Es klang wie: Nein, das werde ich nicht thun!

Dies taktierende Aufklirren brachte ihn zum Aeußersten.

„Gib ihn her!" befahl er.

Noch einige Herzschläge stummen, trotzenden Zögerns, dann reichte sie ihm den Fächer, nein, halb nahm er ihn selbst. „Bitte, thue ihm wenigstens nichts!" höhnte sie. „Er kann nichts dafür!"

„Wie ich diesen Fächer zerbreche — weiß Gott, so zerbrech' ich . . ."

Er vollendete nicht. Ein jähes, krachendes Splittern —

er hatte das wunderhübsche Kunstwerk schon mitten entzwei gebrochen.

Sie stieß einen Wutschrei aus.

„Ich wünsche nicht belogen und betrogen zu werden! Du kennst mich noch nicht!"

Seine Augen flammten. Dergleichen hatte sie nie an ihm gesehen.

„Du drohst mir?!"

„Nein, nochmals, ich bitte dich nur — ich beschwöre dich, Toni — laß es dir eine Warnung sein!"

Aber ihr Blick fiel auf die Trümmer des Fächers in seinen Händen. „Ich bin kein Kind!" trotzte sie. „Bitte, was wolltest du sonst zerbrechen — was?" Ihre Stimme flackerte.

Auf seine Bitte antwortete sie mit solchem Spott!? Mit einem Ruck schleuderte er die Stücke des Fächers, die noch lose durch den Stoff aneinander hingen, durchs Fenster hinaus. Sie schlugen gegen einen Laternenpfahl und klatschten dumpf in den Schnee.

„Theodor!" schrie sie.

Als wenn er soeben das Glück ihrer Ehe jäh zerrissen und die Stücke auf das Pflaster geschleudert hätte ...

Sie sank in die Ecke zurück und preßte ihre Hände vor die Augen.

Und von ihrer beider Lippen kam kein Wort mehr. Schweigend fuhren sie durch die nächtliche Stille. Immer unheimlicher, immer verhängnisvoller dies Schweigen! Jetzt erreichten sie das Koppenberg-Quartier. Nur die einsam flackernden Laternen belebten das verschneite Gefilde. Und die leeren Häuser, aus deren Fenster der Bankerott lugte, glotzten sie an dem grauenden Wintermorgen gleich Gespenstern an.

Zwanzigstes Kapitel.

Antonie schreckte aus einem nervösen Traumschlafe auf. Es war ein Splittern und Krachen, so laut, als wenn Balken brächen — sie hatte von dem Fächer geträumt, den Theodors Hände zerbrachen ... sie blickte zur Seite; sein Lager war leer und überhaupt nicht angerührt. Ach so, ja, er war gar nicht zu Bett gegangen, heute früh, und es war kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt worden seit der Scene gestern abend! Sie hatte noch lange wach gelegen, ankämpfend gegen die bleischwere Müdigkeit, sie hatte den Morgen grau und fahl, dann bleich heraufdämmern gesehen. Und immer noch hatte sie das leise Knarren seines Schrittes in den Stuben vernommen. Was rumort er denn? Warum begibt er sich nicht zur Ruhe? Warum muß der Bursche geweckt werden? Und was gibt es da so lange zu flüstern? Endlich wird es still — er muß sich in den Kleidern auf ein Sofa geworfen haben, fern von ihr....

Und jetzt ist er noch nicht auf, nur von der Küche her hört man das Geklapper von Geschirr und das Schüren des Herdes. Die Wohnung still, unheimlich still, von der Straße und vom Hofe kein Laut, der Schnee dämpft jedes Geräusch. Sie wollte versuchen, von neuem einzuschlafen, als sie aber den Kopf ins Kissen schmiegte, war das Splittern und Krachen des Fächers wieder da. ...

Eine plötzliche Angst ließ sie aufspringen. Nein, nicht Angst — das war es nicht — wovor denn auch? Nein, es war Trotz, Trotz, ihm zu zeigen, daß sie ganz munter, und daß ihr der Ball und die Nachhausefahrt ganz gut bekommen ist. Während sie sich ankleidete, versuchte sie sogar den Walzer aus dem „Obersteiger“ von gestern Nacht zu trällern — sie hielt aber bald inne, es fröstelte sie; es waren die dünnen, auf dem Spann durchbrochenen Ballstrümpfe, die sie aus Versehen angelegt hatte — billige Ware! Und dort, unordentlich über die Stühle hinweggeworfen, lag der ganze übrige Ballstaat —

alles so einfach, fast ärmlich — wenn sie an den raffinierten Luxus dachte, den Irmgard gerade in solchen Dingen trieb! — An dem Fähnchen von einem Ballkleid hingen buchstäblich die Fetzen herab, und die künstlichen Blumen waren zerknittert. Wie häßlich, solches Erwachen!

Sie schlüpfte in die Pantöffelchen, trat ans Fenster und schlug den Cretonnevorhang zurück. Von dem jenseitigen Hausflügel her glotzten sie die leeren Fenster mit ihren schwarzen Scheiben an. Und über dem grauen Zink der Bedachung lastete ein grauer Schneehimmel, schwer wie ein Pfühl. Sie schlug die Vorhänge wieder zu. Lieber die fahle Dämmerung der Stube!

Wieder überlief sie ein Frostschauer. Im Schlafzimmer pflegte kein Feuer angezündet zu werden. Sie entschuldigten es vor sich selber mit Abhärtung — aber es war nur die Scheu vor dem teuren Kohlenverbrauch. Sie zog sich die Kordeln des bordeauxroten Wollenschlafrocks — er hatte nun diese Saison endlich auch ausgedient! — fester um die Taille und öffnete resolut die Thüre. ... Aussprechen mit ihm! Den Konflikt wieder aufnehmen, ihn zuspitzen, ihn siegreich zu Ende führen, nicht anders — er hatte ja gestern abend nur erst begonnen. ... Sehr kampflustig schritt sie den dunkeln Korridor entlang nach vorn.

In Theodors Zimmer, das noch nicht aufgeräumt war, stand auf dem Schreibtisch die Kaffeeumsturzmaschine von Blech, eine Reliquie aus Theodors Junggesellenzeit. Er hatte sich also selber seinen Kaffee bereitet, wie das schon öfter geschehen war, wenn er früh fort mußte. Auf dem Sofa ein unordentliches Gewühl von Decken; dort hatte er jedenfalls die Nacht verbracht. Und keine Spur von ihm selbst! Er war fort, im Dienst jedenfalls.

Halt, dort neben der Kaffeemaschine liegt ein Zettel mit Geschriebenem. Für sie? — Sie griff gierig danach, durchflog die Zeilen, ließ das Papier wieder sinken. Es war ein Befehl vom Artilleriekomitee, daß er heute früh nach dem Schießplatz zu Meppen abzureisen hätte. Und natürlich war er abgereist.

Wie damals, ohne Lebewohl! Aber das damals war doch nur ein Schabernack gewesen, den ihnen die Eisenbahn gespielt. Der Groll von damals war nur eine Spielerei, und gleich die ersten Briefgrüße und -küsse hatten die Verstimmung beseitigt.

Nicht denkbar, daß er nicht wenigstens ein Wort hinterlassen haben sollte! Keinen Gruß, das war ausgeschlossen, aber doch eine trockene Notiz, Geschäftliches, Wirtschaftliches betreffend — nur ein mechanisches Lebenszeichen. ... Und sie suchte, suchte. Theodor pflegte nach Achillesart peinlich auf Ordnung zu halten, die Akten und Mappen und Schriftstücke lagen in gewohnter Rechtwinkligkeit auf dem Tisch. Aber kein Wort von ihm an sie ...

Nach dem, was geschehen! Nach einer solchen Aussprache! Noch gellen ihr seine scharfen, befehlsartigen, feindlichen Worte in den Ohren. Und sie hatte nicht einmal erwidert, wie sie erwidern sollte. Das letzte Wort war ihm geblieben, und das war das Zerbrechen eines kostbaren Ballfächers gewesen. Geflohen ist er mit dem Triumph dieser Brutalität ... eine ungeheure Wut packte sie. Sie bäumte von dem Sitz empor, auf den sie gesunken. Als wenn sie ihm nachsetzen wollte. Ihn zur Rede stellen — ihm zu sagen, nein, hinschleudern, was sie ihm gestern schuldig geblieben war. Aber fort, fort — und es wird acht Tage dauern, bis er zurück ist. Bis dahin all den Zorn in sich verschlucken müssen! O, sie wird ihm das nicht verzeihen, nie! Er hat recht gehabt: wie er den Fächer in Stücke brach und die Trümmer gegen den Laternenpfahl schleuderte, so hat er auch etwas andres zerschmettert — den Frieden ihrer Ehe.

Krieg! Krieg fortan!

Wieder sank sie auf den Stuhl, sie ballte die Fäuste in die Augen und brach in Thränen aus. Heftig, leidenschaftlich. Thränen des Zornes — ein schnell verrauschender Sturzbach. Dann das leisere In-sich-hineinwinseln mit dem Aufschluchzen eines Kindes, das gestraft worden ist. Ja, die unglaubliche Kränkung! Wie ein ungezogenes

Kind ist sie gemaßregelt worden! Man hat ihr das Spielzeug, daß sie nicht haben soll, zerbrochen. Ich bin kein Kind mehr! Ich weiß selber, wie ich mich zu benehmen habe! Die Ehe ist keine Sklaverei: hier der Sklavenhalter mit der Peitsche, dort die Leibeigene, die zu gehorchen hat — weiter nichts! In allen Büchern, soweit der gelbe Einband reicht, ist das betont. Alle proklamieren die Befreiung, Emanzipation, offenen Aufruhr! Ja, den! Er will ihn haben? Nun wohlan!

Heute aber zur Tagesordnung übergehen, es ist das einfachste! Sie begann sich im Hausstand zu beschäftigen, stöberte in Winkel hinein, wo sie sonst in Monaten nicht hinkam. Sie war absichtlich laut dabei; der Bursche und das Mädchen sollten nicht merken, daß ihr irgend etwas auch nur im geringsten die Laune trübte. Abermals versuchte sie ein Lied zu trällern. Aber sie fühlte die Blicke des Mädchens, das hinter ihrem Rücken sie anzüglich anstarrte. Ja, hatten die beiden sich nicht soeben ein Zeichen des Einverständnisses zugenickt? Gar eine Grimasse? Mag die gnädige Frau noch so krampfhaft darauf los trällern, o, sie wissen schon! Dienstboten sind nicht so dumm, wie die Herrschaft glaubt — sie wissen, wie es steht: Krieg im Haus! Sie fuhr den Burschen an, fuhr gelegentlich das Mädchen an: „Lotterigkeit soll nicht einreißen im Haus!“ Und während sie umherfuhr und eine plötzlich erwachte Wirtschaftlichkeit heuchelte, stieß sie auf die Spuren ihrer eigenen Lotterigkeit. Ja, jawohl, Theodor hatte recht gehabt, daß er ihr zuweilen Mangel an Hausfrauensorglichkeit vorwarf. Nein, er hatte nicht recht! Es lag an ihm! Er hat sie nicht zu nehmen verstanden! Mit seiner Pedanterie hat er ihr die Freude an der Häuslichkeit verleidet.

Ja, so ist's! Ach was da, was soll man sich ärgern! Leicht muß man das Leben nehmen! Tändelnd, trällernd. Sie wollte Toilette machen. Dann wollte sie ihre Chaiselongueecke aufsuchen und über dem neuen Roman von Bourget alles, alles vergessen. . . .

Sie saß vor dem Toilettentisch, einem ungemein

primitiven Möbel. Theodor hatte es selber gefertigt: man nimmt eine alte Kiste, in die man die Beine steckt, Cigarrenkästchen dienen als Schiebladen, das alles mit Stoff und Gardinenfetzen bekleidet — so sehen manchmal die Toilettentische von Offizierstöchtern und -frauen aus! — Der grelle Reflex der Schneeflächen da draußen prallte mit unheimlicher Deutlichkeit gegen sie an, als sie vor dem Spiegel saß. Man sieht nicht gut aus am Morgen nach einem Ball; Fältchen zeigen sich, die sonst nicht da sind, die Haut hat eine graue Farbe, die den berühmten Blondinenteint Lügen straft; der sonst so herrliche Goldglanz der Haare will heute nicht leuchten, und diese blauen Ringe um die Augen! — sie verschob den Spiegel, so daß das Licht ihn nicht mehr direkt traf.

Aber diese Augen selbst, o, sie sind noch im stande zu blitzen — zornig zu sprühen.... hat nicht erst noch heute nacht jemand ihnen enthusiastisch Lob und Preis gesungen — jemand, der sich aufs Blitzen und Funkeln versteht, ein Kenner von Brillanten, ein Kenner von Frauenaugen? Schwärmte er nicht noch heute nacht von der Seidenweichheit ihrer aufgelösten Haare, davon er eine Welle durch seine Finger hatte gleiten lassen, wie er sich rühmt....

Es klingelte, sie fuhr zusammen. Ein Telegramm von Theodor? Oder gar er, der andre selbst, der Kenner von Brillanten und Frauenaugen? Er käme gerade zur rechten Zeit ... und dabei flackerten ihre Augen fast unheimlich. Die Rache — nein, nur ein Versuch, die Süßigkeit der Rache zu kosten, nur eine Generalprobe davon....

Es waren Graf Tholen und Lizzie, die kamen, um sich als Verlobte vorzustellen. Was war denn Papa Bläser anders übrig geblieben, als „ja" zu sagen? Und es hatte nicht einmal der Fürsprache von Tant'-Minchen bedurft.

Antonie empfing das Paar mit erheuchelter Herzlichkeit. Es war auf dem Visitensprung. „Wir sind schon ganz schwindlig von Angratuliertwerden," lachte Lizzie. Sie schwamm in Wonne und Seligkeit. Sie war süß und

lieblich; zu andrer Zeit hätte Toni an diesem herzigsten aller Bräutchen ihre helle Freude gehabt. „Wie schade, daß Theodor nicht da ist," sagte sie, „er kann sich so nett freuen!"

„Ja, das kann er!" rief Antonie mit einem höhnenden Ton, und ihr Blick fiel auf das Futteral des Fächers, das dort auf dem Klavier lag.

Lizzie stutzte; sie zeigte auf das Futteral und fragte: „Du hast ihm doch gesagt, von wem?"

Antonie nickte: „Er weiß alles, und er hat sich so darüber gefreut, daß — daß der Fächer ihm in den Händen zerbrach."

Lizzie, die jetzt die Welt durch einen rosa Schleier ansah, stieß ein zerstreutes „O!" aus. Sie hatte gar nicht einmal ganz zugehört; die Blicke des Grafen, die seligkeitstrunken auf ihrem Antlitz ruhten, hatten ihre Sinne verwirrt. „Zerbrochen? Aber schade! Die Herren sind so ungeschickt. Ja, das seid ihr!"

Hierbei gab sie ihrem Verlobten mit dem schmalen Händchen einen Schlag auf den Arm, und sie ward rot dabei. Denn vorhin in der Droschke, da sie durch das menschenleere Schneegefilde fuhren, wäre ihr hübscher, neuer Schirm, den sie sich wie ihre ganze Toilette von ihrem Lehrerinnengehalt erstanden hatte, ebenfalls fast entzwei gegangen, so stürmisch hatte Tholen den Tribut von ihren Lippen gefordert.

Dieses Turteltaubenwesen junger Leute ist gar nicht zum Ansehen! Antonie nahm ihre Schwester gleich darauf beiseite: „Ist es wahr," fragte sie wichtig und mütterlich, „daß Tant'-Minchen euch die Zulage bewilligt hat?"

„Tant'-Minchen — uns?! Aber Toni! Wie kommst du darauf?"

„Na, ihr habt doch darauf gerechnet?"

„Wir hätten? — Was du denkst, Toni!" Und es fuhr ein Schatten über das vom Glück verklärte reizende Gesichtchen. „Wir lieben uns — wir gehören uns an! Alles andre findet sich. Ja, wir lieben uns!" rief sie enthusiastisch.

Der Ruf galt Tholen, als bedürfte es dessen Bestätigung! Gleich war er auch schon an ihrer Seite und hatte ihre Hand erfaßt. Und kaum wendete Toni den Kopf, so lag auch schon das Köpfchen des Bräutchens an seiner epaulettebewehrten Schulter.

Es ist wirklich nichts mit ihnen anzufangen! Ist nicht das Glück ein Eintagstraum, und man genießt ihn am besten nach Schmetterlingsart wie sie beide?!

Gut, daß sie gingen! In der Thür bestellte Lizzie noch einen Gruß von Tant'-Minchen. Antonie fürchtete, diese könnte kommen und mit ihrer Altjungfernneugier die Situation beschnüffeln. „Sie ist noch bei euch, wie?“ fragte sie ihre Schwester.

„Heut in aller Frühe schon fort. Onkelchen bedürfe ihrer dringend. Papa hat sie nur ganz flüchtig begrüßen können.“

„Ausgekniffen!“ dachte Antonie. Und diese Angst und dieser Kampf um die Zulage kann einen wirklich lachen machen. Wie klein, wie erbärmlich ist das alles, und wie eng dies Turteltaubenglück der beiden, das nichts begehrt als das Bewußtsein von Mein- und Deinsein. ...

Welch eine andre Welt dagegen, die dort in den gelben französischen Büchern! Und was für elende Stümperei treiben wir hierzulande in Herzenssachen! Wie dort die Leidenschaften das Haupt heben und ihre Locken schütteln und sich Bahn machen, rücksichtslos dahinschreiten über Vorurteile, geheiligte Satzungen und derlei alten ausgespielten Komödienkram hinweg. ...

Es ist das herrliche Lied von der Majestät des „Ich“, das jetzt die Jugend anstimmt, und über das sich die Alten, die von der Achillesart, so entsetzen!

Für den Rest des trüben, schneetaumelnden Wintertages flüchtete sich Antonie also in diese Welt. Sie lag auf der Chaiselongue, ließ sich sogar das bißchen Essen dorthin bringen, um zu nippen — nur lesen, lesen — vergessen! Bis ihr die Augen brannten und das Gehirn wie in einem Rausche wirbelte.

Willkommen die Betäubung! Noch willkommener der

Schlaf, den sie früh am Abend aufsuchte, nachdem der Müden das Buch, aus dem sie das betäubende Gift gesogen, aus den Händen gesunken war.

Mitten in der Nacht, aus der wilden Jagd chaotischer Traumscenerieen, fuhr sie plötzlich empor. Mit einem Angstschrei, der jäh in der Stille gellte. Sie hatte Theodor dort liegen gesehen, zerschmettert im braunen Heidegras, zu Füßen des zersprungenen Riesengeschützes. Es war der Traum, der sie fast immer heimsuchte, wenn ihr Gatte auf Schießversuche fort war. Solche Bilder von Zerstörungen waren ihr ja geläufig vom Vater her, in ihrem eigenen Speisezimmer war in einer Bilderreihe die Wirkung der Granatkolosse auf Panzertürme dargethan. Unglück geschah ja zuweilen auch dabei. Oft schon war sie so aufgeschreckt — aber nicht mit solchem Schrei. Denn deutlicher als sonst hatte sie ihn diesmal liegen gesehen, den flehenden, schmerzstierenden Blick seiner Augen auf sie gerichtet. . . .

Und sie konnte diesen Blick nicht los werden, nicht in dieser Nacht, nicht am Morgen, wo sie von neuem unter dem unheimlichen Bann aufgeschreckt war. Immer die Augen des Zerschmetterten auf sie gerichtet. . . . Es erstickt das lustige Trällern, mit dem sie sich bemüht, die Harmlose zu spielen — ja, zwischen die Seiten der gelben Romane schleicht es sich ein, und wenn sie ein Blatt umschlägt, gleich starrt ihr der schreckliche Blick entgegen.

Es ist ja gespenstisch, und man muß dessen Herr werden! Nicht hier in der Wohnung. Man muß sich zerstreuen! Hinaus nach Villa Irmgard! Dort geht es immer amüsant zu, dort steckt keine Rute hinter dem Spiegel, dort findet Kopfhängerei keinen Einlaß.

Und siehe da, nur bis an das Coupé des Wannseezuges begleitete sie die gespensterhafte Vision. Mit dem Pfiff der Lokomotive war sie verflogen.

Sie hatte Toilette gemacht, was eben bei ihren kläglichen Mitteln Toilettemachen genannt werden konnte, denn man kann nie wissen, wen man dort trifft.

Sie eilte natürlich an Villa Auguste vorüber. Das

fehlte gerade noch, daß man sie mit guten Lehren traktierte, mit Anspielungen und andern moralisierenden Unverdaulichkeiten! Und das Gesicht, das der alte Griesgram jetzt immer aufsteckt! Seine Redeweise wird immer knurriger, immer unausstehlicher der prüfende Blick seiner wassergrauen Augen: Ja, jawohl, Herr Geheimer Revisor, ich stecke nun einmal voller Fehler! Ich will voller Fehler stecken!

Vorsichtig, damit sie von drüben nicht gesehen würde, schlüpfte sie durch die Gartenpforte. Die gnädige Frau wären zu Hause, erwarteten sogar Gäste, hieß es. Gut! Toni pflegte hier im Hause, da sie doch die Verwandte war, über die Flausen der Dienstboten hinweg durchzudringen bis zur Herrschaft. So auch heute. Als sie das Musikzimmer durchschritt, kam ihr Marie, die Zofe, nachgetrippelt. Die gnädige Frau wären also aus; Franz, der Diener, hätte falsch gemeldet. Und dabei glitt dem Mädchen ein gewisses ganz feines, spitziges Lächeln über das hübsche Gamingesicht hin. So lächeln Dienstboten, die den Befehl haben, etwas ihre Herrschaft Betreffendes zu verheimlichen — Marie ist nicht umsonst früher bei einer durch ihre Abenteuer bekannten Schauspielerin in Stellung gewesen.

Toni sah das Mädchen groß an. Dahinter steckt etwas! Und die Eifersucht raunte ihr zu: er ist da — der Mann, der ihr den kostbaren Fächer geschenkt ... und sein Besuch wird von Marie verleugnet?! Holla, das wollen wir doch sehen!

„Ich danke!“ warf sie dem Mädchen herrisch hin. „Ich werde warten!“ Achselzuckend entfernte sich die Zofe: Ich habe meine Pflicht gethan! Soll etwas aufeinander platzen, so geschieht es ja doch!

Auf dem Flügel in der Mitte des in Creme und Gold ausgemalten Zimmers lagen Noten offen. Sie warf, von Neugierde gestachelt, einen Blick darauf. Es waren die wundervollen spanischen Liebesduette von Brahms. Irmgard pflegte sie mit Brandenstein zusammen zu singen. Es klang sehr temperamentvoll zusammen, und die beiden

Partner ernteten damit immer Beifall. Bei ihm, bei Brandenstein, war dies Temperament an dieser Stelle etwas Echtes; denn heute noch wie vor zwei Jahren schmachtete der alte Geck in dem Banne seiner schönen Nachbarin. Noch immer, trotz des Spottes, den er zu erdulden hat, trotz der Gardinenpredigten seiner Frau, der jetzt einundzwanzigfachen Großvaterschaft zum Trotz, glimmen die Schlacken seines Künstlerherzens — ja, hie und da züngeln gar die offenen Flammen heraus.

Der war also dagewesen! Ist es noch? Und ihn hatte Marie verheimlicht? Undenkbar! Sie hätte fast aufgelacht über die Lächerlichkeit der Vermutung.

Sie stieß die Thür zum kleinen Speisezimmer auf. Fritz pflegte nicht zu Hause zu dejeunieren, aber es war immer für ihn mitgedeckt, Toni kannte genau die Gewohnheiten des Hauses. An dem runden Tische, der inmitten des dunkel gehaltenen, ganz mit Gobelins ausgestatteten Raumes stand, war gespeist worden. Zu zweien. Noch war nicht abgeräumt, Apfelsinenschalen lagen auf den feinen Sèvrestellerchen, in den Weingläsern waren noch Reste, die Servietten hingeworfen, die schweren Ledersessel abgerückt in der Hast des Aufstehens.

Also zu zweien! Doch siehe da, hinter dem wundervollen Blumenkorb in der Mitte des Tisches war noch ein Gedeck, unangerührt, mit steif aus dem Teller aufbauschender Serviette. Es war Fritzens Gedeck, und der ist ja um diese Zeit immer im Dienst. Ja, der Blumenkorb war wunderschön, den ganzen Raum erfüllte er mit seinem eigenartigen exotischen Duft. Es sind Orchideen, die aus Rosen und Flieder ragen. Irmgard ist gewiß an kostbare Blumenspenden gewöhnt, aber Orchideen von solcher phantastischen Seltenheit weiß nur ein gewisser Jemand zu beschaffen, ein Zweig voll Dolden kostet einen lächerlichen Preis. Berlin pflegt solche Extravaganz nicht zu bezahlen, und Mister Schulze bezieht sie direkt aus London, dem Paradies der Orchideenzüchterei.

O sie, Toni, hätte auch schon solche Sträuße haben können! Sie hatte aber gebeten: „Lieber nicht! Würde

Theodor nicht wie ein Wüterich darüber hergefahren sein? Nur den Fächer hat sie ins Haus gelassen, und er war legitimiert vor aller Welt: ein Vielliebchen!

Bei Irmgard aber prangt der Strauß offen auf dem Speisetisch. Und unter der Duftwolke, die er aushaucht, haben sie gespeist, sie und er! Warum nicht? Man nennt es „Hausfreund“ in der großen Welt. Man hat mehrere. Mit dem einen singt man feurige Liebesduette — das ist der Ungefährliche — mit dem andern speist man im Duett. Warum soll man nicht mit lieben Freunden Duette speisen, vor aller Dienerschaft, und ist nicht als Schutz wenigstens das Couvert des Gatten da?

Das alles ist nach dem Codex der gelben Bücher von lächerlicher Harmlosigkeit — — nur daß es ihr, die jetzt an dem Speisetische steht und seine Geheimnisse enträtselt, fast den Atem versetzen will. . . .

An den kleinen Speiseraum stieß ein Rauchzimmerchen für Damen, eine besondere Caprice von Irmgrad, die der Cigarettenleidenschaft frönte, sogar eine Manila nicht verschmähte. Etwas sehr Molliges, ganz mit goldigem Leder ausgestattet, mit phantastisch geformten Sitzgelegenheiten; auf den Tischchen, gleichfalls von gepunztem Leder, standen sehr seltsame Rauchutensilien, japanische Ungeheuer und Pariser Figurenwerk von etwas leichtfertigem Gepräge. Hier war unlängst geraucht worden; das Etui mit russischen Cigaretten, das einen Bucheinband vorstellte, stand geöffnet, daneben zwei winzige Mokkatäßchen von Puppengröße. Und über dem Tischchen wogte ein flaches bläuliches Wölkchen.

Also auch hier sind sie gewesen!

Eine Glasscheibe trennte den Raum von dem Wintergarten, dessen dunkles saftiges Grün hereindämmerte. Jetzt war die Scheibe vom Wasserdunst leicht beschlagen, nur an einzelnen freien Stellen zeigten sich die zackigen Blätter der Palmen oder das Filigran der Farne deutlicher.

Toni horchte, stand vorsichtig an der angelehnten Thür des Eßzimmers. Klirrte da nicht der Kies unter Tritten? Nein, der Papagei ist es, der unter seinem Palmendach an dem Kettchen rasselt.

Zu dumm, hier zu stehen und die Lauscherin zu spielen! Warum geht sie denn nicht hinein und überrascht das Paar? Was ist da zu überraschen? Vollkommene Harmlosigkeit; man darf doch noch da drinnen die Pracht der eben in Blüte stehenden Kamelien und Azaleen bewundern mit einem guten Freund und Tischgast! Tonis Phantasie war durch das Ereignis mit dem Fächer, durch die nervösen Träume, durch das Gift der gelben Lektüre so erhitzt, daß sie jetzt überall Katastrophen witterte.

Horch, flüsterten nicht Stimmen? Nein, das feine Geriesel und Geplätscher des Springbrunnens dort drüben ist es. . . .

Da gellte ein Lachton auf. Etwas zwischen Lachen und Aufschreien. Irmgards Stimme und nun auch die des Mister Schulze. . . .

Toni kennt diese genau: oft genug hatten sich die beiden Damen über seine gutturale Art, das Deutsche halb englisch zu sprechen, amüsiert. Der Papagei sprach ähnlich. Was hatten sie ihn deswegen geneckt! Aber diesmal ist es etwas andres als Necken. Sie unterhalten sich eifrig, ein kurzes Wortgeplänkel, er redet auf sie ein, sie erwidert ihm halb kichernd. Jetzt ein Ruf — eine Abwehr, eine Entrüstung — was geht vor dort? Durch den schleierartigen Wasserdunst der Scheibe sieht Toni, wie das Blatt einer Palme, das unversehens berührt worden war, schwankt und unruhig auf und ab nickt.

Wenn man sie sehen könnte! Mit vorgebeugtem Kopf lugte sie — vorsichtig: wenn sie jemand überraschte! Aber wie angeklammert an die Thürschwelle fühlte sie sich. Wie gelähmt. Warum pocht ihr das Herz so? Es ist die Eifersucht! Warum beben ihr die Glieder? Hinter der Eifersucht steckt noch etwas andres — der Neid. Warum besitze ich keinen Wintergarten mit Palmen und Papageien und rieselnden Springbrunnen? Warum gehe ich nicht dort spazieren mit einem guten Freund nach Tische? Wenn ich reich wäre, dürfte ich mir das und andres ruhig erlauben, und niemand fände was darin. Da ich aber eine Offizierstochter bin und nichts habe, so wird mir alles

als Verbrechen angerechnet, selbst ein geschenkter Fächer. Bin ich nicht ebenso schön wie die da? Die hat weder Figur noch Haare. Aber die Toiletten, die Juwelen — ein kostbarer Rahmen reißt das ganze Bild heraus — und die großartige Sicherheit, die der Reichtum verleiht — man kann das alles wagen! Keck sein darf man, Cigaretten rauchen, verfängliche Worte und Scherze handhaben und mit überlegenem Kichern allen Kühnheiten eines Kaplöwen begegnen.

Und jetzt erst, an dieser Stelle, empfand sie die Demütigung, die gerade in der Wahl des kostbaren Fächers bestand. Ihr, der andern, bietet er solchen nicht an, weil es ihr nicht im geringsten imponieren würde, weil sie selbst eine Kollektion davon, wie von allen Kostbarkeiten besitzt, weil sie überhaupt aus ihrer Koppenbergschatulle jeden Preis für irgend eine Annehmlichkeit des Lebens zu zahlen in der Lage ist. Aber Blumen, Londoner Orchideen, damit läßt sie sich von ihm Boudoir und Eßtisch schmücken. Liebt er sie denn? Und sie? Ach, sie hat ja ihren Mann, den guten Kerl! Auch weiß man bei ihr nie, was Scherz, was Ernst ist. „Liebt" ist auch nicht das richtige Wort. Was denn? In den gelben Büchern nennen sie es zwar so. Bei uns heißt es „Cour machen", manchmal unter Approbation der Herren Ehemänner. . . .

Ach, man nenne es, wie man will! Die Sache ist da und nicht zu leugnen. . . .

Antonie aber, die sich Fächer schenken läßt, weil sie nichts Ordentliches darin besitzt, die demütigt er, mit der treibt er sein Spiel! Es gibt Lebemänner — sie hat davon gelesen —, die es darauf absehen, sich ihrer Erfolge rühmen zu können. Möglichst vieler! Ganze Don-Juan-Listen! Mag auch der Ruf derjenigen, die man auf der Renommierliste führt, in Stücke gehen. . . .

Wenn man sie wenigstens sehen könnte! Halt, dort schwankt abermals ein Palmzweig, und jetzt, in einer freien Stelle der Glasscheibe, wie wolkenhaft umhaucht von dem Wasserdunst, der an der Scheibe haftet, erscheinen ihre beiden Köpfe. Ganz kurz nur, im Vorüberschreiten; da

waren sie auch schon wieder in der Wolke verschwunden — nur noch ein undeutliches Huschen ... Es war wie eine Vision. Was hatte sie gesehen? Ihren Kopf, der sich gerade nach rückwärts bog, in ihrer bekannten kätzchenhaften Schmiegung nach rückwärts bog zu ihm hin, dessen kugelartiger Schädel mit dem schimmernden Sammethaar sich zu ihr neigt. O, Antonie kennt das: er hat immer etwas zu flüstern. Er thut immer intimer, als es in Wirklichkeit der Fall ist; es ist gut für die Renommierliste. Aber hier gibt es doch kein Rühmens. ...

Sie sind beide sehr guter Laune; ihr volles, sonnenscheiniges Lächeln, wobei all die gerühmte Pracht ihrer weißen Zähne in Parade gestellt wird — seine süßlich unternehmende Grimasse, die der unheimlich bannende Blick seiner glitzernden Augen beherrscht — und sie meint seine Worte zu vernehmen, die bekannten Redensarten, oder ist es etwas Neues, etwas Kühneres? ... So scheint es, so scheint es. ...

Doch es kommt jemand. Eiligst flüchtet sie von der Thür fort, um nicht bei dem häßlichen Lauschen erwischt zu werden. Es ist Marie. Es gibt etwas Eiliges. Die Taugenichtsmiene von vorhin ist verschwunden, und wie sie die Frau Hauptmann bemerkt, stutzt sie —

„Was ist?"

Marie zögert, starrt sie an.

„Nun, was ist denn? Sagen Sie doch!"

„Ich wollte die gnädige Frau ... es ist nach dem Herrn Legationsrat geschickt worden."

„Von wem?"

„Herr Legationsrat soll schnell kommen!"

„Ist jemand krank? Der Herr Geheimrat? Die Frau Oekonomierat?"

„Nein, die nicht, gnädige Frau!"

„Nun, so sprechen Sie doch! Wer denn?"

Das Mädchen zögerte immer noch, starrte sie immer noch an. Soll sie reden? Besser nicht! Und an ihr vorüber eilte sie nach dem Wintergarten.

Die nicht? Wer denn? Mein Gott, wer denn? Und dies Anstarren der Person ...

Ohne Irmgard oder die Auskunft des Mädchens abzuwarten, stürmte sie hinaus. Wer denn? Doch nicht ... Der Atem stockte ihr. Zwei Minuten darauf — so war sie geeilt — riß sie an dem Glockenwerk, das an dem Gartengitter von Villa Auguste angebracht war. Sie hatte nicht einmal gesehen in ihrer Angst, daß die Pforte geöffnet stand. Weil man doch sonst immer klingeln mußte.

Herrgott, wer denn? ...

Alwine erschien in der Hausthür. Sie konnte sich nicht beherrschen, gleich Marie; sie schlug die Hände zusammen und hob sie wie flehend empor, stürzte Antonie entgegen, hielt plötzlich inne auf dem Fliesengang: „Der arme Herr Geheimrat!“ schluchzte sie.

Also doch er?! Die Aerzte hatten im vorigen Jahre einen gewissen Herzfehler entdeckt ...

Aber als sie in die Stube trat, stand er da, aufrecht. Stand am Tisch, die Knöchel auf die Platte gestemmt, und diese Knöchel bebten so, daß man es pochen hören konnte — ein fieberndes Hämmern. Auch sein Kopf wackelte, während sein Rückgrat vergebliche Anstrengungen machte, sich aufzurichten. Denn das war herabgekrümmt nach der Tischplatte zu, und die Augen starrten auf einen Zettel, der dort lag; die Falten desselben zeigten, daß es ein Telegramm war. Die Sinne funktionierten erschreckend klar in solchen Momenten, und so erinnerte sich Toni später, daß sie das, was dort lag, sofort als ein Telegramm erkannt hatte, trotz ihrer Angst.

Tant'-Minchen war um ihren Bruder bemüht, mit halb schluchzenden, halb flehenden Worten, er solle sich setzen, nicht so dastehen, wenigstens setzen! „Sag doch ein Wort! Albrechtchen, nur ein Wort!“ jammerte sie. Aber er stand noch immer da, mit den hämmernden Knöcheln, stierte das Telegramm an wie abwesend ...

Tant'-Minchen hatte Antonien nicht bemerkt, trotz des Hereinstürzens, so sehr war ihre ganze Sorge auf den Bruder konzentriert.

„Papa!“ preßte Antonie hervor.

Da ging endlich ein Ruck durch die zusammengeduckte Gestalt des alten Mannes. Seine Blicke vermochten sich endlich von dem verhängnisvollen Papier loszulösen, sein Rücken richtete sich auf, und die Knöchel standen jetzt fest auf der Platte. Und das Rechenfehlerauge zwinkerte in mechanischer Angewohnheit! Ob sie weiß? Ob man es ihr schon gesagt hat? Er entdeckte sofort die sprachlose Angst, die flackernde Frage in ihrer Miene. Und er gab sich noch einen Ruck, wollte die Arme nach ihr ausstrecken. Doch da versagten ihm die Kräfte, er sank in den Sessel, aus dem er sich vorhin erhoben hatte, durch die Unglücksnachricht aufgeschnellt. Jetzt streckte er wirklich die Arme nach ihr aus: „Mein Kind, mein armes Kind!“ brachte seine bebende Stimme hervor.

Sie brach zusammen, vor seinen Füßen. Er fing sie in seinen Armen auf. Es brauchte keine Erklärung, sie wußte: es war Theodor, und das Telegramm meldete, daß er verunglückt war! Hatte sie ihn nicht seit gestern nacht deutlich dort liegen gesehen, auf der Heide, in seinem Blute, zerschmettert neben dem zersprungenen Geschützrohr?

Und so war es, so meldete in schonender Weise das Telegramm der Kruppschen Verwaltung aus Meppen.

„Es ist ja nicht das Allerschlimmste, Tonichen! So hör doch,“ beschwor sie Tant'-Minchen, jetzt in verdoppelter Sorge um beide. Der Alte hielt den Kopf der Dahingesunkenen umklammert mit seinen bebenden Händen. Noch war kein Laut über ihre Lippen gekommen, ein Krampf hatte ihr das Herz gepackt wie mit einer Faust.

„Nur verwundet, schwer verwundet, Tonichen ...“

Aber Toni wußte es anders. Sie sah ihn liegen, liegen, und jetzt waren seine Augen geschlossen und blutlos sein vom Schmerz entstelltes Antlitz ...

Plötzlich ließ die Faust von ihrem Herzen los, und der Krampf hörte auf; mit einem jähen, gellenden Schrei schlug sie beide Arme in die Höhe und ließ sie niederfallen auf die Kniee ihres Schwiegervaters.

„Mein armes Kind!“ stöhnte der alte Mann ein

übers andre Mal. Galt es seinem verunglückten Sohn? Galt es der nunmehr Verwaisten zu seinen Füßen? Galt es seiner eignen zertrümmerten Hoffnung? Theodor war immer sein Stolz gewesen, er schlug am meisten in die Achillesart, er war ein echter Achilles geblieben, und es war durch seine Heirat nichts an seinem innersten Wesen verändert worden. Er war seinem Vaterherzen nicht entfremdet worden, weder durch ein unleidiges Protzentum, noch dadurch, daß er sein Leben an eine Person gefesselt, die nach allen guten Traditionen nicht in die Familie hineingehörte. Und nun zertrümmert dieser letzte Stolz seiner alten, kränklichen Tage ...

„Mein armes Kind ...“ Und es that so weh, den alten Mann bittere Thränen vergießen zu sehen.

Zwei Stunden darauf saß die Gattin des Verunglückten in dem Zuge, der sie nach dem Ort der Katastrophe bringen sollte. Excellenz Bläser, dem ebenfalls ein Telegramm zugekommen war, hatte sich erboten, seine Tochter zu begleiten, Antonie hatte aber allen Beistand abgewiesen. Als wenn etwas von der militärischen Tapferkeit, die ihres Blutes war, in ihr erwacht wäre. Sich aufrichten in der Gefahr! Sich gestählt fühlen durch Unglück! Hier gilt es zu handeln, nicht zu jammern! Nicht Worte, nicht Thränen, sondern Thaten! Liebe und Treue, was davon noch aufrecht steht — nichts andres! Ja, all das andre, das in diesen beiden Jahren ihrer Ehe ihr Herz umgarnt und fast vergiftet, Bücherthorheit und Lebenslüge und Neid und Begehr nach dem weltlichen Flittertand, ja all die erbärmliche Tändelei des großen Jahrmarkts, danach es freventlich ihre Hände gelüstet hatte, dies alles mitsamt dem Trotz und der kindischen Kampfansage der letzten Tage versank und verschwand und verwehte wie schwüler Nebel, und nur eines stand jetzt klar und fest und deutlich vor ihr: die Pflicht!

Wie unsagbar langsam der Zug dahinschlich! Wie unsagbar langsam die Bilder der Gegenden, die der Zug durchrollte, sich verschoben und veränderten vor ihren Augen! Starr blickten sie, thränenlos. Und ein Gefühl, das sie

die ganze Zeit über nicht verließ: als wenn sie hinausspringen müßte, um schneller hinzukommen! Daß sie ihn noch lebend träfe, noch einen Blick aus seinem brechenden Auge erhaschte, einen Blick, der bedeutete: „Verzeihung!“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Reichshauptstadt hatte nun die Ehre, die Königin Miramolira VI. von Mogrador nebst ihrem Excellenzgemahl, dem Premierminister, in ihrem Weichbild zu beherbergen. Seit einigen Tagen wehte die Flagge mit dem blauen Pelikan über dem Dachfirst von Schloß Bellevue, dort wo das königliche Hofmarschallamt die Potentaten von außereuropäischen Gewohnheiten und zweifelhafter Sauberkeit unterzubringen pflegt. Natürlich gab es zu Ehren der interessanten Gäste eine Parade in Potsdam, wobei die Riesenkerle von der Garde unter ihren hohen Blechmützen beim Vorbeidefilieren sich kaum des Grinsens erwehren konnten. Doch mit gewaltiger Majestätswürde salutierte die kleine Königin, die auf dem Vordersitz des Galasechsspänners thronte, mit ihrem gelblich nervösen Wauwaugesichtchen, das ziemlich herrschsüchtige Stumpfnäschen in die Luft gereckt, während das theatermäßig wuchtige Diadem bedenklich auf dem künstlich aufgetürmten Friseurgebäude ihres dunklen Wollenhaares schwankte. Ihr gegenüber auf dem Rücksitz das verhutzelte Excellenzmännlein, das unter der glitzernden Pracht des Großcrachat vom blauen Pelikan fast zu verschwinden drohte, nur daß sein übrigens schlau genug aussehendes Spitzmausgesicht, von bläulichweißem Kranzbart eingerahmt, über die Dekoration hinausragte; der allzeit schnodderige Berliner Witz behauptete, es wäre dies ohne Zweifel der Großpapa des neuen Schimpansen, der jetzt im Zoologischen Garten das Publikum amüsierte.

Neben ihm ragte der wegen seiner riesenhaften Körpergröße berühmte Premierleutnant von Seltz-Fachingen von

den Alexandern empor, der als Ordonnanzoffizier zu Ihrer Majestät kommandiert war. Nichts spaßhafter für die Kameraden, als den unerschütterlichen Ernst zu beobachten, mit welchem der durch seinen Humor in der Garnison wie in der Lebewelt so beliebte Offizier sein mit einem lanzenhaft steifen Schnurrbart bewehrtes Schwerenötergesicht zu Ihrer Majestät hinüberneigte, um ihr das Manöver zu erläutern. Mit demselben, des großen Pelikans erster Klasse sicheren Eifer erläuterte er auch das lodernde Brandexercitium der Feuerwehr, geleitete er die Herrschaften auf den Rathaus- und andre Türme — nur daß Seiner Excellenz dabei bedenklich der Atem versagte — hetzte er sie durch alle Museen, Panoptika und Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt, als wenn geheime Orde vorläge, die Gäste durch ein Uebermaß gleichsam wegzugraulen. Denn Seine Excellenz wenigstens wäre in seiner Gebrechlichkeit diesen Ansprüchen nicht gewachsen und würde sicherlich zur Abreise drängen!

Zur Verzeiflung des Hofmarschallamtes aber erklärte Ihre Majestät, nicht eher abreisen zu wollen, als bis sie die größte Sehenswürdigkeit in Augenschein genommen, nämlich Bismarck. Professor Schweninger setzte zwar dieser königlichen Laune seinen hartnäckigen leibärztlichen Widerstand entgegen, und keine Aussicht auf einen Crachat vermochte ihn zu bewegen, seinen weltberühmten Pflegling für den königlichen Besuch sichtbar zu machen. Vergeblich suchte ihr Herr von Seltz vorzuhalten, daß gerade Fürst Bismarck es gewesen, der das zu einer Kohlenstation im westindischen Archipel so besonders geeignete Mogrador zu Gunsten Deutschlands zu verschlucken beabsichtigt hatte — sie wollte und mußte Bismarck sehen! Hierbei ein herrisches Aufstapfen ihres winzigen Kreolinnenfüßchens — und wenn sie Wochen und Monate hier in Berlin auf eine Audienz warten sollte! Natürlich machte der schreckliche Kammerherrenwitz den Vorschlag, man möchte inzwischen das exotische Schaustück an Castans Panoptikum vermieten — das würde jedenfalls ein Riesengeschäft dabei machen!

Unterdes drängten sich die Photographen um den

Vorzug, die Königin und ihren Gemahl abkonterfeien zu dürfen, und es regnete Hofphotographentitel auf die Herren von der Dunkelkammer herab. Herr von Seltz, um sie zu beschäftigen, redete ihr zu, sich malen zu lassen, und er empfahl ihr den zur Zeit modischsten Porträtmaler, der noch jüngst das entzückende Bild von den kaiserlichen Prinzen geliefert — Erich Achilles. O, sie war nicht ganz ohne einen Anflug von Bildung, die kleine Königin, und so fragte sie Herrn von Seltz, ob der Betreffende etwa von einem gewissen Feldmarschall Achilles abstamme, der vor einer gewissen Reihe von Jahren eine gewisse Festung Troja erobert habe. Herr von Seltz glaubte diese Frage aus majestätischem Munde entschieden bejahen zu müssen. Die Königin fand dies sehr interessant, und natürlich würde der Abkömmling des tapferen Peleïden die Ehre haben, sie zu malen!

An einem Vormittag im Februar hielt also die Hofequipage mit Miramolira VI. vor dem Hause in der Kleiststraße, wo sich das Atelier von Erich Achilles befand. Herr von Seltz-Fachingen half dem niedlichen Persönchen aus dem Wagen — es wäre für ihn eine Leichtigkeit gewesen, die gesamte Majestät, den Gemahl mit einbegriffen, einfach aufzupacken und die vier Treppen hinaufzutragen. Denn Seine Excellenz fragte auf der zweiten Etage bereits sehr ungnädig und wieder ganz außer Atem, ob sich die Aussicht lohne —, eine offenbare Verwechslung mit einem der bereits genossenen Aussichtspunkte. Hinter ihnen her wurde die große Galaschleppe der Königin von Hofbediensteten heraufbefördert. Man hatte für ihren Transport eines besonderen Wagens benötigt, von solcher pompösen Länge war dies Emblem westindischer Landesmütterlichkeit, und so schwer der Stoff und sein Besatz. Einem tropischen Ungeheuer gleich kam die Schleppe ins Atelier gewälzt. Sie erregte gleich nach den ersten Präliminarien der Ausstattung eine gewisse Schwierigkeit, indem Herr Erich Achilles in seiner bekannten Offenheit, die schon oft und an wichtigeren Stellen angestoßen hatte, gegen Herrn von Seltz die Bemerkung that, er wäre kein Stoffmaler. Aber

die schöne und liebenswürdige Frau des bereits sehr verwöhnten Malers beseitigte diese anfängliche Mißstimmung dadurch, daß sie selber die massigen Falten der Schleppe zu Füßen der zu malenden Figur drapierte, ohne daß eine Beeinträchtigung des zukünftigen Kunstwerks zu befürchten war.

Wie schön sie ist, diese Malersgattin! Wie freundlich! Wie klug! Und Ihre Majestät konnte sich nicht versagen, zur Bekräftigung dessen einen ihrer Flüche loszulassen, an denen die mogradorische Sprache so reich ist. Sie redete von da an Frau Achilles nur noch mit „liebes Kind" an und zog sie auch außerhalb der Ateliersitzungen in ihre Gesellschaft. Natürlich wurde diese Gunstbezeigung von den Zeitungen gewissenhaft registriert. Auch Albrecht Achilles stieß auf die Notiz. Zu einer andern Zeit hätte er gestutzt, und vielleicht wäre sein halsstarriger Familientick dadurch ins Wanken geraten, eine Schwiegertochter, die vor aller Oeffentlichkeit mit einer Königin spazieren fährt und von dieser mit der Anrede „liebes Kind" beehrt wird. Aber der alte, schwer geprüfte Mann hatte jetzt andre Sorgen. Denn noch immer lauteten die Nachrichten von der Lazarettbaracke des Schießplatzes zu Meppen, wo Theodor von seiner Frau gepflegt wurde, sehr bedenklich. Täglich kamen Berichte von Toni. Und siehe da, während Albrecht Achilles mit zwinkernden Augen die etwas kritzliche Schrift prüfte, glaubte er deutlich den Herzschlag der jungen Frau zwischen den Zeilen pochen zu hören. Also hat sie doch ein Herz! So hat sie es also zu verstecken gewußt ...

Wir besitzen von der Hand der Königin selber eine Art Tagebuch, in dem sie die Eindrücke ihres Besuchs an den europäischen Höfen in ihrer naiv-nervösen Art niedergelegt hat. Uns interessieren hier nur die Stellen, die sich auf die Achillesgeschichte beziehen:

„Ich bin sehr glücklich! — Dies seit mehreren tausend Jahren die unveränderte Devise der mogradorischen Könige. Ich werde gemalt. Der Maler ist ein Nachkomme des berühmten Generals Achilles. Man muß sitzen, aber wenn

der Nachkomme des berühmten Generals es haben will, so muß man aufstehen. Und wenn ich niesen will, so muß ich ihn um Erlaubnis bitten. Er ist sehr streng. Ich bin sehr glücklich! Ganz Europa wird mein Porträt bewundern. Prembescha liebt so was nicht, er sagt, die Berliner haben einen bösen Blick, auch werden sie es verhexen, sie nennen es ‚Witz'. Prembescha möchte fort. Ich bleibe. Ich werde mein Porträt Bismarck schicken, und er wird sagen: ‚Komm!'

„Die Frau des Achilles ist die schönste in Berlin. Berlin ist der Kopf von Deutschland, und Deutschland ist das Herz von Europa. Ich liebe sie. Sie spricht englisch. Aber sie ist liebenswürdiger als alle Engländerinnen. Sie glänzt wie Gold. Sie ist stolz wie der Kronrubin von Mogrador. Sie sieht aus wie eine Prinzessin. Sie sagt, sie ist es nicht. Ich werde sie zur Prinzessin machen. Sie sagt nein. Warum nicht? Sie wünscht zu bleiben, wie sie ist.

„Ich bin sehr glücklich! Ich spiele mit ihren Kindern. Es sind Zwillinge. Herr von Seltz sagt, Zwillinge ist die Mode in Deutschland. Herr von Seltz weiß alles. Er ist sehr gelehrt. Alle sind sie es hier. Die Zwillinge sind schön wie ihre Mutter. Ich wollte, ich hätte welche. Herr von Seltz sagt, man kann welche kaufen. Man läßt es in die Zeitung drucken.

„Ich bin sehr glücklich! Prembescha will auch gemalt werden. Aber nicht so flach. Rundum, in weißem Stein. Oder in Gold. Sie nennen es hier ‚aushauen'. Ich übersetzte es Prembescha. Er will trotzdem ausgehauen werden. Es ist hier ein Erzengel, und er haut himmlisch aus. Wir besuchten ihn. Er sieht nicht wie ein Erzengel aus. Er trägt eine Schürze. Er ist ein schöner Mann. Er stottert. Er wird rot wie ein Sonnenuntergang. Er haut Löwen aus. Er haut auch Affen aus. Prembescha will wie ein Löwe ausgehauen werden. Erzengel wird ihn als Löwen aushauen. Ich bin sehr glücklich! —

„Am Freitag sind wir zum Fest bei einem andern Achilles. Es soll der Bruder sein. Sie heißen hier fast

alle Achilles, sagt Herr von Seltz. Darum siegen sie auch so viel. Ich bin sehr glücklich! Ich werde auch ein Museum haben. Ich werde mein Bild aufstellen, wie in Dresden die heilige Madonna. Und die Zwillinge müssen unten stehen und zuschauen. Prembescha wird als Löwe draußen auf der Treppe stehen. Hier vor dem Museum reitet ein Löwe ein Pferd. Prembescha soll auch ein Pferd reiten. Bismarck reitet immer Pferde. Man kann hier ein Museum kaufen. Es heißt Koppenberg. Ich werde es kaufen. Prembescha will nicht, aber ich will! Ich bin die Königin! Ich bin sehr glücklich!

„Donnerstag. Wir haben kein Geld mehr. Das Schiff ist ausgeblieben. Aber man kann hier Gold zu kaufen kriegen. Für einen Orden geben sie hier viel Geld. Für einen Orden geben sie ihr Leben. Für meinen Pelikan erster Klasse kann ich einen ganzen Haufen haben. Es ist hier einer, natürlich auch Namens Achilles, der sich auf Gold versteht. Ein Alter. Ich werde ihn fragen. Seine Schwester ist die reichste Frau von Berlin, und Berlin ist das Herz der Welt. Es ist eine Tante. Man betet sie an. Alle Tanten hier sind reich und werden angebetet. Sie wird mir einen Crachat abkaufen. Sie muß! Sie wird mir hunderttausend dafür geben ...“

Trotzdem der Verkauf der Galerie Koppenberg an die Königin von Mogrador nicht vorwärts rücken wollte, denn noch immer war das bewußte Schiff nicht eingetroffen, machte doch ihr Besitzer den großartigsten Aufwand, um das Fest bei seinem Schwiegersohn so glänzend wie möglich zu gestalten. Ganz Berlin sollte davon reden! Mochte dann kommen, was wollte, mochte die Katastrophe wirklich eintreffen, so war doch Koppenbergs Abgang ein famoser.

Irmgard war noch immer nicht unterrichtet, wie es stand. Koppenberg hatte den Kindern gegenüber genug Andeutungen gemacht, sie wollten aber nicht verstehen. Der Uebergang des verkrachten Quartiers Koppenberg an ein Konsortium hätte deutlich genug von dem Stand der Dinge zeugen müssen. Papa hatte immer schon großartige Spekulationen gemacht; früher handelte er mit Häusern,

jetzt mit Stadtvierteln. Der Glaube an die Unversiegbarkeit Koppenbergscher Reichtümer stand bei Irma so fest wie das Bewußtsein ihres Triumphes über Männerherzen. Sie war gar nicht schwindelig. Auf ihren Reisen in der Schweiz hatte sie Partieen mit Abgründen bevorzugt. Die dunklen Ahnungen, die seit jener Ballnacht von Zeit zu Zeit über sie kamen, verscheuchte sie gleichsam mit einem Fächerwehen. Welche Splendidität Papa zu ihrem Feste entfaltet! Borchardt, dieser Sicherheitskommissarius, hatte zwar die Lieferung abgelehnt, aber ein neuer Traiteur, der sich lancieren wollte, verrichtete wahre Wunder. Schon seine Vorschläge! Es würden zu den Gerichten die ihrem Parfüm entsprechenden Blumen bei Tisch verteilt werden. Man würde jetzt im Februar unter fruchttragenden Kirschbäumen speisen. Die Beschaffung dieser mit wunderschön glänzenden Kirschen behangenen Bäumchen direkt aus Algier hatte unsägliche Mühe und Kosten gemacht. Aber es war ja da!

Da alle Vorbereitungen so wohl gelungen waren und ihr der Spiegel und die Zofe Marie versicherten, daß sie liebreizender und unwiderstehlicher denn je aussähe, so war Irmgard in allerbester Laune, als sie jetzt die Gäste erwartete. Man hatte mit großen Kosten einen elektrischen Strom von Wannsee herübergeleitet und die neuen Kandelaber, nach neuester Mode Blumen nachahmend, machten einen feenhaften Eindruck.

Mit der immer gleichbleibenden Gewandtheit, die sich nicht aus dem Text bringen ließ, begrüßte sie die Ankommenden. Gegen alles Ministerielle that sie kordial — nur sich immer auf gleichen Fuß stellen, war ihre gesellige Devise —, that sie eingeweiht und orientiert.

Da rauscht die Gesandtin von Caracas am Arme ihres immer dicker und phlegmatischer werdenden Gatten herein, und sofort haben die beiden Frauen etwas zu tuscheln: irgend eine Verfänglichkeit, die es zu belachen gibt. Gleich darauf nimmt Irma mit einer andern Art des Lachens, wobei hier wie dort ihre süßen Reiskornzähnchen zur Geltung kommen, die Komplimente eines

alten Generals entgegen. Doch ist's nicht Excellenz Bläser, denn diesem verbietet der Zustand seines Schwiegersohnes das Kommen. Fritz hätte ja vielleicht auch aus selbiger Rücksicht das Fest verschieben können, aber ist dies nicht Dienst? Ist das Fest ihm nicht auf einen höheren Wink hin oktroyiert worden? Darf er nicht stolz sein auf dies Vertrauen, das man in ihn setzt? Liegt nicht die sichere Gewähr einer glänzenden Carriere in solchem Vertrauen?

Und so war auch er in allerbester Laune, und vorhin, nach einer Kontroverse mit dem würdigen Kellermeister, dem nur die Ordenssterne fehlten, um als Excellenz zu gelten, hatte er die Probe eines gewissen Rauenthalers, seines Lieblingsweines, tief hinab fast bis zum Flaschenboden ausgedehnt. Der Alte bezahlt's ja ...

Ach, da ist er gerade! Und er war seinem Schwiegervater entgegen gegangen, um ihn zu begrüßen, während er den letzten Schluck der kostbaren Kreszenz noch auf der Zunge verschnalzte: „Wie geht's? Wie steht's, Papachen?" Er faßte Herrn Koppenberg mit Umgehung der Hände bei den Oberarmen und schüttelte ihn kordial.

„Vorzüglich!" rief Koppenberg, so laut, daß man es durch drei Räume hören mußte. „Mir geht es stets gut! Sind die Kirschbäume da?"

Triumphierend wies Fritz nach dem offenstehenden Speisesaal, wo die Tafel in einer wahrhaften Allee von Kirschbäumen ihren gleißenden und schimmernden Luxus ausbreitete. Und Koppenberg ging hin, besah sich die Bäumchen. „Etwas mückrig im Laub," bemerkte er.

„Es ist die lange Reise jetzt im Winter. Aber probier mal die Dinger!"

Fritz langte in das Gezweig und nahm ein Büschel Kirschen herunter.

Koppenberg wandte sich mit einem komischen Ausdruck des Entsetzens ab. „Kirschen vor Tische — brrr! Gib mir lieber einen Cognac, natürlich von der Bismarcksorte —"

„Achtzig Mark die Buttel!" fiel Fritz protzig laut ein, damit es die herumhantierenden Diener hören sollten.

Koppenberg goß den Achtzig-Mark-Schnaps mit einem

Ruck seines feisten Nackens hinab, sagte „Bon!“, wies über die Kirschbaumallee hin und schmunzelte: „Das macht uns keiner nach. Höchstens Strousberg hätte es fertig gebracht. Aber der hat ja auch glücklich Pleite gemacht.“ Und leiser: „Können wir auch!“

Hierbei fuhr ein Grinsen über sein Gesicht, das beredter war als die sonstigen Spuren, welche die Aufregung dieser Tage auf seiner Bonvivantphysiognomie verzeichnet hatte. Der Wachsglanz seiner Wangen war gewichen, und die Säcke unter den Augen hatten sich tiefer gesenkt; sein Blick war unsteter als sonst, auch hatte er begonnen, sich einen Bart wachsen zu lassen. Es gehört zur Technik des Bankerotteurs, wie das plötzliche Rasieren dazu gehört. Aber Fritz Achilles war, wie alle Achilles, nicht Physiognomiker genug, um das Cynische dieses Grinsens richtig zu deuten.

„Ah bah, Strousberg!“ warf Fritz hin. „Er war ein Blender!“ Mit der stummen Nebenbemerkung: sein Schwiegervater ist es keineswegs! „Wie steht's denn mit deiner Galerie? Beißt sie an?“

„Ich hoffe es. Sie ist plötzlich knauserig geworden. Man muß diesem Kretin von einem Ministergemahl gehörig den Magen eindrücken! Er ist daran schuld. Berappen müssen sie mir trotzdem die ganze Chose hier!“

Wieso? Bedarf es dessen? Des Verkaufs der sogenannten Galerie Koppenberg, um dies Fest zu bestreiten? Was er jetzt, der Herr Schwiegerpapa, für rätselhafte Redensarten führt! Als wenn er sich nicht mehr ganz so behaglich fühlte! Auch liebt er jetzt in bedenklicher Weise das Cognachinabgießen. ... Ah, aber sein breiter, wuchtiger Stiernacken, der stemmt sich gegen alle Hindernisse! Und die ungeheure, massiv ausgearbeitete Pranke, die sich aufs Rammen versteht! Plötzlich, zum erstenmal, fiel es Fritz auf, daß der bekannte, verblüffend große Solitär nicht mehr an dem kleinen Finger jener Pranke funkelte. Vergessen? oder ... etwas andres? Und der Legationsrat dachte an gewisse kleine Konferenzen, die er selbst in letzter Zeit mit gewissen wucherischen Verleihern gehabt, und als deren

Resultat sich das Unsichtbarwerden gewisser Pretiosen aus seinem und sogar seiner Frau Besitz ergeben hatte ...

Ach, was verdirbt er sich die Festlaune mit solchen Geschichten! Man muß jegliche Stunde so leicht wie möglich nehmen, auch ist jetzt keine Zeit zum Nachdenken, denn schon strömen die Gäste herbei!

Auf der großen Redoute des Lebens pflegt den Maskenpreis derjenige zu erhalten, der die besten Diners gibt und die splendideste Gastfreundschaft ausübt. Und im Besitz solchen Maskenpreises durfte sich Fritz Achilles selbst seinen hohen Vorgesetzten gegenüber eines gewissen jovialen Tones bedienen: Excellenz müssen meinen Steinberger von Anno sechsundvierzig kosten — Kellerei des Herzogs von Nassau — ich habe den Kellermeister speziell instruiert —" oder „Excellenzchen" — dies intime Diminutiv konnte er sich dem Gesandten eines Staates zweiten Ranges gegenüber erlauben — „Excellenzchen, Sie finden im Rauchzimmer eine Uppmann, Prima Impérial, aus dem Nachlaß des hochseligen Kaisers von Brasilien ..." wobei „Excellenzchen" von dem kecken Legationsrat wahrhaftig einen Schlag auf die Schulter hinnahm, ohne daß das Ansehen des Staates, den er repräsentierte, dadurch aus den Fugen ging.

Prinz Schi mußte sich eine Neckerei über seine neue Zopfgarnitur gefallen lassen, und die Herren Gardekavalleristen verziehen dem bürgerlichen Emporkömmling und Schwiegersohn eines ehemaligen Pflasterers gern auch hier seinen burschikosen Frühschoppenton. Auch verstand es der Gastgeber vollkommen, die markantesten seiner Gäste mit dem gehörigen theatralischen Aplomb zu introduzieren. So segelt er jetzt in unnachahmlicher Grandezza mit der effektvollen Fregatte von Lololu durch die Schar der zurückweichenden Gäste nach dem Vordersalon. Wie die Diamantenhühnereier auf der gelben Büste der exotischen Dame blitzen! Wie das Kreuz von Lololu auf der Ordensseite seines eignen Frackes leuchtet! Fritz ist ein Schwerenöter, das geben seine Kollegen zu. Auf diese Weise wird er es noch weit bringen!

Mister Sülzé hatte für diesen Ehrenabend des Hauses seine ganz besonderen Anstrengungen gemacht. Das gelbseidene Boudoir Irmgards bildete eine mit den kostbarsten Orchideen geschmückte Laube, ein unerhörter Luxus, für den der Kaplöwe soeben den Dank seiner Dame einzuheimsen im Begriffe war. Aber diese Kokette! Es war selbst einem Sülzé zu viel. Während er seinen Sammetkopf herabbeugt, um ihre Hand zu küssen, glaubt er auf ein Wort von ihrem Munde Anspruch zu haben, das ihm etwas mehr als einen landläufigen Dank bietet ... „O, meine liebe Freundin, wenn Sie wüßten ...“ Seine Gutturalstimme vibrierte ordentlich vor einer neuen, ihm selber seltsamen Erregung. Er fiel ganz aus seiner sonstigen Eroberungstechnik heraus.

„Ist es wahr, daß Sie épris sind von Ihrer Majestät?“ gibt sie zur Antwort, und ein leiser Schlag mit ihrem Fächer trifft den gesenkten Sammetkopf, währenddem sie ihm bereits die Hand entzieht.

Er hatte lange Korrespondenzen mit dem Haag, mit London geführt wegen dieser Orchideenlieferung; es hatte ungeheure Mühe gemacht, die ganze Kollektion von Blumen zum richtigen Termin zusammenzubringen — und nun fertigt sie ihn ab mit einer dummen Phrase!

Er erhob den Kopf und schaute sie an. Mit jenem Blick seiner achatfarbenen Augen, den er sich unter den Miners der afrikanischen Goldgräberei erworben. Kalt und steinern, voll schier unheimlicher Drohung. Und deutlich, deutlich sagte ihr dieser Blick, daß, wenn es die Ereignisse brächten, daß er Gewalt über sie gewänne, sie ihn zu — fürchten hätte!

Wie ein eisiger Hauch überlief es sie unter dem Bann dieses Goldgräberblickes, und einem ungezogenen Kinde gleich, das der Anblick einer Rute plötzlich erschreckt hat, stotterte sie: „Schön' Dank auch, Mister — besonders die Fleischfressenden sind diesmal herrlich ausgefallen ... ah, da ist ja auch mein lieber Kammersänger!“

Das Brandensteinsche Paar bugsierte eben herein. Er mit seiner vollen, Wachtel-artigen Eroberermiene, das

Schnurrbärtchen kecker denn je aufgesteift, sie in ihrer strahlendsten Großmutterwürde — denn soeben, als sie sich zum Fortgehen rüsteten, war ein Telegramm gekommen, daß ihre Tochter Senta einem Knäblein das Leben geschenkt habe.

„Gratuliere! Gratuliere!“ rief Irmgard auf die Nachricht, und in einem so aufrichtig herzlichen Ton, daß er Mister Sülzé fast absichtlich dünkte. Gerade, um ihm zu zeigen: o, sie kann herzlich sein, wenn sie will ... so klang es. Aber er soll zappeln, zappeln soll er!

Der Kammersänger stand, wie immer, wenn er in Irmgards Sphäre kam, sofort in hellen Flammen. Seine Künstlerflammen — Großmama Brandenstein ist gewöhnt daran, sie sind nicht gefährlich, sie flackern bloß und richten keine Feuersbrunst an. Am besten, sie flackern zu lassen! Mögen die beiden zusammen stehen und tuscheln und Irmgard verständnisvoll kichern unter den Bemerkungen und Schmeicheleien, die ihr der an Superlative gewöhnte alte Künstler zuraunt — mögen sie ihretwegen auch heute abend vor dem gesamten Publikum ihre spanischen Liebesduette noch feuriger als sonst herunterschmettern — sie läßt sich dadurch nicht aus ihrem großmütterlichen Phlegma bringen! „Nummer vierundzwanzig!“ Alle Welt soll es wissen! Vierundzwanzig Enkelkinder, — wer von den Herrschaften hat sie aufzuweisen?

Und sie mischte sich, strahlend in ihrem Glück, unter die Gäste, um jedem, den sie irgend der Nachricht für würdig hielt, die frohe Neuigkeit mitzuteilen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der lärmende Anschlag des großen japanischen Tempelgongs im Vestibül verkündete die endliche Ankunft Ihrer Majestät. Gleich wurden auch im Park die Böller gelöst. Es knallte und donnerte ganz mörderlich, alle Echos des noch winterstillen Grunewalds alarmierend und die Be-

wohner umwohnender Villen aus ihrem spießbürgerlichen Frühschlafe jäh aufschreckend.

Der arme alte Albrecht Achilles — er wird diese Nacht überhaupt wohl nicht zur Ruhe kommen! Das gute, nun sich in Sorgen verzehrende Tant'-Minchen, das wohl fünfzigmal in dieser Nacht alles Diplomatische und Mogradorsche und Hick-Liessche in die Pfefferstauden hinüberwünscht!

Fritz eilte mit Irmgard nach dem Vestibül, um den hohen Besuch zu empfangen. Während das kleine Orchester, hinter Palmenwerk versteckt, von der Treppe aus die Mogradorhymne schmetterte, ward die Nippesmajestät von Herrn von Seltz aus dem Pelzwerk der Equipage geschält. Was hatte sie? Ihr Gesichtchen machte eine grimmige Bullenbeißermiene, und das theatermäßige Schmuckgehänge an ihrem Halse klingelte geradezu wütend. Kaum, daß sie die tiefen Verbeugungen und Knickse ihrer Gastgeber mit einem nonchalanten Wippen ihres Diadems auf dem Wollenhaar erwiderte. „Was ist denn nur los?" fragen die ob solchen Grußes Bestürzten. Herr von Seltz strich seinen Lanzenschnurrbart, affektierte ein gleichfalls wütendes Augenrollen, wobei jedoch die feinen Lebemannsfältchen ironisch zu zittern schienen, und sagte bedeutungsvoll: „Die Schleppe!"

Aha, die Schleppe war nicht da! Die Schleppe Ihrer Majestät! In einem Extrawagen, wie üblich, war sie den Equipagen gefolgt und hatte sich dann spurlos im Dunkel des Grunewaldes verloren. Eine Katastrophe! Ein Verhängnis! Ihr habt gut kichern, ihr Damen und Herren, und die Sache ins Lächerliche ziehen! Wüßtet ihr, welch ein wichtiges und unentbehrliches Attribut mogradorischer Königswürde dieser Kleideranhang bedeutet! Laßt euch von Legationsrat Achilles belehren, der sich pflichtschuldig und von Amts wegen über alles Mogradorische orientiert hat. Also: es existieren geschriebene Annalen in hieratischer Mogradorschrift darüber. Ein großer Gelehrter des Landes hat allein hundert Jahre seines Methusalemlebens damit verbracht, die Symbolik sothaner Königsschleppe zu erklären.

In früheren Zeiten, als Mogrador noch nicht zum Christentum übergetreten war, fanden sogar Wallfahrten mit eklatanten Heilerfolgen nach dem ausgestellten Kleidungsteile statt. Und nun verirrt, diese Kostbarkeit! Verloren — vielleicht gar geraubt! Zum mindesten durch die Trivialität dieses lächerlichen Abhandenkommens entweiht! O, sehr begreiflich, der Zorn Ihrer Majestät! Um so begreiflicher, als dero Gatte, Excellenz Prembescha, gar nicht die Entrüstung zu teilen schien; denn das Zuviel der sich aufeinander drängenden Festivitäten hatte ihn stark mitgenommen; sein schmächtiges Körperchen, das an Größe dem eines überarbeiteten Tertianers entsprach, schien noch mehr zusammengeschrumpft, sein Profil noch spitzmausartiger verlängert, und eine völlige Gleichgültigkeit hatte sein ohnedies natürliches Phlegma wie mit einer Hornhaut gegen äußere Ehren und Eindrücke überzogen. Was schert ihn die Schleppe seiner Frau! Er ist froh, nach der Fahrt durch den winterlichen Wald wieder im Warmen zu sein. Und wie ein frostiges Aeffchen trippelte er an den Kamin des Vestibüls, wo die brennenden Holzkloben eine mollige Wärme verbreiteten.

Was thun? Die Schleppe fort — und vergeblich spähte man nach der Ankunft des Wagens aus. Der Legationsrat hatte, der Form wegen, so lästig und lächerlich ihm diese Störung des Festes schien, ein paar Boten mit Laternen auf die Suche in den Wald gesandt. Da drinnen aber in den festlich erleuchteten Räumen amüsierte man sich königlich über das Ereignis. Offenbar verjagte es die Steifigkeit, und die Scherze und Witze über das „verbisterte" Toilettenstück verbreiteten eine animierte Stimmung. Bis heraus in das Vestibül machte sich diese Stimmung bemerkbar; die Dienerschaft servierte mit grinsenden Mienen, einzelne Bemerkungen flatterten bis an das Ohr der armen Königin, die dort neben ihrem Gatten am Kaminfeuer saß, steif aufgerichtet in ihrem steifen Brokatstoff, der jede Körperform unter seinen knatternden Falten verwischte, regungslos wie ein Götzenbild, nur daß ihr Geschmeide im Flackerscheine der Kaminflammen um

so lebhafter funkelte, und ihre dunkeln, ausdrucks- und temperamentvollen Augen von Zeit zu Zeit ein zorniges Blitzen vollführten. Zuletzt, da noch immer keine Spur der Verlorenen sich melden wollte, entfuhr ihren erlauchten Lippen etwas wie ein Fluch, zum Glück im reinen Mogrador, wodurch denn auch die Unbeweglichkeit des trotz der Feuernähe in seinen Pelz gemummelten Ministers einen leisen Stoß erlitt. Er schien ihr mit seiner knarrenden Stimme eine Vorstellung über ihren Eigensinn zu machen: es würde doch auch einmal ohne Schleppe gehen! Eine Königin bliebe sie ja doch! Wie häßlich, den Leuten dort, die auf ihr Erscheinen harren, die Festfreude zu verderben!

Aber ein besonders scharf zuckender Blitz aus Miramoliras Augen schmetterte ihn in seine Apathie zurück: „Nein, und nein, und nein! Ich will meine Schleppe haben! Soll ich mich den Gästen im kurzen Kleidchen zeigen? Wie ein Prozessionsengelchen? Nein, ich will nicht! Ich bin die Königin!"

Schließlich verstieg sich Ihre Majestät zu der Drohung: sie wolle wieder gehen! Die Wagen sollten vorfahren!

Allgemeine Bestürzung! Was soll aus dem Fest werden? Irmgard kämpfte mit den Thränen.

Und wer erwies sich in dieser Verlegenheit als Retter? Niemand anders als Mister Sülzé. Gegen Irmgard gewandt, warf er die Bemerkung hin: „O, ich weiß, wie solche wilde Krabben behandelt werden müssen!" Und er renommierte, wie da unten in Afrika ihm schon eine leibhaftige Prinzessin Bananensuppe gekocht, und wie der älteste Sohn von King Mumm ihm sogar die Stiefel gereinigt habe. Ganz kusch! Man bändigt sie einfach mit einem gewissen Stimmenton, mit den Augen, mit einem gewissen Blick ...

Irmgard erschrak, als sie zu ihm aufschaute. Ist das der „gewisse" Blick? Vorhin hatte er schon eine Probe davon losgelassen. Zähmt er damit die „wilden Krabben"? Wieder überrieselte sie ein Schauer. Sie ist aber doch weder eine Krabbe noch eine Königin, sondern eine kaiserlich-königliche Legationsrätin in höchster Not, die morgen der

Lächerlichkeit von ganz Berlin preisgegeben sein wird, wenn es nicht gelingt, die Königin zu halten. Ja, als ob Fritzens Carriere dabei auf dem Spiel stände ...

Und ganz klein, ganz „kusch" unter dem Bann seines Schlangenbändigerblickes hauchte sie die flehende Bitte hin: „Gehen Sie, lieber Freund, beruhigen Sie sie!"

„Soll ich?" fragte er. Und siehe da, es klang plötzlich gang lieb und menschlich. „Sie haben nur zu befehlen! Gleich will ich ..."

Aber noch zögerte er, als wenn die Rollen plötzlich getauscht wären und er sich nun im Banne ihres Blickes fühlte.

Sie faßte sich, als er nun auf das Vestibül zuschritt, um den Bändigungsversuch an der Königin vorzunehmen, an die Stirn: Mein Gott, was ist er doch für ein Mensch! Es kann einem ganz schwül werden ...

„Ah, sieh da, Mister Sülzé!" rief die Königin, als sie des Afrikaners ansichtig wurde. Er hatte einen hottentottischen Pfeilschuß im Rücken erhalten, tiefe Verbeugungen behauptete er nicht machen zu können, er hätte sie auch ohnedies vor niemand gemacht. Ganz nonchalant grüßte er also, wie man da unten im Minendistrikt die mit Schurzfellen und alten Cylindern bekleideten Könige grüßt — der erste Anfang zur Bändigung.

Er war längst schon der Königin vorgestellt worden. Seine Art hatte ihr gleich imponiert. Er behandelte sie eben wie seinesgleichen, man hatte gar keine Zeit, verblüfft oder empört zu werden. Und er war so amüsant, radebrechte sogar ein paar Brocken Mogradorisch. Gleich schüttete sie ihm ihr Herz aus.

„Man muß sich bei Bismarck beschweren," meinte er, während die unheimlichen, goldigen Schlänglein in seinen Achataugen vibrierten. „Man muß den ganzen Grunewald absäbeln, alle Bäume, damit keine königliche Schleppe mehr verloren gehen kann —"

Herr von Seltz, trotzdem er diesen afrikanischen Roturier verachtete, pflichtete als geschmeidiger Hofmann diesem Vorschlag bei.

Das gefiel der Königin sehr. „Die Prozedur würde außerdem viel Geld bringen," bemerkte sie. Eine ihrer Vorfahrinnen hatte auf diese Weise einen Teil der waldreichen Inseln Mogrador zu Gelde gemacht. Das Thema rief die andre Sorge, die Geldnot, in ihr wach. Mister Sülzé wußte darum; er faßte die Gelegenheit beim Schopf und riskierte eine Andeutung: Wie schade, daß die unterirdischen Schätze von Mogrador nicht ausgebeutet würden! Dazu ein paar verblüffende Daten, was man da unten in Afrika an Goldklumpen gehoben.

Gold! Gold in Mogrador! O! Es klang wie eine Erlösung, denn noch immer war das ominöse Schiff nicht eingetroffen, und es würde wohl überhaupt den Anschluß verfehlen! All ihren Schleppenkummer vergessend, stürzte sie sich mit dem Eifer eines Babys, dessen Begehrlichkeit durch ein neues Spielzeug geweckt ist, auf das Projekt.

Unterdes war auch Herr von Seltz nicht müßig gewesen. In einem der Zimmer hatte er an der Wand eine ganz wundervolle koreanische Stickerei entdeckt. Etwas, was in Farbe und Zeichnung fast der verirrten Schleppe gleichkam. Sofort hatte er das Kunstwerk abnehmen lassen, und nun ließ er es vor Ihrer Majestät ausbreiten.

Sie guckte es an und zwinkerte nervös mit den Augen: Was soll das?

„Die Krönungsschleppe Ihrer Majestät der Königin von Korea," meldete der Leutnant ganz unverfroren.

„Und was soll ich damit?"

„Sie würde Eurer Majestät ganz sublime stehen!" wagte Mister Sülzé zu antworten.

„Mir dieser — dieser . . ."

„Fetzen" wollte sie empört ausrufen, da begegnete ihr Blick dem des Bändigers. Und das Wort versagte ihr im Munde.

„Ganz großartig, Majestät!" rief der Bändiger triumphierend.

Und die Königin erhob sich langsam, als wenn sein Blick und der eigenartige Ton seiner Stimme es so befohlen hätten. Wie ist ihr nur? In Mogrador gibt es

Zauberer, die einen des Gebrauchs der Sinne und Glieder berauben. Unter dem brettsteifen Brokat fühlte sie förmlich ihre feinen Gliederchen zittern. So ließ sie es auch willig geschehen, daß man ihr jetzt die wunderschöne Wanddekoration als Schleppe anheftete. Marie und zwei andre Zofen rutschten dabei auf dem Boden herum, selbst Irmgard in ihrer Freude über die glückliche Lösung bückte sich, um zu helfen, während Sülzé und Seltz dabei standen und mit ihren Bemerkungen den Faltenwurf dirigierten.

Endlich kommandierte Herr von Seltz: „Fertig!" Die Musik intonierte abermals die Mogradorhymne, die Gäste formierten sich, um die Königin zu empfangen. Rauschend und raschelnd, mit nicht geringer Anstrengung die schwere Dekoration hinter sich her schleppend, trippelte Ihre Majestät durch die Reihen der sich tief Verbeugenden. Gnädig wippte das Diadem auf dem Wollenhaar, all ihr Kummer war vergessen.

„Brav gemacht!" flüsterte Irmgard dem Bändiger zu. „Ich danke Ihnen, danke Ihnen!" Sie war ganz glücklich, und in kindlich herzlicher Bewegung reichte sie ihm die Hand, die er galant an seine von einem seltsamen Lächeln gekräuselten Lippen führte.

Das Konzert begann. Mitten in der ersten Nummer, einem brillanten Satz des berühmten Jakobquartettes, winkte die Königin Mister Sülzé zu sich heran. Er sollte hinter ihrem Sessel stehen, nicht von ihrer Seite weichen sollte er — als wenn er ihr durchbrennen könnte mit seinem Goldsucherrezept! Diese Begünstigung machte allgemeines Aufsehen, man kicherte, fast geriet das Zusammenspiel ins Stolpern, und Professor Jakob warf einen wütenden Blick nach der erlauchten Ruhestörerin: nie wieder würde er vor solcher hergelaufenen Panoptikumkönigin spielen! Seine berühmte Geige hatte einen zornigen Klang. Man applaudierte um so lauter, um ihn zu entschädigen.

Irmgard saß zur Linken der Königin, und so geschah es denn, daß von Zeit zu Zeit der Sammetkopf Mister Sülzés sich zu ihr hinabneigte, um ihr zuzuflüstern. Auch darüber wurde getuschelt — ein sehr amüsanter Abend,

das war das allgemeine Empfinden, und der Klatsch würde herrlich zu seinem Recht kommen!

Jetzt, nach dem russischen Nachtigallenterzett, betrat Brandenstein das Podium. Er hatte seit Jahren nicht mehr solo vor einem größeren Publikum gesungen. Heute geschah es Irmgard zuliebe, und er würde auch Seil getanzt haben. Und so erstrahlte er in der Doppelglorie seines neubelebten Ruhmes wie der heißer denn je flackernden Liebesleidenschaft. „Denk an die vierundzwanzig! Mach dich nicht lächerlich!“ hatte ihn seine Frau beim Weggang noch gewarnt, als sie ihm in ländlicher Ermangelung des Friseurs selbst das gefärbte Haar kräuselte und die weiße Krawatte unter dem feisten Kinn ordnete.

Und so schmetterte er sein feuriges Frühlingslied von Rubinstein los, gewaltig, mit elementarer Kraft, fast zum Sprengen seines sehnigen Halses.

Die Königin applaudierte mit ihren kleinen Händchen, herzig wie ein Kind, ihre Potentatenmisere vergessend, und sie bat ihn um noch ein Lied.

„Wenn Majestät gestatten würden, daß ein Duett...“ Und er wies auf Irmgard. Majestät sollte ihre Stimme hören! Großartig! Sie hätten Duette von Schumann eingeübt.

Irmgard sträubte sich — nur halb der Form wegen. Denn sie hatte sich gelobt, speziell diese Duette nicht mehr mit dem Nachbar zu singen. Er ging gar zu feurig ins Zeug. Er kompromittierte sie. Es war fast lächerlich!

„Sie werden singen! O, Sie werden!“ bat die Königin. Es war kein Versagen möglich. Brandenstein führte die Angebetete an den Flügel. Alles hielt den Atem an, als sie beide nun die wunderschönen Schumannschen Liebeslieder intonierten. Brandenstein überbot sich selbst an Feuer und Ausdruck. Was scherte ihn eine Königin! Was dies sensationslüsterne Auditorium! Die Künstlerflamme begehrte zu lodern — Wohlan! Für sie! Nur für sie! Und seine Leidenschaft riß auch die Partnerin fort. Welch ein rührend süßes Timbre ihre Stimme hat! Auch die Blasierten und Banausen unter dem Audi-

torium wurden hingerissen. Es war ein ungeheurer Applaus. Und jetzt, als Brandenstein seine Partnerin an ihren Platz neben der Königin zurückgeleitete, was geschah? Diese, von einer lieben, naiven Regung erfaßt, streckte ihre Arme empor, was nicht leicht war bei den schweren Aermeln, nahm Irmgards Köpfchen, beugte es herab und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Man fand es allerliebst; all die Lächerlichkeit mit der verirrten Schleppe war vergessen.

Ebenso hübsch fand man es, wie sie nun von ihrer Hofmarschallin, einer grundhäßlichen Mulattin, sich einen Pompadour reichen ließ und darin mit den Händchen wühlte. Ein Konfekt? Ach nein, ein wunderniedliches, blaues Pelikanchen in Emaille, das sie nun süßlächelnd dem Kammersänger an die noch leere rechte Brustseite heftete.

Von allen Triumphen, die Brandenstein während seiner Carriere eingeheimst, dünkte ihm dieser der allerschönste. Es war sein letzter. Er sollte mit Irmgard nie wieder Duette singen, auch sollten ihm die kommenden Ereignisse jede Lust benehmen, sich jemals wieder öffentlich hören zu lassen ...

Es war das Ende seines Künstlertums.

Unter den Zuschauern befand sich einer, den diese Ehrung des Sängers ganz besonders interessierte. Es war Koppenberg. Trat er heute nicht auch zum letztenmale auf? Hatte er diese ganze Scenerie, mit ihrem Glanz und ihrem verblüffenden Luxus und ihrer Sensation, nicht deshalb arrangiert, um sich einen effektvollen Abgang zu bereiten? Hatte er nicht die ganze letzte Reserve seines Kredits nnd seiner Kasse geopfert, um dies Feuerwerk der Eitelkeit zu ermöglichen? Gab es für eine Königin von Mogrador nicht eine besondere Veranlassung, ihn, den Veranstalter und zugleich das Opfer dieser Festlichkeit, mit dem größten und schönsten ihrer Pelikane zu belohnen?

„Du,“ sagte er zu seinem geschäftig vorbeistreifenden Schwiegersohn, „wie ist's?“

„Wie soll es sein? Ach so, ja, fast hätte ich ver-

gessen! Der Pompadour der Königin! Na warte, sie soll nachher für dich hineingreifen! Nach Tische! Aber ich bitt' mir aus, du, daß du dich nicht zu sehr — animierst!"

Bei dem Souper war Ihre Majestät sehr animiert. Mister Sülzé, den sie auch jetzt noch nicht, der mühsam vorbereiteten Tischordnung zum Trotz, von ihrer Seite ließ, wagte es, ihr von seinen amüsanteren Scherzen zu offerieren. Sie verstand nicht, geruhte aber herzhaft zu lachen, wobei sie dann ganz hübsch aussehen konnte, mit dem naiven Kindergrübchen und den niedlichen Zähnchen. Auch nippte sie ganz tapfer und immer tapferer an dem Kelch, in dem der Champagner sein feines, prickelndes Brausen vollführte.

Während dabei die bunten Flügelchen ihrer natürlichen Lebensfreude immer herzhafter zu flattern begannen, duckte Seine Excellenz der Premierminister, der ihr gegenüber saß, immer tiefer in seine Apathie unter. Auch körperlich machte die Gestalt des Staatsmannes Miene, unter dem Niveau des Tisches zu verschwinden. Es war, als ob die Königin sich seiner schämte. Hie und da ließ sie ein paar Worte hinüberfliegen, um ihn zu ermuntern, ein andermal aber ein krasses Wort sprühenden Unwillens, das ihn wie unter dem plötzlichen Ruck seines Sessels aufschnellen machte.

Mister Sülzé, der sich mit seiner Kenntnis des Mogrador brüstete, behauptete, sie hätte ihrem Gatten eine „alte Schlafmütze" an den Kopf geworfen. Es machte kichernd die Runde um den Tisch.

Zum Schluß der Haupteffekt des Traiteurs: die Kirschen! Junge, blühende Mädchengestalten, kokett als Gärtnerinnen kostümiert, traten an die Kirschbäume heran, unter deren Schatten gleichsam gespeist worden war, und begannen, graziös die Zweige herabbiegend, von den glänzend roten Früchten zu pflücken. Man fand es reizend. Dergleichen kann doch nur der Schwiegersohn eines Koppenberg leisten! Und man trank diesem selber zu ob dieses ebenso sinnigen als opulenten Arrangements.

Koppenberg quittierte, mit seiner Pranke die Sektschale haltend. Und man hätte bemerken können, wie seltsam ungeschickt diese Bewegung war. Es war nicht die Wirkung des Weines allein, der auch seine Zunge schwerer lallen machte, nein, als ob er im Begriff stände, all die Bildungstünche, die er sich im Laufe der Jahre, oft wider Willen, angeeignet hatte, abzustreifen. Was sollte er noch an sich halten, da das, was geschehen mußte, doch nicht mehr abzuwenden war?

Ihre Majestät erkundigte sich, wem die Ovation des Zutrinkens gälte. Als sie den Namen hörte, schnellte sie nervös auf. Koppenberg — ach, ja so, der Besitzer „ihres" Museums! Und sie beschloß, es ihm heute noch abzukaufen. Hatte dieser Zauberer von einem Mister Sülzé ihr nicht Goldberge versprochen? Sie erhob also ihre Schale und hielt sie gegen Koppenberg hin, ihm freundlich zunickend.

Koppenberg stierte, zwinkerte mit den Augen; man stieß ihn an. Endlich ergriff er das volle Glas seines Nachbars, da das seine leer war, wuchtete sich mühsam von seinem Sitze empor: „Eu—eure Mama—jestät . . ." lallte er. Und den Schluß der Anrede spülte er mit dem Inhalt des vollschäumenden Glases hinab.

Bei dem Cercle nach aufgehobener Tafel löste dann Fritz seinem Schwiegervater gegenüber das gegebene Versprechen ein. Er wußte diesen in die Nähe der Königin zu bugsieren: „Aber stramm halten, sag' ich dir!" Einem Koppenberg braucht man dergleichen nicht zweimal zu sagen, und ärgerlich verbat er sich die Bevormundung. Nach einem kurzen Zögern, wobei er offenbar einen Kampf mit seiner Trunkenheit ausfocht und sie richtig unterdrückte, folgte er, stiernackig, mit der wuchtigen Protzenhaltung von früher, seinem Schwiegersohn, nur daß seine verschwommenen Augen und der keuchende Atem den wenig hofmäßigen Zustand verrieten.

„Ah, Mister Koppenberg! Freut mich, freut mich sehr —" Und in einem Uebermaß gnädiger Laune hielt die Königin ihm den Rücken ihres Händchens hin.

„Küssen! Küssen!" raunte ihm Fritz zu.

Eine kurze Unmutsbewegung — denn er weiß selber, wie er sich zu benehmen hat —; dann bückt sich der vierschrötige Körper, und die große, rote Steinsetzerpranke greift nach dem winzigen, königlichen Händchen, faßt es mit seinen wulstigen Fingern, und wahrhaftig, ein Koppenberg bringt es fertig, mit seinen aufgeworfenen Lippen unter dem rauhen Schnurrbart einen Kuß auf dies Händchen zu drücken! Leise zuckt dies zarte Dingelchen unter den Klammern der brutalen Finger, und die Ringe klirren ordentlich unter dem Druck der Lippen.

Die Königin ist gewohnt, direkt auf die Sache loszugehen, und so fragt sie ihn, die Heuchlerin, die es doch sehr gut weiß, wie es mit der Galerie stände? Ob sie denn noch zu haben wäre?

„Ganz zur Disposition Eurer Majestät!“ sekundiert der Legationsrat. „Mein Schwiegervater würde sich eine Ehre machen —“

Koppenberg will etwas sagen: Die Ehre, na ja! Daraus macht er sich nichts, aber die Kaufsumme — und der Orden! Er hatte einen horrenden Preis verlangt. Zum Glück kam sein Sprechversuch nicht über ein paar lallende Silben hinaus.

„O, das freut mich! Freut mich indeed! Ich werde sie nehmen!“

„Majestät sind sehr gnädig!“ antwortete der Legationsrat statt seines Schwiegervaters.

Das heißt: Der Preis! Der Preis! riefen die vorquellenden Augen des Galeriebesitzers, während die Lippen immer noch keinen Ton hervorbrachten.

„Ich werde sie nehmen!“ wiederholte die an keinen Widerspruch gewohnte Potentatin. „Ich werde ein Museum gründen. Ihr Name soll genannt werden —“

Und der Preis? Der Preis? fragten immer noch Koppenbergs rotgeäderte Augen.

„Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich Sie zum Ritter meines Pelikans ernenne.“

„Majestät sind sehr gnädig!“ fiel abermals Fritz Achilles ein.

Der Preis! Der Preis! ... man kann diese wichtige Bedingung doch nicht einfach mit einem Orden verkleistern! So weit geht diese Gier doch nicht!

Doch da hatte Ihre Majestät auch schon der Oberhofmeisterin hinter ihr gewinkt, und schon wühlte ihr Händchen in dem bewußten Pompadour. Sie brachte ein größeres Etui daraus hervor, dem sie einen wundervollen Emaillepelikan entnahm. Und mit niedlich gespreizten Fingerchen heftete sie jetzt die hübsche, glitzernde Dekoration an Koppenbergs Frackaufschlag.

Es war zu viel! Es war überwältigend! Die jahrelange Sehnsucht seines Frackknopfloches war endlich gestillt! Und vor dieser Erfüllung verschwand auf einmal das Bedenken wegen des Preises. Ist solch ein Dingelchen nicht hunderttausend wert? Hat er nicht in den besten seiner vergangenen Tage ähnliche Summen für viel Flüchtigeres, sagen wir eine Weiberlaune, geopfert? Wie es funkelt! Welch ein reizender Vogel doch solch ein blauer Pelikan ist! Wie sich aller Augen darauf heften! Wie der Neid es angrinst! „Ritter des blauen Pelikans erster Klasse," potztausend, Friedrich Koppenberg, einen effektvolleren Abgang konntest du dir nicht wünschen!

Mochte sich jetzt das Schicksal erfüllen, wie es sich erfüllen mußte, unabwendbar — und die baren Hunderttausend für den Verkauf der Galerie hätten daran auch nichts geändert — so war es doch nicht der übliche, ganz gemeine Abgrundsturz eines ganz gewöhnlichen Bankerotteurs. Nein, dieser da hatte noch kurz vorher einer Königin die erlauchte Hand küssen dürfen, und diese Hand hatte ihm das Ehrenzeichen an den Frack geheftet! Wer macht ihm solchen Abgang nach? Sieh, wie sie sich herzudrängen, um den neuen Ritter zu begrüßen! Wie er, der jahrzehntelang verdammt gewesen war, trotz seines Reichtums, mit einem völlig ordenskahlen Frack unter einem Sternenhimmel von Dekorationen zu leben, nun plötzlich etwas geworden ist in der sozialen Rangordnung!

Zwar regte sich, während man ihn beglückwünschte, etwas in ihm wie ein Gelüste, sie alle, die er mit diesem

Abgang düpierte, ins Gesicht hinein auszulachen. So wie er nur jemals gelacht in seinen jungen Gesellenjahren, aus voller Brust, die Flasche in der Hand. . . . Aber dies ist nicht der Moment! Vielleicht würde er dies Lachen überhaupt nicht mehr herausbringen! Sein armes Kind! Wie würde es den Ruin überwinden? Zwar hatte Irmgard ihn von der Höhe ihrer gesellschaftlichen Triumphe herab oft genug verleugnet, und er hatte ihr Strafe zugedacht . . . aber er hätte sie vorbereiten sollen! Hatte er es denn nicht gethan? Aber sie wollte nicht sehen, sie wollte nichts wissen!

Dann sein braver, gemütlicher Schwiegersohn, der getreue Kumpan mancher hübschen Zechstunden! Er hätte ihn vorbereiten sollen! Deutlich, recht deutlich! Aber glaubte er nicht selber an eine Rettung noch in letzter Stunde? An eine plötzliche Schicksalsfügung? War ihm das Geschick nicht immer schon in unerhörter Weise zu Willen gewesen? Und da mußte ihn der entscheidende Schlag treffen kurz vor diesem Fest, und jetzt soll er ihnen dies Fest vergällen?

Es ward ihm schwül. Ein Gefühl, das er bisher nur ganz flüchtig kennen gelernt, begann sich in ihm zu regen — Reue! Aber doch nicht hier, in dieser Stunde! Wird er dazu nicht Zeit und Gelegenheit haben, später, nachdem alles geschehen — wenn solche schwächlichen Gelüste überhaupt eines Koppenberg würdig sind!

Um alle diese Gedanken loszuwerden, verzog er sich in die diskrete Büffettecke, ließ sich vom Kellermeister eine neue „Pulle“ auf Eis stellen und saß dann, vor den Gästen geborgen, vergessend und schlürfend, schlürfend und vergessend.

Um ihn her schwirrte das Gewirr der Servierenden, Geklapper und Geklirr, Kommandoworte und freche Bedientenglossen. Und aus der Flucht der Festräume herüber, wo jetzt der Ball in vollem Gang war, drangen ihm ans Ohr die Takte der Tanzmusik, das Schleifen der Schritte, das Rauschen der Schleppen, scharftönende Offizier- und Diplomatenstimmen, silbernes Frauenlachen. Und dies

Durcheinander der Geräusche machte ihm den Kopf noch schwerer, als es der Wein schon gethan hatte. Die Schläfe gegen den harten Büffettrand gelehnt, schlief er ein.

Plötzlich — er mochte eine gute Weile geschlummert haben — legte sich eine Hand auf seine hämmernde Stirn. Er zuckte empor, glotzte die Besitzerin der Hand an, und über seine wulstigen Lippen stolperte ein Wort: „Majestät ...“

„Aber Papa! Kennst du mich nicht? Majestät, nein, das laß man! So weit hab' ich es doch nicht gebracht!“

„Ach so, du—u?!“

„Willst du nicht lieber dein Zimmer aufsuchen? Komm, Papa!“

Nein, nein, nein! winkte sein Kopf energisch. Nicht bleiben! Fort! Besser fort ...

„Das dulde ich nicht, Papa! Nach Hause fahren, heute noch? Auf keinen Fall!“

Oho, was hat sie denn zu dulden? Das wäre! ... Aber er will ja auch nicht nach Hause. Wollte ja gar nicht! Hat nichts mehr dort zu suchen! Für ihn gibt es überhaupt kein „Nach Hause“ mehr! Hat er nicht bei seiner Ankunft den Wagen gleich zurückgeschickt? Der Kutscher konnte annehmen, er bliebe die Nacht in der Villa, wie er es schon öfter gethan. Die Brücken sind abgebrochen. Fortan wird er zu Fuße gehen ...

„Ich bleibe!“ sagte er, sich aufrichtend.

„Das heißt, nicht hier, Papa! Geh ins Bett! Ich bitte dich!“

„Ich danke!“

„Willst du mich böse machen, Papa?!“

„O!“ entfuhr es ihm. Es war wieder der Anfall von Rührung. Wie sie da vor ihm stand, schön und liebreizend, ja verführerisch, funkelnd und schimmernd in Putz und Geschmeide, die Augen noch sprühend von einer lebhaften Unterhaltung, ihr ganzes Wesen ein Vibrieren köstlicher Lebenslust! Und schon hat das Schicksal die Axt erhoben, gleich wird diese ganze Bühne zusammenstürzen

mit ihrer pappenen, getünchten und geheuchelten Herrlichkeit, und der Verzweiflungsruf seines armen Kindes wird aus den Trümmern erbarmungswürdig heraufhallen ...

Er ergriff die Hand seiner Tochter. Sie starrte ihn fragend an. Er wollte ihr etwas sagen, ein Wort des Lebewohls, eine Andeutung seines Abschieds — vielleicht für immer ... als wenn ihn nach einem lieben Wort aus dem Herzen seines Kindes verlangte! Statt dessen, wie um diese Regung niederzudrücken, sagte er: „Apropos, du! Wenn ich dir — dir einen guten Rat geben kann —"

„Bitte, Papa!"

„Nimm dich vor ihm in acht!"

„Vor wem? Was hast du nur?"

„Nimm dich vor dem Goldgräber in acht!"

„Oho, Papa! Nicht gefährlich!" Aber sie fühlte, wie ihr der Purpur über das Gesichtchen schoß.

„Er könnte, könnte es werden —"

„Was denkst du von mir, Papa!?"

„Sei tapfer! Sei tapfer!" Es war fast wie ein Flehen in den blutgeäderten Augen. Und der glucksende Ton seines Trinkerorgans klang fast wie ein wirkliches Schluchzen.

„Ich versteh' dich nicht —"

Plötzlich, konvulsivisch und heftig, preßte er ihre Hand, die er immer noch umfaßt hielt, an seine Lippen, derb und lange. Es schmerzte ordentlich, so preßte er die Lippen darauf.

Sie erschrak. „Um Gottes willen, was ist, Papa?"

„Nichts, nichts —"

Er ließ ihre Hand fallen, und auch sein Kopf sank herab.

„Jetzt sagst du mir, was du hast!" Ihre Hand berührte seine Stirn. Es überrieselte ihn ein Gefühl, das er lange, lange nicht mehr empfunden. Etwas Seltsames, ungemein Wohliges ... und ein Gelüsten, die Arme auszustrecken — sein Kind zu umfangen und es auf seinem Knie zu halten, wie damals, damals, als es noch klein war ...

Da ertönte vom Tanzsaal her der einleitende Accord zur Française. Es war wie ein Befehl für sie. Natür-

lich hatte sie Verpflichtungen, doppelte: als Tänzerin und als Gastgeberin. Unwillkürlich entfuhr ihr eine Gebärde der Ungeduld. Papa spürt den Wein, das ist alles. Sie will nachher dafür sorgen, daß er ins Bett kommt. Jetzt hat sie keine Zeit.

Er merkte diese Ungeduld. Er wollte sie nicht halten. Dennoch gab es ihm einen Stich in einem gewissen, sonst sehr hieb- und stichsicheren Muskel, Herz genannt. Er drängte sie mit einer schiebenden Bewegung aus dem diskreten Winkel.

„Ein Glas Apollinaris thäte dir gut, Papa,“ sagte sie noch zerstreut.

„Ich danke! Geh! Geh tanzen!“ Und eine Spur von jener Bitterkeit, die er auf dem Ball vor der Diplomatenloge empfunden, da sie ihn verleugnete, flog ihn auch jetzt wieder an.

Er hob den Kopf, blinzelte, suchte ihr nachzusehen, wie sie dahinschwebte durch die Flucht der Räume, hier mit einer leichten Verneigung zu diesem, dort mit einem Lächeln oder einem liebenswürdigen Wort zu jenem gewendet. Alle bezaubernd — bis sie in dem flimmernden, schimmernden Gewühl der sich zur Française Ordnenden verschwand, nein, wie ein Schemen vor seinen Augen gleichsam verhauchte.

Ein schwerer, von einem leisen Röcheln begleiteter Atemzug dehnte seinen Brustkasten. Er ergriff den Kelch, in dem noch ein Rest stand, schal, mit träge prickelnden Schaumperlen, und stürzte den Inhalt mit einem Ruck hinab. Dann stand er auf, reckte sich, als sei es nun genug all dieser zaudernden Gefühlsweichheit, ja, er stemmte den Nacken trotzig in die Höhe, und wie sich im Aufprusten sein Brustkasten wölbte, ward er des glänzenden Dingelchens gewahr, das ihm die kleine Königin dort angeheftet — ein kurzer, fast verachtungsvoller Lachton entfuhr ihm, wie im Hohn über sich selbst — und nun, mit Schritten, die keine Spur des Wankens mehr verrieten, und über deren Festigkeit er sich selbst verwunderte, ging er auf die Thür zu, die von hier aus nach dem Garten führte.

Es hatte sich ein schneekalter Wind aufgemacht. Die Aeste der Bäume ächzten und schlugen hart aneinander, und ringsum ging das mächtige Rauschen des Waldes wie auf- und abschwellende Meeresflut. Mit weit geöffneten Nüstern sog er die wohlthuende Frische ein. Jetzt hatte er die Landstraße gewonnen, ohne Zaudern wandte er sich links, nach der Richtung der Station. Zuerst durch die Windstöße unterbrochen, dann durch diese verstärkt herangetragen, begleitete ihn noch das hier fast mißtönig klingende Gegeige der Tanzmusik. Dann verschlang auch dies das große Waldesrauschen, und die letzte Lichtspur, die lange noch durch die Stämme geblinzelt, verschwand.

Er war allein mit sich. Und er atmete auf. Ein seltsames, für solche Situation fast widersinniges Gefühl der Freiheitsfreude bemächtigte sich seiner. Seine Schritte wurden fester, resoluter seine Bewegung — o, er weiß genau, was er will, und was ihm bevorsteht! Und nun reckten sich seine Arme, und er schüttelte die Fäuste hoch in die Luft. Er meinte sie gegen das fahle Dämmern, das den Morgen grau und unheimlich verkündigte, seltsam groß angewachsen zu sehen. Mit diesen Fäusten da hatte er begonnen, und er hatte sich damit sein ungeheures Vermögen Stein für Stein, dann Haus für Haus aufgebaut. Nun hatte ein Spekulationssturm dies Vermögen in einem wüsten Wirbel dahingerafft, und es war ihm nicht viel mehr geblieben, als abermals dies Fäustepaar. Damit wird er nun von neuem anfangen! Ein wunderschönes Kapital! Sein Besitz macht frei, macht stolz! Ihm war, als hätte er diese ganze Zeit über gefangen gesessen. Jetzt war er im Begriff, sich von allem frei zu machen, von der Konvention, die ihm oft genug gegen den Strich gegangen war, von der Knebelung der eigenen Meinung, dem heuchelnden Gethue und der ganzen unseligen Sklaverei, in welche Rang und Besitz einen seiner Fäuste frohen Mann bringen können. Frei, frei! ... Und er beschleunigte seine Schritte, um die Station schneller zu erreichen.

Ja, er wußte genau, was nun werden sollte. Vor

allem wollte er dem offiziellen Konkurs entfliehen. Uebers Wasser! Schon hatte er sich da draußen in der weiten Welt die Stelle ausersehen, wo er den Hebel zu einem neuen Erwerb ansetzen würde. Und er zweifelt nicht, daß er abermals sich den Weg zum Reichtum bahnen wird. Dafür bürgen ihm diese Fäuste, wie dieser immer noch gesunde Schädel. Ja, der Welt, seinen Kindern, den Verwandten wollte er den kläglichen Anblick eines zu Boden Geschmetterten ersparen. Es war alles vorbereitet. Morgen würde die Kunde ganz Berlin durchfliegen. Die Kinder waren seiner Meinung nach für die Katastrophe gewappnet, und er taxierte sie etwas nach sich selber: Fritz wird ohnedies Carriere machen; es stünde schlimm, wenn Diners und großer Aufwand im Staatsdienst den Ausschlag gäben. Fritz wird arbeiten; wir arbeiten ja alle! Arbeit schändet nicht. Arbeit macht glücklich. Seine andern beiden Kinder waren in Pensionen untergebracht, und für ihre Erziehung war gesorgt. So wähnte er den Umständen nach alles aufs beste bestellt. Sein einziges Reisegepäck sollten seine Fäuste sein und — sein gutes Gewissen. Und das hatte er. Es würden ihm wohl Hohn und Schadenfreude übers Wasser nachfolgen, nicht aber die Verwünschungen Betrogener. Einen reinen Namen, ja, den läßt er schon zurück. Und paßt auf, ihr werdet von mir hören, etwas an mir erleben — das, was man „rehabilitieren" nennt. Holla, ja das! Und abermals wuchtete er die massiven Riesenfäuste.

Der kleine abgelegene Grunewaldbahnhof war eben erst am Erwachen. Eine Reinmachefrau räumte in dem primitiven, schuppenartigen Wartesaal dritter Klasse auf. In dem andern war kein Licht. Gut! Und Koppenberg setzte sich auf den harten Holzstuhl an den mit Bierringen gezeichneten Tisch. Hier gehört er jetzt wieder her! Hier, wo die andern Faustarbeiter sitzen. Und mit einer gewissen Wohligkeit stemmte er die Arme auf den Tisch und beauftragte die Reinmachefrau, ihm Kaffee zu bestellen.

Die Alte glotzte ihn an. Was ist denn das für

einer? Aus dem geöffneten Ueberrock glitzert am Frackaufschlag der Pelikan. Die Arme stemmt er auf wie ein Arbeiter, gar nicht zimperlich, wie sonst diese Sorte!

Es ist wahr, der Pelikan paßt jetzt nicht! Er nahm ihn ab, wickelte ihn in ein Stück altes Zeitungspapier, das zufällig auf dem Tische lag. So, nun war auch das abgethan. Eine Weile saß er so mit den aufgestemmten Ellenbogen und brütete im Halbschlummer vor sich hin, während aus dem stets wachen Telegraphenzimmer das unaufhörliche Ticken des Apparates drang und das Rauschen des Waldes das Fachwerk des provisorischen Baues umbrandete — es hörte sich an, als wenn man schon auf der See wäre.

Ein kleiner, noch schlaftaumelnder Kellner brachte endlich den Kaffee. Koppenberg forderte Tinte und Feder. Auch das kam nach einer Weile. Die paar Schluck heißen Kaffees thaten ihm wohl, sie ernüchterten ihn vollends. Er entnahm seiner Tasche Papier und Couvert und begann mit seiner steilen, kritzeligen Schrift, die trotz nachträglichen kaufmännischen Unterrichts noch immer die Arbeiterhand verriet, einen Brief an Fritz und Irmgard zu schreiben. Nichts Sentimentales. Die Sorge, die er darin kund that, und die Anordnungen, die getroffen waren, um ihnen den ersten Anprall der Schreckensnachricht nicht gar zu empfindlich zu machen, nahmen die Stelle weichherziger Ergüsse ein. Sentimentalität paßte nicht jetzt! Es gilt zu handeln! Und er schloß das Couvert und gab dem Kellner den Auftrag, den Brief um die Mittagszeit an seine Adresse zu befördern. Darauf legte er ein Goldstück als Trinkgeld und Botenlohn.

Der Kellner erschrak förmlich über die Generosität und versprach mit verdutzten Augen, den Brief pünktlich zu besorgen.

„Bon, mein Sohn! Wann kommt der Zug?"

„Um sechs Uhr zehn, Herr Graf!"

Koppenbergs Rechte zuckte, er fühlte die Versuchung, dem Burschen für seinen lächerlichen, völlig unzeitgemäßen „Graf" eine herunterzuhauen. Der steckt noch mitten

darin! Und mit einem höhnenden Auflachen betrat er den Perron und erwartete dort den Zug.

Als er endlich eingestiegen war, in ein Coupé dritter Klasse, mitten unter ein Rudel verschlafener Arbeiter, und als der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte, meldete sich noch der Kellner, gestikulierend und rufend: „Etwas vergessen!“ Und er hielt ein Paketchen in Zeitungspapier in die Höhe. Er wollte es in das Coupé werfen, verfehlte das Fenster aber, und das Paketchen prallte auf den Perron zurück.

So kam es, daß der blaue Pelikan erster Klasse nicht Gelegenheit hatte, die Reise seines neuernannten Ritters über das große Wasser mitzumachen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Natürlich hatte Albrecht Achilles eine schlechte Nacht gehabt. Das andauernde Rollen der Equipagen auf dem harten Makadam der Chaussee, dann der Lärm aus der festierenden Villa selbst konnten aber auch dem ärgsten Phlegmatiker die Nachtruhe verkümmern. So laut wie diesmal war es noch nie dort zugegangen. Freilich, wenn man Königinnen einladet, wilde, über die sich die Zeitungen lustig machen, da läßt es sich natürlich nicht anders erwarten! Für ihn war das Ganze die reine Fastnacht, und die verschwenderische Uebertriebenheit der Bewirtung hatte des Beamten einfachen Spießbürgersinn empört. „Es nimmt ein schlechtes Ende!“ prophezeite er.

„I, wo wird es, Brüderchen!“ beschwichtigte ihn Tant'-Minchen. „Ich habe dir zu heut nacht das Fenster dicht verhängen lassen, damit du nichts hörst, Albrechtchen!“

Aber er hörte doch, lag und wälzte den alten Grillenkopf fieberisch auf dem Kissen. Er hörte das Stapfen der Pferdehufe im Hofe drüben und die Unterhaltung der Kutscher. Die Fanfaren schreckten ihn auf, und das Gewimmer der Tanzmusik peinigte ihn unglaublich. Jetzt

richtete er sich auf, er glaubt Gläserklang zu vernehmen — horch, sie lachen! Irmgards helle Stimme klingt hindurch, ganz deutlich ...

Wie kann man lachen, jubilieren, toastieren, während der Bruder drüben in Meppen noch auf seinem Schmerzenslager stöhnt? Dieser Gedanke ergrimmte ihn am meisten; diese Gefühllosigkeit schlägt der guten alten Tradition frech ins Gesicht. Was ist aus Fritz geworden! Was hat sie aus ihm gemacht!

Wie gerädert erhob er sich am Morgen, aber kein Wort verriet seine Entrüstung über den Lärm. Tant'-Minchen liebte nicht dies In-sich-hinein-schweigen, in ihrer Natur lag das Bedürfnis, sich in solchen Fällen auszusprechen. Mit stumm verkniffenen Lippen revidierte er die kümmerlichen Stecklinge im Erker.

Endlich platzte er heraus mit seinem Ingrimm: „Am besten, wir ziehen, wir verkaufen!"

„Aber Brüderchen!" Und Tant'-Minchen setzte vor Schreck die Theekanne hin.

„Fort! Ich mag nichts mehr hören! Verkaufen! Sie können es ja haben!" Er meinte sein liebes behagliches Häuschen, wo er bis ans Ende sich wohl zu fühlen gehofft hatte. Und seine Stimme vibrierte. Er faselte von einem Quartier in Potsdam, ganz weit hinten unter dem Pfingstberg, ganz still und unbehelligt, wo man nur die Gesellschaft der Nachtigallen im Frühjahr hat ...

Da brachte Dumm Dingen die Post.

„Warum liegt es nicht wie sonst auf dem Tisch?" fuhr Tant'-Minchen das Mädchen an.

Dumm Dingen gab eine patzige Antwort. So ist man jetzt! Man ist übermütig geworden, die protzige Nachbarschaft hat uns verdorben! Man spricht sogar von höherem Lohn. Natürlich, wenn man einen Kutscher mit sieben Kragen auf den Schultern zum Courmacher hat!

Das Mädchen sah verschlafen aus, und die gebrannten Haare auf ihrem Scheitel verrieten noch mehr. Aha! Tant'-Minchen wußte: auch die Dienerschaft hatte die Nacht getanzt, drüben in der Remise. Wenn Albrecht dies hörte,

sofort würde er das Mädchen entlassen — wo bliebe denn auch sonst Zucht und Sittlichkeit! Und Tant'-Minchen konnte ihrem Bruder nicht ganz unrecht geben: am Pfingstberg würden sie in Frieden wohnen!

Es war ein Brief von der Frau Hauptmann aus Meppen da. Während Tant'-Minchen den Thee servierte, öffnete Achilles. Seine Hände bebten. Jeden Tag langte ein Bulletin von dort an, und jeden Tag bebten ihm die Hände.

Gottlob, es ging besser! Und er atmete auf. Die Wunden machten sich wunderschön, und der Göttinger Professor, den Geheimrat Krupp besonders zur Revision entboten, war sehr zufrieden.

Der Brief entglitt ihm, so erregte ihn die gute Nachricht. Tant'-Minchen nahm die Lektüre auf. Es waren diesmal nur zwei Seiten. Tant'-Minchen bedauerte es, weil Toni solch wunderschöne Briefe zu schreiben verstand. Wer hätte das früher jemals hinter ihr gesucht? Es war, als wäre sie durch die schwere Prüfung völlig umgewandelt! Während sie dort in der Baracke ihren Gatten pflegt, im Schatten der Todesfittiche, die über dessen Lager schweben, ist eine Läuterung mit ihr vorgegangen. Aus jeder Zeile ihrer Briefe weht ein Hauch dieses neuen Geistes; man fühlt, daß sie brieflich erst sich gibt, wie sie ist, daß man sie jetzt erst kennen gelernt hat! Wie besorgt sie um Papa ist! Wie vorsichtig sie sich ausdrückt, damit der alte Mann nicht geängstigt werde! Noch enthielt dieser sich einer Aeußerung über solchen Wandel; aber man merkte es ihm an, wie er sich nach jedem neuen Briefe sehnte, und nicht bloß des Kranken wegen.

Außer dem Bericht über Theodors Befinden enthielt der Brief auch sonst noch gute Nachricht. Geheimrat Krupp hatte sich erboten, da Theodor wohl invalide bleiben würde, für eine Anstellung auf seinen Werken zu sorgen. Auch verlangte die Göttinger Autorität einen Frühlingsaufenthalt im Süden, wenn die Genesung so weit vorgeschritten wäre. Selbstverständlich würde Krupp auch das bewilligen.

Theodors Abschied! Es war längst vorauszusehen,

aber nun, da es entschieden war, ging es dem Alten doch sehr nahe. Welche Hoffnungen hatte er auf Theodors Militärcarriere gesetzt! Er hatte ihn schon auf Excellenz Bläsers Posten gesehen. Und nun war alles vorbei! Hat man einen Sohn so weit, so kommt eine Granate und schmettert die schöne Hoffnung zu Boden ...

Er suchte seinen Kummer zu verbergen, schlug eine Zeitung auf und begann darin zu stöbern, während er langsam an der Theetasse nippte.

Plötzlich knitterte das Blatt in seiner Hand. Die Brille sank ihm auf die Nasenspitze, und stier bohrten sich seine Blicke auf eine gewisse Stelle im Lokalteil der Zeitung.

„Verdammte Bande!“ entfuhr es ihm, und im hellen Zorn verzerrte sich das reichliche Faltenwerk seines Gesichtes. „Es ist nicht wahr! Wie können sie sich unterstehen, meinen Namen ...“

Tant'-Minchen entriß ihm das Blatt. Da stand, noch halb verschleiert, aber in bekannter hämischer Manier, ein Hinweis auf den Koppenbergschen Bankerott. Und mit giftiger Schadenfreude war es ausgemalt, wie demnächst die Prachträume eines gewissen Palais am Kurfürstendamm von dem Hammerschlag des Auktionators widerhallen würden. Dazwischen hinein fielen Seitenhiebe auf einen gewissen Schwiegersohn, des „klassischen Namens A.“. Der Name war nicht ausgeschrieben, nur durch den Anfangsbuchstaben angedeutet. Aber mit ihren tintenbefleckten Fingern wies sie auf diesen Buchstaben, die Zeitungsschreiberbande, die der alte königliche Beamte so haßte!

Der Name Achilles hatte immer blank und rein und ehrlich dagestanden. Da kam Erichs Mesalliance mit dem Modell — und jetzt spritzt die Anschuldigung eines Betruges an den reinen Familienschild! Denn er konnte sich einen Bankerott nicht anders denken, als mit Lug und Trug verknüpft und mit dem Fluch geschädigter Opfer beladen. Es wird eine langwierige Gerichtsverhandlung geben: wochen-, ja monatelang wird man den alten ehrlichen Namen durch einen Morast von Verleumdung zerren.

„Was soll man dazu sagen?“ stotterte Tant'-Minchen ganz verblüfft. „Heute nacht noch haben sie eine Königin bewirtet . . .“

Achilles war aufgestanden und hastete im Zimmer auf und ab. O, es ist dennoch wahr! Hat er es nicht kommen sehen? Hat er es nicht seit Jahr und Tag voraus-gesagt? Schon damals, als sie das Terrain über dem See so jählings verkaufen mußten!

Und Fritz? Was wird nun aus ihm?

Der Alte stand am Fenster, stierte hinüber.

Es war am Morgen ein leichter Schnee gefallen. Im weißlichen, ungemein klaren Licht lag die Villa da. Es war ein friedlicher Anblick, die ganze Landschaft schlummerte unter der frischen Schneedecke. In der Villa regte sich nichts, sie war wie ausgestorben; nicht ein Hufschlag, nicht das Belfern eines Hundes ließ sich hören. Nur die Fahne mit dem blauen Pelikan auf dem Dachfirst, die man noch nicht abgenommen, regte sich leise, wie träumerisch.

Die Fahne brachte ihn vollends auf. Was? Sie dort können schlafen, während ganz Berlin mit Fingern nach ihnen zeigt? Man muß Alarm schlagen! Fritz soll sofort hin und sie zur Rede stellen, die infamen Kerle!

Schließlich wurde ihm dieser schier unbegreifliche Schlummer von Villa Irmgard doch zu arg. Er sandte Dumm Dingen hinüber: ob Herr Geheimrat den Herrn Legationsrat sprechen könne? Dringend!

Nach einer längeren Weile kam Dumm Dingen endlich zurück. Das gewellte Haar war leicht zerwühlt — Tant'-Minchen merkte es sofort: der Kutscher mit den sieben Kragen hatte wieder die Gelegenheit benutzt, mit dem Mädchen zu schäkern. Der Bescheid war: die Herrschaft schliefe noch und hätte verboten, sie vor Elf zu wecken!

Die Herrschaft schläft, während ihr guter Ruf zerfetzt wird! Holla! So will er selber der Zeitung zu Leibe gehen, sich die Andeutungen energisch verbitten! Hand weg von seinem Namen!

Tant'-Minchen suchte ihn zu beruhigen. Aber es ärgerte ihn immer mehr, hier in der Stube auf und ab

zu hasten und zu warten, bis sein Herr Sohn ihm Audienz gäbe ...

Plötzlich rief er: „Stiefel her! Rock her!“ Er wollte hinüber, das Wecken der Herrschaft besorgen. Die Uhr war längst Elf. Ganz Berlin mußte es jetzt wissen, seit früh morgens stand der Name Achilles am Pranger vor aller Welt!

Als er sich in Villa Irmgard meldete, war man soeben aufgestanden. Man hieß ihn warten. Es kam ihm vor, als wenn die Dienerschaft eine höhnische Miene aufsetzte. Sie wissen natürlich schon davon! Im Vestibül hatten drei von ihnen bei seiner Ankunft die Köpfe über einer Zeitung zusammengesteckt.

Die Räume waren noch nicht wieder in Ordnung, und die Dienerschaft schien absichtlich damit zu zögern, wohl durch die Zeitung alarmiert. Wozu auch? Noch stand Geschirr umher, halbgefüllte Gläser auf den Tischen, ein Mokkatäßchen in der Sofaecke; die Sessel und Stühle waren unordentlich verschoben; auf dem Parkett des Raumes, der als Tanzsaal gedient hatte, lagen losgerissene Schleifen und Spitzenfetzen umher. Ein schwüler Geruch von Staub und abgestandenen Getränken und verwelkten Blumen erfüllte die Luft; vom Eßsaal her, wo das Laub der Kirschbäume in der ungewohnten trockenen Zimmerluft welk und schlaff geworden war, kam ein Moderduft.

Nur das kleine Speisezimmer war hergerichtet. Der gedeckte Frühstückstisch war mit den beaux restes der gestrigen Tafel überladen; in der Mitte prangte eine kostbare Venetianer Schale voll Kirschen. Sie sahen frisch und glänzend aus, scheinbar das Einzige, was in dieser allgemeinen Aschermittwochsstimmung sein gutes, gesundes Aussehen bewahrt hatte.

Achilles mußte längere Zeit warten. Endlich erschien Fritz, einen geöffneten Brief halb zusammengekniffen in der Hand, nebst einem Paketchen von Zeitungspapier. Er sah verstört aus; sein sonst blühend feines Gesicht hatte eine fast violette Färbung, und ganz dunkel zeichnete sich der Renommierschmiß auf der rechten Wange. Mit einem

zwinkernden Zucken seiner Augenmuskeln und mit einem Zurechtschütteln seiner Schultern raffte er sich gleichsam zusammen. Mit lautem Näselton rief er, seinem Vater die Hand entgegenstreckend: „'Tag, Vater! Nun, was bringst du denn Gutes?"

„Was ich bringe? Was ich bringe? Die Kerle in der Zeitung unterstehen sich, deinen Namen, unsern Namen ..."

„So, in der Zeitung steht es schon?" sagte der Sohn mit einer hochmütigen Nonchalance im Ton, die den Alten empörte. Ist denn dies noch sein Blut?

„Wieso? Wieso? Daß dein Schwiegervater — daß er — daß er ..." Der Alte würgte an dem entsetzlichen Wort.

Fritz half ihm nach: „Bankerott!" stieß er aus, und mit einer Wutgebärde schleuderte er das Paketchen auf die Chaiselongue. Der Pelikan fiel heraus und lag nun zwischen ihnen auf dem Teppich.

Der Alte stierte das Ding an. Was soll denn das?! Rein mechanisch, weil man doch einen königlichen Orden nicht so auf dem Boden liegen lassen kann, krümmte er den Rücken und streckte die Hand danach aus.

„Laß es, Vater!" Fast wie ein Befehl klang es.

Und der Rücken bog sich wieder in die Höhe, schlaff sanken dem Alten die Arme herab. Sein linkes Auge blinzelte in höchster Erregung. „Ja, mein Gott — mein Gott —" stotterte er. „Du — du glaubst es? Ist es denn — ist es denn wahr?"

Fritz reichte ihm den Brief: „Hier! Ein Brief von Herrn Koppenberg — er ist heidi! Das da hat er zurückgelassen!" Mit einer verächtlichen Fußbewegung schleuderte er den armen, unschuldigen Pelikan der Königin Miramolira weit fort, daß er unter einem Sessel verschwand. Dort konnte ihn die Dienerschaft auflesen.

„Bankerott!" entfuhr es dem Alten. Ein Entsetzensruf war es, der durch die Räume hallte.

„Pscht, Papa, die Leute, ich bitt' dich!"

„Sie lasen es schon in der Zeitung! — Und deine Frau — deine Frau?"

„Sie sagt, sie hätte darum gewußt, es wenigstens geahnt.“

„Und da gebt ihr diesen Ball?“

„Noblesse oblige, Papa!“

„Ich versteh’ euch nicht! Ihr wußtet — und gabt diesen Ball?“

„Nun, es war doch egal, meint sie. Sie ist schneidig! Alle Wetter nochmal, sie ist schneidig!“

„Und du? Und du?“

„Mit meiner Carriere werde ich wohl aufgeschmissen sein.“ Dies kam abermals in forciertem Näselton heraus.

„Aufgeschmissen, wieso? Was hast du zu büßen, wenn dein Schwiegervater ...“

„Koppenberg war ein nobler Kerl,“ unterbrach Fritz den Alten. „Er hat alles arrangiert. Oder glaubt doch, es arrangiert zu haben. Nur eins hat er übersehen bei seinem Arrangement: meine Schulden!“

Schulden! Das greuliche, häßliche Wort, dessen bloße Aussprache allein schon, nach des alten Achilles Meinung, einen Mann vor sich selber herabsetzt. Sein ganzes Innere krampfte sich zusammen. Also die Schande seines eigenen Blutes! Und die in der Zeitung haben recht, wenn sie mit Fingern nach dem Buchstaben weisen ...

„Ich werde den Abschied nehmen,“ fuhr Fritz fort. „Nehmen müssen.“

„Und — und ...“ Mehr als das brachte der Alte in diesem Moment nicht heraus. Auch dieser den Abschied? Es ist zu viel!

„Ich gehe nach Afrika. Erschrick nicht! Da ist Platz! Gouverneur werden, so was!“ Ein paar heisere Lachtöne gurgelten aus seiner Kehle. Plötzlich drückte er beide Fäuste gegen die Stirn: „Ah, ich weiß nicht, wie und was! Ich fühle meine Gedanken nicht mehr im Kopf. Ich habe einen ganz horriblen, einen ganz unglaublich greulichen Katzenjammer!“

Mein Gott, welch ein Wort! Sie sind bankerott und haben noch Zeit, sich mit Katzenjammer abzugeben! Der Alte war ganz starr.

Da ging die Thür auf, und Irmgard erschien. Sie trug eine Matinee von blauem Samt mit großer Schleppe, die ihre Gestalt beim Schreiten etwas hintenüber bog. Ihre Haare waren noch nicht geordnet, zigeunerhaft hingen sie ihr kraus um den Kopf. Steinern starr war der Ausdruck ihres Gesichtes, steinern dessen Farbe. Sie schien um mindestens zehn Jahre gealtert.

Ein unheimliches, verzerrt süßes Lächeln glitt um ihre Mundwinkel, als sie nun ihren Schwiegervater begrüßte.

„Ah, du, Papa! Das ist aber ...“ Und sie rauschte auf ihn zu, reckte ihre Arme, die dabei entblößt in ihrer herrlichen Weiße aus den weiten Aermeln ragten, empor, nahm ihn bei den Schultern und hauchte einen Kuß auf seine Stirn.

Albrecht Achilles wußte nicht, was er thun sollte. Die beiden fingen trotz allem an, ihn zu dauern. Er stotterte etwas, hielt inne — eine peinliche Pause entstand.

Endlich ließ Irmgard ein lautes, unwilliges „Nun?“ vernehmen, als wenn sie die unausbleibliche Aussprache durch einen Stoß erwecken wollte.

Fritz gab ihr auf die Frage Bescheid. „Na ja, wie gesagt, ich werde also gleich nachher in die Stadt fahren und Seine Excellenz um Dispensation vom Dienst bitten, in meinem Bureau zeige ich mich nicht mehr!“

„Und??“

Gleichzeitig entfuhr es sowohl Irmgards wie des Alten Munde, diesem in Entsetzen, jener in fragendem Unwillen: „Ja, was denn nun?“

Fritz zuckte seine breiten Schultern. „Wird sich finden!“ warf er hin.

„Natürlich muß es sich finden!“ bestätigte Irmgard. „Aber, Papa, du stehst?“ Und sie richtete die vorwurfsvolle Frage an Fritz: „Warum hast du Papa keinen Stuhl angeboten?“

Der Alte, dem längst die Kniee wankten, ließ sich auf den Sessel nieder und starrte sie beide an. Er begriff nicht! Wie konnten sie nur so reden, wie konnten sie nur

diese Angelegenheit, bei der es für sie um Sein oder Nichtsein ging, so nonchalant behandeln! O, er war kein Weltmann, er wußte nicht, daß der Codex der Gentlemanschaft solche wegwerfende Kühle bei innerer Vulkanerregung fordert. „Ich dachte — ich dachte," preßte er mühsam hervor, „es würde euch ganz anders mitnehmen! Mein Gott, mein Gott!"

Und der alte Mann machte aus seiner Verzweiflung über die Sache gar kein Hehl und rang die hageren Hände.

„O, wir sind tapfer!" rief Irmgard, mit einem halben Lächeln ihre Zähnchen weisend, wobei aber die Züge ihres Gesichtes steinern blieben. „Es war meines armen Vaters letztes Wort: „Tapfer! Das sollen wir sein. Und ich werde!"

Als müsse sie sofort eine Probe dieser Tapferkeit geben, schritt sie auf den Tisch zu, nahm die Schale voll Kirschen und bot sie ihrem Schwiegervater an: „Nimm, bitte!" Dabei erschien plötzlich ihr liebenswürdigstes Lächeln, und die Stimme nahm den bekannten zauberischen Kätzchenton an. „Sie sind wundervoll! Das Stück kostet circa zwanzig Mark! Nimm doch!"

Sie höhnte offenbar über ihr eigenes Schicksal. Der Alte stierte die Kirschen an, ihn schauderte, als wären die Früchte schuld an dem ganzen Verhängnis!

Aus Irmgards Antlitz verschwand plötzlich wieder das flüchtige Lächeln. Ihre dunklen Augen flammten unheimlich in dem fahlblassen Gesicht auf: „Wenn wir untergehen sollen, so werden wir nobel untergehen, das versichere ich dich!"

Nobel — welch ein empörendes Wort für die Situation.

Da erschien der Diener und meldete, die Tante wäre da!

„Wieso, die Tante?" brauste Irmgard auf. „Ich bitte: die Frau Oekonomierat! Nichts anders! Bitte sehr!" Und vor dem Blitzen ihres Blickes fuhr der Mann unwillkürlich mit den Hacken zusammen.

„Die Kerle werden schon unverschämt!" rief Fritz. „Na, warte! Pariert wird! Bis zum letzten!"

Da erschien Tant'-Minchen, im Negligé, mit flatternden Haubenbändern. Die Aufregung hatte ihr keine Ruhe gelassen.

„Ist es — ist es denn wahr?" zeterte sie noch in der Thür, die Hände verzweiflungsvoll erhoben.

„Was denn? Was denn, Tantchen? Aber ich bitte dich!" rief Irmgard. Und sie wollte noch eine weitere Probe ihrer Tapferkeit ablegen. „Ihr regt euch wahrhaftig mehr auf als wir selber. Ich denke, vor allem frühstücken wir zusammen!"

Aber es kam schon nicht mehr so tapfer heraus, wie es gemeint war, ihre Stimme schwankte merklich. Sie schlang den Arm um Tant'-Minchens breite Taille, um sie wirklich zu Tisch zu nötigen. Tant'-Minchen aber wand sich herum und umschlang Irmgard mit beiden Armen: „O, mein Gott! Mein Gott!" jammerte sie.

Und siehe da, es geschah etwas wie ein Wunder, jedenfalls etwas ganz Unerwartetes: Irmgard wehrte nicht, entzog sich nicht der Umarmung, und jetzt sank ihr Kopf auf die Schulter der alten Dame. Es war ein jäher Bruch ihres Wesens, wie eine Aufgabe jedes weiteren Versuchs von Tapferkeit oder der Heuchelei einer solchen.

Tant'-Minchen hatte keine Kinder besessen. Nie hatte sie das Glück kennen gelernt, daß eine liebende Tochter Zuflucht suchte in ihren Armen. Jetzt in der Katastrophe dieser Stunde verspürte sie einen Hauch dieses Glückes, und in ihrem braven, stets zur Verzeihung bereiten Herzen verschwand all die Demütigung und die Unbill, die sie im Laufe dieser Jahre von Irmgard erduldet. Sie fühlte in diesem Augenblick nichts als Mitleid, erbarmendes Mitleid: „Mein Kind! Mein armes Kind! . . ."

Kurz nachher stand der kostbare Trakehner vor dem Portal der Villa. Der Legationsrat Achilles wollte nach Berlin hineinreiten, wie er es oft genug gethan, der Groom auf dem zweiten, nicht minder bemerkenswerten Pferde hinter ihm. Hinein zur Wilhelmstraße, hoch und stolz zu Roß, nun gerade wollte er es! Zum letztenmal, ehe er für immer aus dem Sattel stieg! Er wollte vor seinen

Vorgesetzten hintreten, diesem alles beichten und gleichzeitig seinen Abschied aus dem kaiserlichen Dienst erbitten.

Und dann: Ade, Trakehner und Groom und die ganze Herrlichkeit!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es lag Frühlingsahnung in der Luft. Noch lag auf dem großen Teich des Zoologischen Gartens eine langsam verschmelzende Eisschicht, aber die Sonne wandte sie zum gleißenden Spiegel, in dessen lachenden Reflexen sich das Reiher- und Entenvolk kreischend und gackernd lustierte. Im warmen Scheine sonnten sich die Seelöwen und Seehunde, und aus allen Häusern, Pavillons und Käfigen kam fröhlicher Lärm. Die kleinen Abonnenten des Gartens bevölkerten heute in hellen Scharen die Wege und Plätze; Spreewälderinnen wie „Fräuleins“ hielten die Bänke besetzt, und aus dem duftigen Spitzenwerk der Kinderwagen witterten die neugierigen Näschen die erste köstliche Frühlingsluft.

Auch in das Löwenhaus drang die Frühlingsahnung. Durch die Oberfenster strahlte der Sonnenschein und brachte die Zeichnung der Tiger- und Leopardenfelle zur herrlichsten Wirkung. Nur Seine Majestät den großen Kaplöwen schien die neue Wettergunst gar nicht anzufechten. Er stand gelassen und hochmütig, des nippesartigen Menschengetriebes gar nicht achtend, hinter dem Gitter, mit dem bekannten, durch alle Wände dringenden Starrblick.

Erzengel war heute sehr zufrieden mit der Haltung seines Modells. Gerade diese Stellung brauchte er. Mit seinem ambulanten Modelliertisch war er vor dem Käfig stationiert und bosselte an der kleinen Aktstudie eifrig, sehr eifrig.

O, es ging ihn gar nichts an, daß hinter ihm, in dem Halbrund, wo das lebhafte Panther- und Leopardengeschlecht hauste, noch jemand arbeitete! Auch einer vom Tierfach, oder vielmehr „eine“. Denn man ist durchaus nicht ge-

kommen, was man etwa glauben könnte, um „jemand“ hier zu treffen!

Hertha Bläser hatte sich im Verlauf ihrer künstlerischen Studien von den Katzen niederer zu denen höherer Ordnung aufgeschwungen, sie zeichnete jetzt mit Erfolg die Pantherart. Von einer bekannten Porzellanhandlung, die solche Tierfiguren auf den Markt brachte, hatte sie sogar einen hübschen Auftrag. Und sie würde später auch noch zu den Löwen avancieren!

So arbeitete sie nicht minder fleißig als Erzengel. Sie saß auf einem niedrigen Schemel, vor sich den zierlichen Aquarellrahmen, und pinselte, pinselte. O, auch sie ging es gar nichts an, daß hinter ihr jemand Löwen modellierte! Nur der Kunst wegen war sie da, nur aus Begeisterung für die Sache!

Herr Mäusel, der bekannte Oberwärter des Löwenkäfigs, ging ab und zu, mit seinem luchsscharfen Inspizierblick überall nach dem rechten sehend. Hier richtet er ein begrüßendes Wort an den Königstiger; dort schmiegen sich die jungen Löwen zutraulich ans Gitter, um ihre wolligen Köpfe von seiner Hand krauen zu lassen; jetzt fährt er den Wärter an, der im Verschlage die Fleischportionen für die Fütterung vorbereitet: ob das die Koteletten nach Vorschrift seien, ob die Bestien verhungern sollten? Nur die beiden Künstler läßt er heute unbeachtet. Sie sind so „verbiestert“ heute — am Ende gar verstimmt? Ein seltsames Paar! Man sollte meinen, ein Ehepaar, das miteinander „mault“. Oft hatten sie sich unterhalten, und Mäusel hatte das Seinige zur Belebung der Unterhaltung gethan; sie, die Pantherdame, kann so herzhaft lachen, die in den Käfigen haben ordentlich ihre Freude daran — aber heute verhalten sich die beiden mäuschenstill. Er, der Löwenherr, ist sonst so aufmerksam gegen sie, aber heute wendet er ihr beharrlich den breiten Rücken zu. Ob sie wohl heute wie sonst gemeinsam die Arbeit verlassen werden, nachdem sie ihre Apparate in dem Verschlag bei ihm untergestellt? Diese Frage beschäftigt Herrn Mäusel lebhaft. Warum machen sie nicht voran? Nämlich mit ihrer Verlobung!

Das nennt sich „Sie" und „Fräulein", und von einem sogenannten „Verhältnis" ist gar keine Spur vorhanden. Heiliges Dromedar, wenn man dies Gezappele sieht! ... Kinder, heiratet euch doch, wenn es denn nicht anders ist! — Dies war Herrn Mäusels, des Oberwärters, Meinung über das Paar.

Plötzlich geschah etwas, das dies stumme und fast mürrisch aussehende Dos-a-dos endlich zur Lösung brachte. Es ist die Gewohnheit arbeitender Künstler, ihre entstehenden Kunstwerke von Zeit zu Zeit aus gewisser Entfernung auf ihre Wirkung zu prüfen. Erzengel, ganz im Eifer der Arbeit, machte soeben ein paar Schritte rückwärts, stand und blinzelte, das Modellierstäbchen in der Hand, neigte den Kopf und ließ ein brummiges „Hm" vernehmen. Hertha war gleichfalls aufgestanden, that ebenfalls ein paar Schritte zurück, prüfte mit seitwärts geneigtem Kopf ihr Aquarell und rümpfte das Näschen etwas unzufrieden. Der Raum, der die beiden Arbeitsstätten trennte, hätte Platz genug geboten für diese gemeinsame Inspektion, wenn auf beiden Seiten nicht noch ein paar Rückwärtsschritte benötigt worden wären. Dann bums! Da war es geschehen: Künstler und Künstlerin fuhren mit dem Rücken zusammen. ...

Und gleich, mit der Wirkung eines Gummiballs, prallten sie wieder voneinander ab. „Donnerwetter!" rief Erzengel.

„O je!" rief Hertha.

Und nun standen sie herumgewandt und starrten sich gegenseitig an, ganz verdutzt: wie war denn das möglich gewesen?

Herrn Mäusels heiseres Lachen schallte durch den widerhallenden Raum.

Herthas Gesicht stand natürlich in Flammen, und Erzengels Rubenskopf glühte wie ein Leuchtturm. Endlich fand er ein Wort: „Pardon, mein Fräulein, ich wußte nicht ..."

„Die Schuld ist auf meiner Seite, Herr Engel," fiel sie ein. „Ich war so dabei, daß ich gar nicht ..."

Herr Mäusel trat hinzu, über das ganze verwitterte Gesicht grinsend: „Dat nennt man eene Krambolasche!“ Listig schmunzelnd und sich an dem Anblick der beiden Verlegenen weidend, strich er seinen schönen, langen, grauen Wellenbart. „Det heeßt, wenn et noch mal eene Krambolasche muß sind, nich so Dos-a-dos! Hoffentlich hat sich keener von die Herrschaften keenen Schaden nich gethan! Sehen Se bloß 'mal den Königstiger, der is janz paff vor Verwunderung.“

In der That war der sonst so kalte, grausame Blick des gewaltigen Raubtieres jetzt mit einem Ausdruck fast wohlwollenden Verständnisses auf sie beide gerichtet, was ihre Verlegenheit nur noch vermehrte.

Das Eis war gebrochen. Es war unmöglich, gleich darauf wieder in die stumme Arbeitsverlorenheit zurückzufallen. Hertha trat an den Modelliertisch heran und prüfte Erzengels Arbeit. „Wundervoll!“ rief sie, übertrieben, um vollends über die Scene hinwegzukommen. „Großartig! Lebendiger kann man ihn nicht auf die Beine stellen!“

„Ich bitt' mir aus, Fräulein! — Sie wissen, ich kann so was nicht vertragen! Kritik, ja — aber Lob, brrr!“ Und sein mächtiger Künstlerkopf schüttelte sich in komischer Abneigung.

„Was ist, ist, Herr Engel!“ antwortete sie, und sie nahm dabei ihre rechthaberische Gönner- und Kennermiene an. O, sie hatte profitiert! Sie war keine pure Dilettantin mehr. Excellenz Bläser findet diese Art zwar unausstehlich, aber insgeheim freut er sich doch, wie seine Aelteste sich nun immer mehr zu „was Selbständigem“ herausbildet.

„Er ist famos gebaut,“ fuhr sie fort, auf den Löwen weisend, dazu eine energische Kurve durch die Luft ziehend, die den Linienschwung des Raubtieres erläutern sollte.

„Ist er,“ bestätigte Erzengel. „Hochelegant im Widerrist.“

„Det heeßt,“ fiel hier Herr Mäusel ein, „hochelejant, na ja, meinswegen! Aber een Löwe un hochelejant?

Sagen Sie det 'n Seehund oder's Känguruh. Die werden sich jeschmeichelt fühlen. Aber 'n Löwe!"

Das Wort war in seinen Augen eine Herabsetzung. Er nahm die Stange und stieß den Löwen leicht in die Flanke.

Das Tier beachtete es nicht. „Du Elejanter du! Abdallah! Hörste nich?"

Jetzt reckte sich der gewaltige Kopf aus dem gelbbraunen Mähnenwald, der Rachen öffnete sich, weiter und immer weiter, und der ungeheuere, mit den scharfen Zähnen bewaffnete Abgrund gähnte ihnen entgegen. Ja, ein wirklicher, langgedehnter Gähnelaut, das volle Zeichen der Verachtung, hallt durch den Raum. Dann schüttelte das Tier sein weiches Fell, wie man einen Mantel schüttelt, schlug mit dem Schweif auf den Boden, daß es dröhnte, und ließ sich im Winkel des Käfigs nieder.

„Wie schade!" meinte Erzengel. „Mit der Position ist's nun vorbei!" Doch insgeheim war ihm die Pause nicht unwillkommen. „Na, lassen Sie mal sehen, Fräulein!" sagte er, sich zu Herthas Staffelei herumwendend. Und seinerseits machte er nun den Gönner, ja den gestrengen Lehrmeister: „Schön! Na ja! Aber die Linie! Viel mehr Linie, ich bitt' Sie! Fester, wissen Sie! Zu zimperlich! Die Bestien muß man tüchtig anpacken! Darf ich?"

Ohne die Antwort abzuwarten, ungeniert nach Art der Professoren, ließ er sich auf dem Schemelchen nieder, nahm den Pinsel, tunkte ihn ins Wasserglas ein, mischte und begann daraufloszupinseln mit so resoluten Strichen, daß es Hertha bange ward für ihr Kunstwerk. Und wieder war er ganz bei der Sache! Oder wollte er mit dem Eifer etwas andres verdecken, das in seinem Innern gärte und brandete?

Wieder sprachen sie kein Wort. Ringsum der Rumor in den Käfigen, das Anprallen der wuchtigen Körper gegen Gitter und Wände, die nervösen, hin und her pendelnden Schweifbewegungen, drohende Knurrlaute, Gähntöne, Miau und Gefauch und Gemaul; hie und da der Ansatz eines

heiseren Gebrülls. Bonnen mit Kindern kamen und gingen, und in das vielstimmige Konzert der Tiere mischten sich das liebliche Geplauder und die Freudenrufe der Kleinen.

Hertha stand neben dem Künstler, und ihr Blick glitt über sein Haar hinweg und über die Verkürzung seines Profils auf das energische Hin=und=her=tasten seiner aus=gearbeiteten Künstlerhand. Er fühlte sehr wohl diesen Blick, etwas Magisches, das bis in die Hand hinein seine Wirkung übt, so daß sie immer unruhiger wird und nun immer derber losfährt. O, er weiß schon, da, wenn sie so neben ihm hält und beide kein Wort über die Lippen bringen — nur ihren Gedanken hingegeben, die miteinander Zwiesprach halten — da ist's am gefährlichsten, da wird es doch mal herausplatzen! Und er hatte Angst vor diesem Heraus=platzen, obgleich er es ersehnte und wünschte nun schon zwei Jahre lang. Denn es könnte vielleicht nicht so ge=schehen, wie es geschehen müßte, auch würde er wohl nie die rechten Worte dazu finden, und dann, dann wäre auf einmal alles verdorben. Oder das Herausplatzen käme zu früh und würde ein Unheil anrichten wie eine vorzeitig explodierte Granate, und dann wäre alles vorbei. . . . Ihre schöne, liebe, traute Kameradschaft, die müßte dann auf=fliegen! Und um dieser jedenfalls sicheren Kameradschaft willen wäre es besser, an sich zu halten und die gefähr=licheren Situationen lieber zu vermeiden. Jawohl, nichts Gefährlicheres, als so nebeneinander zu stehen und nichts dabei zu sagen. Lieber Aug' in Auge! — Da fände er auch nicht die Courage zum Losplatzen, und es bliebe alles beim alten — bei der schönen, lieben, trauten Kamerad=schaft. . . .

Möglich, ja sogar gewiß, daß die Granate diesmal geplatzt wäre, denn Erzengels Hand wurde immer hastiger, sie schien schon nicht mehr zu wissen, was sie vollführte unter der magischen Wirkung von Herthas Blick; das Pantherbild drohte sich ins Ungeheuerliche zu verzerren — als auch dieser gefährlichen Spannung endlich eine Lösung von außen kam. Die beiden Panther, die bisher ganz friedlich miteinander verkehrt hatten, fuhren plötzlich nach

ein paar kurzen, scharfen, drohenden R-Lauten gegeneinander los; der Boden des Käfigs erzitterte unter ihrer wütenden Balgerei.

„Oho!" rief Erzengel, mit dem Pinseln innehaltend. Und er atmete auf. Diesmal also doch noch nicht! ... Und er legte den Pinsel hin.

Herr Mäusel war sofort zur Stelle. Mit einem unteroffiziermäßigen Drohruf brachte er den Zweikampf zum Stehen. Dann erläuterte er: „Sonst hat sich dat sehr jerne, nur daß dat sich nich so aussprechen dhut!"

Erzengel glotzte den Wärter groß an: Wieso? Er meint doch nicht etwa sie beide? Ach nein, er meint jedenfalls das Pantherpaar: dies ist ja nur ein kurzer Zwist, und sonst haben sie sich ja sehr gern!

Aber das Aussprechen! Das Wort schuf eine plötzliche grelle Beleuchtung der Situation! Erzengel fuhr wie alarmiert von dem Schemelchen empor, sein Antlitz leuchtete wieder, er wollte etwas sagen, aber nur ein paar unartikulierte Wortversuche stolperten über seine Lippen. Denn seine Augen hatten die ihren getroffen, und — wieder aus war es mit der ganzen Courage! Und es hätte doch nur derselben Worte bedurft, die Herr Mäusel soeben gesprochen!

So kam es, daß die liebe, schöne, traute Kameradschaft für diesmal noch gerettet blieb.

Stumm, aber in seltsamer Ergriffenheit wandte sich Erzengel ab. Eine gar gefährliche Stelle, die da! Und er stand wieder an seinem Tischchen und bastelte, wütend über sich selber und Herrn Mäusel und die beiden Panther. Basteln, schaffen, arbeiten, nichts hören noch sehen. ...

Ob sie wohl auch wieder bei der Arbeit sitzt, und alles wieder so ist, wie es vordem war? Beileibe nicht umschauen! Nicht einen seitlichen Blinzelblick! Ja, jawohl, sie sitzt dort und arbeitet, denn er spürte es ganz deutlich an dem gewissen magischen Gekribbel, das ihm über den Rücken rieselt. Nun, dann also gut! Was will er mehr? Basteln, basteln, arbeiten. ...

Plötzlich, durch eine jähe Bewegung eines Tieres in

einem der Käfige veranlaßt, glitt sein Blick zur Seite, und er erschrak. Das Kribbeln und magische Rückenrieseln hatte ihn also doch belogen: denn sie arbeitete mit nichten hinter seinem Rücken, sondern stand dort, seitlich von ihm, vor der einen Käfigkoje, die Arme auf das Geländer gelehnt, natürlich ihm den Rücken zugekehrt, und betrachtete oder vielmehr studierte den Bewohner der Koje; es war der große Königstiger. Ein Sonnenstreif traf gerade diese Stelle, fuhr vergoldend und wie verklärend über ihre Gestalt hin und über ihr schönes, blondes Haar, das in üppigen Flechten ihren Scheitel krönte. Wie schlank sie ist! Wie graziös ihre Haltung! Wie süß das alles! Wie begehrenswert! ... Und wie dumm, wie ungeschickt, wie beschämend, nicht mit einem kecken Entschluß zuzugreifen!

Der Modellierstab zitterte ihm zwischen den Fingern, vor seinen Augen flimmerte es, und jetzt stieß er aus Versehen dem Wachslöwen mit dem kleinen Instrument in die Flanke, wie Herr Mäusel die Originallöwen in die Flanke zu stoßen pflegt. Er schleuderte das Ding zu Boden. So war ihm noch nie gewesen! Sein ganzes Wesen war wie von einem prasselnden, flackernden Brand erfüllt. Der Atem schien ihm zu versagen.

Und so, in diesem Zustand vollkommener Wehrlosigkeit fand er sich plötzlich — er wußte nicht, wie er hingekommen war — neben ihr an der Balustrade stehen. Nur wenige erregte Herzschläge lang zögerte er, wobei vor seinen verwirrten Augen die wundervolle Zeichnung des Tigerfelles kaleidoskopisch zu tanzen schien; dann sagte er, fest und ohne zu stolpern und auch ohne daß sich Herr Mäusel als Souffleur hinter ihm eingefunden hätte: „Sehr gern haben, ja, jawohl, nur daß sie sich nicht aussprechen können. ..."

Später, als sie sich längst angehörten, und sie oft genug diese possierliche Art der Liebeswerbung belachten, behauptete er immer wieder, er hätte mit seiner Anrede wahrhaftig nur das Pantherpaar gemeint.

Sie schrak zusammen, wandte sich herum. Eine Blässe hauchte über ihr Gesicht.

„Fräulein —“ jedenfalls der Beginn einer beabsichtigten neuen Anrede von seiner Seite. Nur daß er damit über dies eine Wort nicht hinauskam. Eine flehende Bitte lag in dem Wort: ihm das, was doch nun unabänderlich geschehen müßte, nicht zu schwer zu machen! Damit legte sich seine Hand auf die ihre, die das Geländer gefaßt hielt. Und gleich verbesserte er das Wort, als wenn seine Courage plötzlich riesengroß angewachsen wäre durch diese Berührung, trotzdem doch hier wieder sein Blick dem ihren gegenüberstand.

„Hertha!“ rief er, und das Leben seines Innern zitterte in dem Wort nach. Zitterte sogar hinein bis in die schlanken Fingerspitzen der andern Hand, die er umfaßt hielt.

„O Gott!“ Doch nur über ihre Lippen kam dieser freudige Schreckruf. Ihre Augen, ihre strahlenden Augen dagegen riefen: „Ja, ja, ja! Ich liebe dich, wie du mich liebst! — auch ohne Worte — unaussprechlich lieb' ich dich! . . .“

In der heroischen Zeit pflegte ein Donner vom blauen Himmel herab feierliche Gelübde und Gelöbnisse zu bestätigen. Auch hier fand sich eine ähnliche Bestätigung ein. Plötzlich erhob Abdallah seine gewaltige Stimme und ließ aus dem Abgrund seiner Kehle einen bruststprengenden Donner los. Die Fenster da oben klirrten, so mächtig rollte dieser Donner daher über das Raubtierhaus. Sofort waren alle Käfige im Alarm. Der Somalilöwe antwortete samt seiner Gattin und den noch kätzchenhaft miauenden Kleinen. Die Tiger und Leoparden, Jaguare und übrigen Riesenkatzen stimmten in das Konzert ein, so lebhaft, daß die Gitter unter ihren Sprüngen wackelten und das Haus wahrhaftig zu wanken schien. So feierten die Tiere ihres Darstellers Verlobung.

Manche von den anwesenden Kindern fürchteten sich, die meisten aber juchzten und jubelten vor Freude. Unter diesem ohrenbetäubenden Lärm verließen die Liebenden das Haus, beide noch ein verlegenes Lächeln auf den Lippen, Hand in Hand.

Erst die Sonne da draußen löste das Wort von ihren Lippen. In glückseliger Hast wurden Pläne entworfen, wie sie Verlobten aus dem Herzen quellen. Natürlich soll es sofort „publik“ werden! Warten nicht alle darauf? Sofort soll und muß Excellenz Bläser seine Einwilligung geben! Und Engels alte Mutter wird telegraphisch benachrichtigt. Und das brave Tant'-Minchen, was wird das sich freuen! Dann die lachenden, schnell al fresco hingeworfenen Zukunftsbilder. Sie werden also ein Atelier gemeinsam haben, fortan werden sie immer Seite an Seite arbeiten! Was wird das für ein Schaffen werden! Herrgott, wie leuchtet doch heute der Sonnenschein! Wie glänzt der blaue Himmel! Wie ist die Welt so schön, auch an einem allerersten Vorfrühlingstag, wo noch kaum die ersten Knospenspuren an den Zweigspitzen stecken und die Schneeglöckchen erst ganz schüchtern aus der Erdscholle hervorlugen. . . . Aber der Frühling wird kommen! Er muß! Er muß!

Plötzlich stutzte Erzengel. Dort in dem Korso der in dem warmen Scheine promenierenden Kinderwagen hatte er etwas durch seine Größe und die zarte Bläue der Ausstattung besonders Hervorleuchtendes entdeckt.

„Es sind sie!“ rief er freudig.

„Wer?“

„Na, die Zwillinge!“

„Das ist aber hübsch! Als ob sie geahnt hätten!“

„Sie ahnen es schon seit ihrer Geburt, und es gibt jemand, der es ahnt seit dem Moment, wo er einen andern jemand zuerst gesehen.“ Und der brave Erzengel wunderte sich selbst, wie leicht jetzt das alles über seine Lippen kam.

Den Wagen mit den Zwillingen — es war einer jener extra konstruierten doppelschläfrigen mit zweifachem Verdeck — führte Kaiserin Maria Theresia, ganz imperiale Würde und Großartigkeit in Statur und Haltung, bis auf den von irgend einer Klientin ererbten Hut mit der Straußfeder, bis auf die Andeutung einer Schleppe, die ihr Kleiderrock selbst hier im Freien markierte.

Wer schritt dahinter? O Ueberraschung: Tant'-Minchen und noch eine Dame, etwas besonders Schönes, Prächtiges, Elegantes, geschmückt mit dem kostbarsten und strahlendsten Schmuckstück, das ein Weib anzulegen vermag — Mutterstolz genannt. Es war Frau Erich Achilles.

Natürlich geriet Tant'-Minchen in Ekstase über die frohe Nachricht. „So plötzlich! Ich dachte, es würde nie werden!" meinte sie nach dem ersten Freudenausbruch. „Aber Kinderchen, ihr hättet wohl können ..."

Sie schluckte das Ende des Satzes hinunter. Sie meinte, sie hätte wohl ein Anrecht gehabt, kurz vor dem Ereignis davon avertiert zu werden! Und es war dies in dieser sonnenfrohen Stunde der Schatten, der sich auch hier wie immer einstellte: ein Verdacht, daß man sie absichtlich übergehen wollte, zugleich mit der geheimen Angst, wie es erst werden würde, wenn ihre wahren Vermögensverhältnisse endlich einmal ans Licht kämen.

Und die Zwillinge? Mit ihren blauen Aeuglein, echten Achillesaugen, guckten sie das Paar an, als wenn sie schon ein Verständnis hätten! Und Erzengel meinte, das eine, nämlich der Knabe da, hätte ihm zugenickt, ganz deutlich!

„Erstlich ist es nicht der Knabe, der da —" fiel Maria Theresia, kritisch und protestierend wie immer, ein — „und Herr Engel verwechselt wieder. Zweitens können sie das noch nicht in diesem Monat. Thun sie auch noch nicht — bitt' Sie! Zunicken! Aber wenn Sie damit vorlieb nehmen wollen, wenn ich Ihnen gratuliere ..."

Damit reichte sie Erzengel und seiner Braut die Hand. Sie freute sich wirklich. Allein schon, weil doch nun der ewige Streit mit Herrn Engel über den einen Grad Réaumur bei dem Zwillingsbade aufhören würde: denn Verlobte, o, das kennt sie, haben Wichtigeres zu denken!

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Villa Auguste enthielt ein Zimmer, in dem der Geist des seligen Xenophon umging, aus Rache dafür, daß er von den drei jungen Achilles während ihrer Tertianerzeit so gemartert worden war. Doch der jemand, der diesen bescheidenen Raum in der jetzigen Periode unsrer Achillesgeschichte bewohnt, fürchtet solchen Geisterumgang nicht. Irmgard Achilles, geborene Koppenberg, ist nie gruselig gewesen. Was sie fürchtet, das ist das Triumphgeheul und das mißtönige Halali derjenigen häßlichen Gespenster, die in unsrer sogenannten Gesellschaft ihr Wesen treiben: die Schadenfreude, wenn eines ihrer Mitglieder einen eklatanten Strauchelfall gethan; der krasse Wechsel der Gesinnung, der unsre Freunde befällt, sobald wir sie nicht mehr zu bewirten in der Lage sind; die Undankbarkeit derer, die vergnügte Stunden oder gar Wohlthaten in unserm Hause genossen; die herzliche Genugthuung, wenn der große Maskenbüttel, das Schicksal, der schönsten Maske den Flittertand vom Leibe reißt und sie nun dasteht, jämmerlich und erbärmlich in ihrer Blöße. Holla, wie sie rennen, wenn es gilt, eine arme Sünderin am Pranger stehen zu sehen!

„Aber ich will nicht am Pranger stehen!" ruft Irmgard Achilles, geborene Koppenberg. Darin ist sie die Tochter ihres Vaters. Man braucht sich nicht noch treten zu lassen, wenn man am Boden liegt! Und nur nie den Mut verloren und die Hoffnung, daß man sich wieder aufrichten wird.

Der Zusammenbruch des Hauses Koppenberg hatte sich als verhängnisvoller herausgestellt, als der alte Pflastergeselle selbst geahnt. Die Villa an der „Ochsenzunge", die der Alte seinen Kindern gerettet zu haben glaubte, war ebenfalls von den Gläubigern mit Beschlag belegt worden. Fritz Achilles und seine Frau hatten versucht, auf der zusammenbrechenden Bühne auszuhalten, nur wenige Tage lang, aber was hatten sie während dieser Tage alles

zu ertragen! Die hämischen Gesichter der Dienstboten, den Hohn, der ihnen durch die Fenster hereingrinste und hinter jedem Vorhang wisperte! Und endlich waren sie mürbe und hatten nur das eine Bedürfnis, nichts zu hören, nichts zu sehen, still auf die Seite zu kriechen — und wie willkommen war ihnen jetzt die Gesellschaft des Xenophon-gespenstes!

Und so hatte es Tant'-Minchen keine zu lange Ueberredungsmühe gekostet, das Paar zu einer Uebersiedelung nach der elterlichen Nachbarvilla zu bestimmen, wo man ihnen jenes Zimmer zurechtmachte. Ja, hier schliefen sie in den Betten der ehemaligen Gymnasiasten, da von dem kostbaren Mobiliar, das ihnen ja ohnehin nicht mehr gehörte, nur weniges in dem engen Raum Platz gefunden hätte.

Es war ein grausamer Kontrast, Irmgard in ihrem luxuriösen Negligé inmitten der wenigen herübergeretteten Toiletteutensilien und mancherlei als Andenken wertvollen Nippes und Nichtigkeiten, zwischen den einfachen, an einer Seite dachartig abgeschrägten Wänden hausen zu sehen, wo die Kritzeleien der Knabenhände noch zu schauen waren, als einzige Aussicht aus dem niederen Fensterchen das Geäst der großen Kastanie mit ihren noch winterharten Knospenballen an den Zweigspitzen, und durch das Geäst hindurch schimmernd ein Stück des braungrünen Föhrenwaldes. Hier verbrachte sie, sitzend oder liegend, die Tage in dumpfem Hinbrüten, wie betäubt von dem Inhalt der großen Quartbände, die Tant'-Minchen aus ihrem Vorrat eingebundener Journale nicht müde wurde heranzuschleppen.

Während dessen betrieb Fritz in Berlin seine Angelegenheiten, denn er hatte seinen Abschied nun erhalten, und es galt, die Basis für eine neue Carriere zu gewinnen. Er hatte viel Verbindungen in der Kolonialbranche, und er hätte manche Chancen zur Erreichung seines Zieles gehabt, wäre nicht die Scham gewesen, sich zu zeigen als zu Boden geschlagener Mann, die Phrasen falscher Teilnahme einzuheimsen, dort zu bitten und gar zu betteln, wo er bisher zu begönnern und zu gewähren pflegte.

Man hatte ihm gleich in den ersten Tagen einen Posten in einer südwestafrikanischen Explorationsgesellschaft angeboten, der er während seiner Thätigkeit im Auswärtigen Amt einige wichtige Dienste geleistet hatte. Es war in einem verlorenen Winkel da unten, im mörderischen Sumpfklima, wo die Krokodile in den Dschungeln lauern, und noch zögerte er anzunehmen. Nicht seinetwegen! Aber würde sein Weib dort nicht zu Grunde gehen? Sie, die nur den Luxus gekannt hat und an Entbehrungen nicht gewöhnt ist?

Aber die verletzte Achillesehre stachelte ihn — als wenn infolge seines Unglücks jener Geist in ihm erwacht wäre, der damals in der Leipziger Völkerschlacht seinen Ahn, den Feldwebel, bei der Erstürmung des Grimmaischen Thores Wunder der Tapferkeit hatte verrichten lassen. Und der Anblick des alten Vaters reizte ihn. Zwar kam kein Wort des Vorwurfs oder des Tadels über dessen Lippen, aber er sah ihn sich still in seinem Sorgenstuhl vergrämen und den Kummer, der an seinem Familienstolz nagte, hinter der aufgeschlagenen Zeitung verbergen. Er sah, wie er auf jeden Ton im Hause lauschte — ob gewisse Tritte sich nicht vernehmen lassen wollten — die Irmgards, die doch aus ihrem Versteck da oben hervorkommen, Vertrauen fassen und kindlich sich an seine Kniee schmiegen sollte ...

Aber Irmgard hatte sich hartnäckig geweigert, die Xenophonstube zu verlassen, ihr freiwilliges Gefängnis. Nur Tant'-Minchen hatte Zutritt bei ihr. Doch auch gegen diese klagte sie nicht mehr, sie hielt ihr Herz verschlossen, als ob sie es bereute, daß sie sich an jenem verhängnisvollen Morgen hatte so hinreißen lassen.

Es konnte nicht lange so fortgehen. Und eines Morgens, nach einer Nacht, in der man die Ehegatten lange, lange hatte diskutieren hören, denn der Fachwerksbau hatte etwas Sonores, trat Fritz ins Eßzimmer: „Du, weißt du, Papa, ich gehe hin!“ rief er.

„Wohin?“ Mit blöden Augen schaute der Alte auf.

„Na, du weißt doch —“

„Aber das Fieber!“ zeterte Tant'-Minchen.

„Ach was da! Ich bin gefeit. Ich bin kräftig!“

„Und deine arme Frau?“

„O, sie ist tapfer! Natürlich geht sie mit! Nicht gleich, natürlich. Ich will erst hin.“

Wie die unzähligen Falten in dem Gesicht von Albrecht Achilles in Bewegung gerieten! Wie sein linkes, sein Rechenfehlerauge zu zwinkern begann!

„Das heißt, ohne deine Erlaubnis, Papa, thu' ich's nicht!“ sagte Fritz, der Heuchler.

Der Alte winkte stumm mit der Hand: „Ja, geh! geh!“ sollte es heißen. Er atmete wie nach einer Erlösung auf. Gottlob, die Achillesehre war somit doch noch gerettet! In seinen wimperlosen Augen flimmerte es feucht, und er reichte seinem Sohne die Hand: „Geh mit Gott!“ sagte er, „und — und —“

Er stockte.

„Nun, Papa?“

„Wie wäre es — wenn du sie — herunterholtest?“

Denn Irmgard dauerte ihm in ihrer Verbannung. Mochte geschehen sein, was wollte! Und während Fritz dort unten in Afrika Quartier macht und sie noch in seinem Hause weilt, soll sie gleich seinem eignen Kinde gehalten werden. Ja, das soll sie! Alles soll vergeben und vergessen sein!

Zu Tische hatte Tant'-Minchen noch ein viertes Gedeck aufgestellt. Und Irmgard erschien. Mit ihrem bekannten, liebenswürdigen Lächeln oder doch mit dem Versuch eines solchen. Denn: sich nichts anmerken lassen, tapfer sein! ... Doch ihre Wangen waren blaß, und die berühmten Grübchen darin waren verschwunden. Und seltsam scharf glänzten ihre schönen Augen.

Alle waren sie tapfer und hielten an sich, und so gestaltete sich dies Mittagessen, wenn auch einsilbig, doch nicht ganz unerquicklich.

Nach Schluß des Mahles, als man schon aufgestanden war, streckte Albrecht Achilles seine Arme nach Irmgard aus und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn: „Ich bin

ein alter Pedant, ich weiß," sagte er. „Wenn jemand vierzig Jahre seinem König am Bureaupult gedient und circa hunderttausend Rechnungen — o, es reicht nicht mal! — revidiert hat ... aber ich bin kein Ungeheuer! Nein, das bin ich nicht — und — und hier wird künftig dein Platz sein, an unserm Tisch, hörst du?"

Das letzte kam ziemlich energisch heraus.

„Wie du wünschest, Papa!"

Der Kontrakt mit der afrikanischen Gesellschaft wurde noch am selben Tage perfekt. Eine Tropenequipierung war aus Hamburg schnell beschafft, und so sagte Fritz nach einigen Tagen dem alten Europa Valet, nicht ganz so heimlich wie sein Schwiegervater, aber immerhin war es ein klägliches Davonschleichen gegenüber der Rolle, die er bis dahin in der Gesellschaft gespielt hatte.

Irmgard erschien seitdem regelmäßig zu den Mahlzeiten, und an den Abenden, nach Tische, spielte sie mit Papa eine Partie Sechsundsechzig, um bald darauf wieder ihr Zimmer aufzusuchen, die Einsamkeit, wo sie den Stundengang zu vergessen strebte, indem sie das romantische Labyrinth durchirrte, zu dem ihr Tant'-Minchen den Eingang gewiesen.

Erst mit dem Eintreffen der Schwalben konnte Nachricht von Fritz da sein. Endlich langte sie an. Es war nicht viel Tröstliches. Der böse Ruf des betreffenden afrikanischen Winkels fand sich vollauf bestätigt: Sumpf und Eintönigkeit, Fieber und Ungetier jeglicher Größe machten die Gegend zu einem ziemlich ungemütlichen Aufenthaltsort, und Europäer, hieß es, vermöchten nur auf verankerten Schiffen zu hausen. Irmgard erschrak bis ins Herz hinein. Es mußte noch schlimmer sein, denn in diesem Briefe fehlte jede Spur des bekannten schnodderigen Humors, den Fritz sonst nicht leicht zu verlieren pflegte. Mein Gott im Himmel! Das ist ja das Aufgeben alles dessen, was man „Leben" zu nennen berechtigt ist, wenn man jung und schön ist ... lieber gleich eine andre Art Ende!

Nur nicht so erbärmlich zu Grunde gehen! Ihr ganzer Jugend- und Schönheitsstolz empörte sich in ihr.

Wilde, waghalsige Pläne jagten durch ihr Hirn. Wie wäre es, zu fliehen, sich davonzumachen, alles im Stich zu lassen? ... Vielleicht Zuflucht zu suchen bei ihrem Vater, von dem gute Nachricht aus Melbourne kam; er war schon wieder im Begriff, Boden unter den Tatzen zu spüren. Aber wie feige war das! Und den alten, braven Leuten sollte sie bei allem Leid, das diese schon mit ihr erduldet, auch das noch anthun? Und Fritz? Liebt sie ihn denn nicht? Ist er nicht dieses Opfers wert?

Es waren ganz infame, häßliche Zweifel und Erwägungen, die ihr das Blut in den Schläfen fiebrisch pochen machten. Und sie vermied es, dem forschenden Blick des alten Mannes zu begegnen, als könnte der auf den Grund ihrer Gedanken dringen. Nein, nein, das würde er doch nicht entdecken! Er hatte ihr versichert: Sieh, ich bin kein Ungeheuer! Sollte sie selber nun zum Ungeheuer werden?

Während es so in ihrem Innern gärte und revoltierte, trat eines Tages der Versucher an sie heran, in Gigerlgestalt, mit sammetartigem Haar, führte sie auf die Höhe und zeigte ihr seine Reiche, ein Land voll Sonnenschein, durch das ein Strom voll Gold dahinrollte. Gold und Glück und die Macht über die Herzen, die ihrer Schönheit und Jugend gebührt ...

Irmgard hatte den Verkehr mit all ihren früheren Freunden abgebrochen. Ihre Geschwister waren in Pensionen untergebracht, die Verwandten erwiesen sich in diesem Fall, wie immer, noch hartherziger als Fremde. Nur von Mister Schulze kamen noch Lebenszeichen. So waren im Laufe dieser Wochen von Zeit zu Zeit Blumen an der Villenpforte abgegeben worden, ohne Namen; der Gärtnerbote wußte selbst nicht, von wem sie herrührten. Keine Orchideen, denn solche Blumensprache hätte den Geber zu deutlich verraten. Aber sie wußte: er war es! Anfangs that ihr dies Zeichen seiner unwandelbaren Verehrung noch wohl, es schmeichelte ihrer Eitelkeit. Dann aber war die Frage da: Wozu?! Mit allem Vergangenen mußte doch gründlich gebrochen werden! Und sie gab die Wei-

fung, daß keine Blumen von außen mehr über die Schwelle kämen.

Da ihre Abreise nach Afrika nunmehr bald erfolgen sollte, so gab es noch mancherlei Besorgungen zu machen. Sie hatte bisher die Grenzen des Villengartens nicht überschritten. Heute wollte sie nach Berlin hinein.

Es stürmte und regnete, der Frühling wehrte sich seiner Vormacht gegen den Wintergraus, es war ein Falbscher kritischer Tag erster Ordnung. Irmgard wähnte, das Unwetter würde ihr Schutz gewähren gegen die Indiskretion der Straße, und entschloß sich darum, gerade heute zu fahren, so sehr Tant'-Minchen abriet, die immer Unfälle witterte.

Der Hauptzweck ihrer Fahrt war ein Gang zu einem gewissen, in der großen Welt bekannten Darleiher am Schöneberger Ufer, wo sie ein Schmuckstück verhandeln wollte. In ihren Schuldennöten hatten sie diese zweifelhafte, im Schatten der Kanalbäume diskret versteckte Firma schon öfter aufgesucht.

Als sie von der Potsdamer Brücke aus zu Fuß den Kanal entlang eilte, von den daherjagenden Windstößen fast geschoben, hörte sie hastige Schritte hinter sich. Jemand, der ihr nacheilte! Jede Großstädterin kennt dergleichen Nachstellungen auf abgelegeneren Trottoirs. Sie beschleunigte ihre Schritte.

Plötzlich ertönte es dicht an ihrer Seite: „Gnädige Frau!“

Es war seine, des Afrikaners, Gutturalstimme! Wie erschrak sie! Nicht wiedersehen — niemand! — diesen erst recht nicht!

Sie wollte den Ruf nicht beachten, senkte den Kopf, mit vorgestemmtem Regenschirm.

„Darf ich Sie einige Schritte ...“

„Lassen Sie mich! Ich bitte Sie!“ Dies noch, ohne den Zudringlichen anzusehen.

„Endlich treff' ich Sie!“ Es klang wie eine Art Jubelton aus seinem Herzen, und der Ton machte sofort eine gewisse Saite in ihr ertönen, wie ein Bote aus einer versunkenen Welt voll Glanz und Herrlichkeit!

„Bitte!“ Ein letztes flehendes, hilfloses Wort, daß er sie gehen lassen solle! Früher hatte sie ihm befohlen, und er ging. Aber jetzt flehte sie.

„Unmöglich, Sie zu lassen!“ rief er. „Hab' ich deshalb so viele Wochen auf Sie gelauert?“

Hatte er das? Sie horchte auf.

„Und es ist kein Zufall dies!“ fuhr er fort. „Ich habe gewartet und gelauert, und selbstverständlich — verzeihen Sie mir! — selbstverständlich hatte ich meinen Posten an Ihrer Wohnung stehen. Tag und Nacht. Ich mußte Sie sehen! Und einmal mußte es mir gelingen! Und endlich!“

Wiederum ein Jubelton, dies „Endlich!“ Eine offene Erklärung: Ich liebe dich! Ich kann nicht von dir lassen! hätte nicht eindringlicher und deutlicher sein können. Ja, von seinen, an nichts als Spott und Ueberhebung gewöhnten Lippen hätten solche Worte eher wie Phrasen geklungen.

„O Gott! Wozu, wozu?“ entfuhr es ihr, halb noch Schreck und Unwille.

„Wozu? Nur Sie zu sehen! Ihre Stimme zu hören ...“

Was war mit ihm vorgegangen? Sein Organ klang ganz anders als früher. Das Vibrieren wahrer Leidenschaft!

„Die Zeit war lang, es war sehr grausam,“ fuhr er fort, und seine Augen flackerten vor Sehnsucht, einen Blick von ihr zu erhaschen — denn noch immer hielt sie den Kopf gesenkt.

Da setzte von der Seite eine heftigere Bö ein, die ihr den Schirm zu entwinden drohte.

Ein Ziegel prasselte vom Dach, und die Telephondrähte über dem Kanal klirrten unheimlich. Flugs hatte er den Griff ihres Schirmes erfaßt, dicht an ihrer Hand: „Sie gestatten ...“

„Ein greuliches Wetter!“ warf sie hin, um ihre Erregung zu verdecken. Denn was will er? Wozu läßt er Posten stehen vor ihrem Asyl? Was bedeutet das alles?

Er überhörte das Wort. Und während sie nun weiter gegen das Wetter ankämpften und ihre Hände gemeinsam den hin und her wankenden Schirm gegen den Wind stemmten, fragte er sie nach ihrem Befinden, was sie thue, wie ihr zu Mute sei?

Sie meinte, es wäre das Beste, ihm ganz sachlich Antwort zu stehen. Ein alter guter Freund von schönen Tagen her, warum soll er es nicht in bösen sein, gegen das berüchtigte Sprichwort? Sie berichtete also kurz über die einförmige Trostlosigkeit ihrer Tage! dann erzählte sie die Nachrichten von Fritz. Und zuletzt: sie wollte hin, gleich in den nächsten Tagen, sobald das Hamburger Schiff fällig sei.

„Wohin?“

„Wohin? Wo ich hingehöre!“ Fast trotzig klang es.

„Das dulde ich nicht!“ rief er laut, nach einer kurzen Pause, laut und leidenschaftlich, und er hielt den Schritt an, zwang sie, ebenfalls still zu stehen.

Sie erhob den Kopf. Ihre Augen trafen die seinen. Es war sein alter Bändigerblick, aber noch etwas andres darin: die feinen goldigen Schlänglein erschienen jetzt wie züngelnde Flammen: Liebe, lodernde Liebesleidenschaft flatterte darin.

Was ist denn das? Was ist denn mit ihm vorgegangen? Nie, ihr Gewissen kann es bezeugen, hatte sie seinen oft weit genug sich vorwagenden Huldigungen Glauben geschenkt. Aber jetzt klang aus seiner Stimme ein Ton, der sie erbeben machte. Es war die Macht, die von ihm längst angekündigte Macht ...

Und sie fühlte sich wehrlos. Als wenn all ihr kecker Trotz und das Bewußtsein ihrer Unantastbarkeit sie verlassen hätte. Das Unglück hatte sie mürbe gemacht. Das Liegen und Brüten in der Einsamkeit hatte ihre Energie gebrochen. Sie fühlte es, wie ihre Willenskraft schwankte und wankte, gleich dem Schirm, den ihr der Sturm vorhin fast entrissen, wenn er nicht fest zugegriffen hätte ...

„Nein, das dulde ich nicht!“ wiederholte er.

Sie bezwang sich, wenigstens äußerlich, versuchte ein

Lächeln über die Wangen huschen zu lassen, aber die hübschen, berühmten Grübchen in diesen Wangen wollten sich diesmal nicht einstellen. „Wieso, das dulde ich nicht?“ fragte sie. Und sie freute sich, wie schrill es doch noch herauskam.

„Weil ich nicht will, daß Sie untergehen sollen! Weil ich nicht will, daß Sie verschwinden ... daß die Sonne erlischt, daß alles aus sein soll!“

Was sollte das bedeuten: „Alles?“ Das Flirten mit ihm? Ja, mein Gott, was bildete er sich ein? Etwas von ihrem früheren Trotz bäumte sich in ihr auf. „Sie wissen, ich bin verheiratet,“ warf sie mit dem Ton der Nonchalance von früher hin, wie man jemand abwehrend auf die Finger klopft, halb im Scherz, halb zur Strafe.

„Sie lieben ihn nicht!“ rief er kühl und bestimmt, ganz brutal.

Sie wandte ihm das Gesicht zu, verdutzt, fast bestürzt, und beinahe entfuhr ihr die Frage: „Woher wissen Sie das?“

„Ja, jawohl, so ist es! Ich sehe alles, ich weiß alles! Uebrigens werden Sie rot, es ist die Bestätigung!“

„Ich verbitte mir das!“ brauste sie auf, wie um eine Entschuldigung für ihr Rotwerden zu haben. „Was wollen Sie denn?“

„Ich — ich will, daß Sie nicht untergehen sollen! Daß Sie die Rolle in der Welt weiterspielen sollen, zu der Sie Ihre Jugend und Schönheit bestimmt hat. Und so werden Sie nicht dorthin gehen!“

Das war wieder der Bändigerton, und er ist gewohnt, daß man ihm gehorcht. „Wo ist in diesem Falle die Pflicht?“ fuhr er dann fort. „Das Klima ist von bekannter Mörderlichkeit, ich kenne es genau. Es gefährdet seine Gesundheit, und Sie werden ihm unterliegen. Ist es Ihre Pflicht, zu unterliegen? Kann es ihm Genugthuung gewähren, Sie unter diesen Umständen dort an seiner Seite zu sehen? Als Sie ihn heirateten, waren Sie reich. Hätte er Sie geheiratet, wenn Sie nicht reich gewesen wären?“

„O!" Ein starkes Stück, diese Demütigung ihrer Eitelkeit! Aber das meiste, was er sagte, hatte sie sich in der Xenophonstube selber schon gesagt, nur nicht so brutal deutlich ...

„Und nun, da Sie nichts mehr haben ... erschweren Sie ihm nicht noch die fatale Krisis? Man muß resolut sein, den Dingen auf den Grund sehen! Und die Schlingen zerschneiden, die lästigen Schlingen ..."

Da setzte abermals eine heftige Bö ein. Ein Regenschauer, mit Hagel untermischt, schlug prasselnd nieder, sie beide über und über durchnässend, denn der Schirm versagte den Dienst. Es war an dem Gitter des Vorgartens zu einer Restauration. Er drängte sie hinein, über den überschwemmten Wegekies, die gußeiserne Treppe empor, bis unter die Veranda, wo sie sich in plötzlicher Erschöpfung auf einen Stuhl an einem der Tische niederließ. Der Kellner erschien. Mister Schulze warf ihm eine Bestellung hin: „Selters und Cognac!"

Und dann, während er ihr ein Glas zurecht machte, und sie dort saß, stumm, wie gelähmt durch die Worte, die er ihr vorhin zugeraunt, durchnäßt und zerzaust und erschreckt von dem Unwetter, hub er abermals an: „Man zerreißt die Schlingen! Einfach zerreißen!"

Sie erwiderte nichts mehr. Nach einer kurzen Pause erläuterte er, was er damit meinte: „Was ich bin und habe, steht zu Ihrer Verfügung! Alles! Ich pflege nicht zu schwören, ich liebe es nicht. Ich halte, was ich versprochen, auch ohne den lächerlichen Formelkram. Aber dies eine Mal will ich schwören, daß ich thue, was ich sage: Zu Ihrer Verfügung alles, alles ..."

Die Leidenschaft machte seine Stimme zittern, und die kleinen Flammen in seinen Augen flackerten jetzt ganz offen. Sie saß da, keiner Antwort mächtig, mit starrweiten Augen, sie fühlte, wie ihre Glieder erbebten unter seinem Blick, unter seinen Worten.

Und jetzt entfaltete der Verführer vor ihr seine Reiche und Herrlichkeiten, ließ das Gold und die Lebensfreude in vollen Strömen rollen. Daß er immens reich war,

stand außer jedem Zweifel. Er hatte das Ehepaar früher schon auf seine Güter in Ungarn eingeladen. Er ließ dort ein Schloß bauen, etwas Herrliches, im Märchenstil. Auch sollten sie zusammen dieses Frühjahr auf seiner mit allem erdenklichen Luxus und Komfort ausgestatteten Luftjacht eine Vergnügungsfahrt über das Mittelländische Meer machen. Das Schloß, die Jacht, die Reisen mit Kurier und Dienerschaft durch aller Herren Länder — besonders das feenhafte Indien — alles, alles konnte sie haben! Sie brauchte nur zu befehlen! Nein, nicht einmal ein Wort brauchte sie es sich kosten zu lassen, nur ein Nicken mit dem Kopf, nur einen bejahenden, gewährenden Blick aus ihren Augen ...

Da, mit einem Rest der Energie sich aufraffend, gleichsam nach einem Strohhalm greifend in diesem Sturm, der sie und ihre Pflicht und ihre Ehre und Selbstachtung, alle guten Satzungen des Himmels und die uralt heiligen Gebote der Menschheit hinwegzuwirbeln drohte, wiederholte sie das Wort, das ihr vorhin schon einmal entfahren, stammelnd und wehrlos: „Aber ich bin doch verheiratet!"

„Zum Teufel mit den Rücksichten!" platzte der Versucher heraus. Und brutal stapfte er das Liqueurglas auf den Tisch. „Pardon! Pardon!" Es war die ganz aufrichtige Empörung gegen die stupiden Fesseln: Pflicht, Ehre und dergleichen. Und in dieser Empörung entfuhr ihm, was er wohl zu verschweigen gedachte, heute noch, noch in diesem entscheidenden Moment: „Verheiratet, haha! Natürlich werden Sie nicht Ihren Mann um Erlaubnis fragen, ebensowenig wie ich — meine Frau fragen werde!"

Seine Frau?! Sie fuhr zusammen und ihr Blick fragte: Wieso?

„Na, das wissen Sie doch —"

„Was?"

Einmal mußte es heraus! Er war ihrer ja trotzdem sicher, glaubte es zu sein, glaubte das Geständnis jetzt wagen zu können.

„Na, zum ..." — er zischelte einen undeutlichen englischen Fluch hervor —, „daß ich ..."

„Verheiratet — Sie?“ Entsetzt stierte Sie ihn an.

„Na, ja doch, hahaha! Seien Sie doch nicht komisch! Sie mußten es doch wissen?“

„Daß Sie — verheiratet?“

Langsam hatte sie sich erhoben. Die fiebrische Glut ihres Antlitzes war plötzlich verflogen, ganz blaß stand sie da, bebend vor Zorn. Sie war völlig wach geworden. Das Wort hatte sie aufgeweckt. Und verflogen war mit einem Schlag die ganze teuflische Zauberei! Wie war es möglich! Hatte sie ihm Ursache gegeben, sie so zu beleidigen? Als wenn ein Peitschenschlag sie getroffen hätte, ja, so mag das brennen!

Sie stand dort neben ihm, die Fältchen wetterten auf ihrer Stirn, und in ihrem Arm, in ihrer Rechten war ein so eigenartiges Zucken und Zerren, dergleichen sie noch nie gespürt. Wohl aber hatte sie bei ihrem Vater einmal die Wirkung solchen Zuckens gesehen, als er einen frechen Kerl maßregelte. Und so durchzuckte auch sie jetzt eine Versuchung, ihm da, ihrem mehrjährigen Verehrer, Courmacher und Orchideenlieferanten, den Peitschenhieb zu erwidern mit ihrer Hand ...

Dann, mit kurzer, entschlossener Bewegung griff sie nach dem triefenden Schirm und ging. Kein Wort, kein Blick mehr ward ihm zu teil. Auf der Treppe erreichte sie noch sein Ruf: „Gnädige Frau!“ Sogar „Irmgard!“ glaubte sie zu vernehmen.

Sie schüttelte das Wort ab, wie man ein häßliches Insekt abschüttelt, und schritt weiter, stürmte den Kanal entlang nach dem Potsdamer Bahnhof zu. Nach Hause, in die Xenophonstube, in einen Winkel ihres Sofas, um das Gesicht zu verbergen, ihre Gedanken zu verbergen — zu verschwinden vor sich selber ...

So schämte sie sich!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Es dunkelte, als Irmgard die Villa Auguste erreichte. Sie war die Allee vom Bahnhof hergestürmt, nicht der herabprasselnden Aeste wegen, die den Weg gefahrvoll machten, nein, nur in dem Wunsch, zu Hause zu sein, sich zu verstecken. Sie wollte, ohne sich in der Familienstube zu melden, gleich vom Flur hinaufgehen, denn man mußte ihr ansehen, was geschehen war! Und wie sah sie aus! Zerzaust und durchnäßt und verstört ...

An der Gartenpforte empfing sie Dumm Dingen mit der Nachricht: die Frau Oekonomierat sei krank, sehr krank! Der Sanitätsrat aus Wannsee sei dagewesen, und er würde am späten Abend noch einmal vorsprechen. Also was Schlimmes! Irmgard gab somit ihre Absicht auf, sich sofort zurückzuziehen, und betrat eilig Tant'-Minchens Zimmer.

Die Moderateurlampe brannte auf dem Tisch, von einem Schirm aus künstlichen Rosen gedämpft, der letzten Weihnachtsarbeit Tant'-Minchens. Und in dem rosigen Scheine erglühte das Gesicht der Kranken dort auf dem Bett. Es sah durchaus nicht leidend aus in dieser Beleuchtung, wie verjüngt und seltsam kindlich mit den großgerundeten Augen; das Häubchen saß sauber und weiß auf dem glattgestrichenen Haar, und die patscheligen Hände lagen korrekt und artig auf die Bettdecke hingebreitet.

„O, da bist du!“ rief die Kranke; es kam etwas mühsam heraus. Und sie streckte der Eintretenden ihre Hand entgegen, ließ diese aber wieder sinken. Die Attacke mußte sie mitgenommen haben: „Es war schlimm, Duchen! Ich dachte schon, es wäre vorbei.“

„Ah, aber Tante!“ Irmgard faßte ihre beiden Hände. „Aber was ist? Um Gottes willen!“

„Vorbei! Aus! Aber nun seh' ich dich doch noch wieder!“

„Wie du redest, Tant'-Minchen!“ kam es hinter dem Tische aus der Sofaecke her. Die Stimme von Albrecht

Achilles. Irmgard hatte ihn nicht bemerkt. „Sterben müssen wir alle! Und es geht nach der Anciennität, bitt' mir aus!"

Er geht vor, meinte er. Und gern, gern! Wenn Tant'-Minchen ihn verließe! Wenn er allein zurückbliebe! Ja, wahrhaftig, als Waise! Und bei dem Gedanken krampfte sich sein Herz zusammen. Die gute, treue Person hatte ihm nicht nur seine selige Auguste ersetzt, nein, auch die Söhne! Waren ihm die denn nicht entfremdet, seinem Herzen entwendet — durch diese Schwiegertöchter? Ja, das war geschehen! Wie eine Mutter hatte sie für ihn gesorgt — und nun wollte sie gehen?

Irmgard ließ sich an dem Bette nieder. Albrecht Achilles stand auf und erläuterte. Ein plötzlicher Ohnmachtsanfall sei gekommen, dann Schüttelfrost; der Arzt wisse selbst noch nicht, was es sei.

Irmgard bedauerte aufrichtig, nicht dagewesen zu sein. Aber nun wollte sie dies Zimmer nicht mehr verlassen! Und selbstverständlich wollte sie wachen heute nacht. Tant'-Minchen, die nie und von niemand gern Dienste beanspruchte, protestierte dagegen. Irmgard wurde energisch: „Das wird sich finden!" Der Alte sah sie ganz verblüfft an. Ja, ist denn das seine Schwiegertochter Irmgard, die ihm so viel Unruhe und Sorge bereitet? Hatte er auch diese verkannt, wie er Antonie verkannt hatte?

Wenn sie gewußt hätten, die beiden Alten, welch selbstische Motive, bei allem wirklichen Mitgefühl, ihr diese Nachtwache willkommen sein hießen! — So gab es denn zu thun für sie! So war denn Gelegenheit zum Selbstvergessen, zu Arbeit, Aufopferung, alles war ihr willkommen, um nur über die Nachtstunden mit ihren Reuegespenstern hinwegzukommen!

Nun gut, wenn sie denn bleiben wollte, so mochte es sein. Doch Tant'-Minchens Sorge kehrte sich nun dem Bruder zu. Da dieser die Stube verlassen, bat sie Irmgard inständig, nur ja dafür zu sorgen, daß er sich beruhige, daß Brüderchen keinen Schaden nähme, daß er bei Tisch keinen Diätfehler beginge. Und seine Nacht-

ruhe, seine kostbare Nachtruhe! „Apropos, das Ei nicht zu hart! Und nicht mehr wie ein Becherglas Tivolibier, hörst du?!"

„Alles, alles, Tante! Du kannst dich auf mich verlassen!"

Es kam Irmgard selber seltsam vor: sie eine Person, auf die man sich verlassen kann! Und mit Eifer, als gelte es, sich selber eine bessere Meinung von der eigenen Persönlichkeit beizubringen, stürzte sie sich in das hausmütterliche Regiment. Sie sorgte dafür, daß der Schwiegerpapa sein Abendbrot nach Vorschrift bekam und auch wirklich verzehrte. Sie überwand seinen Widerstand, und Irmgard ruhte nicht, bis er sich von ihr die gewohnte Pfeife nach Tisch hatte anzünden lassen.

Der Sanitätsrat, ein Wasserfreund, verordnete Prießnitzumschläge für die Nacht. Natürlich machte die Irmgard. Wieder schaute sie Tant'-Minchen an, ganz verdutzt: ja, was ist denn das? Die „Putzliese", die Kokette, sie, die Königinnen mit Kirschen, das Stück zu zwanzig Mark, zu bewirten pflegt, erbietet sich, einer alten, abgetakelten Tante bürgerlichsten Kalibers Prießnitzumschläge zu machen? Fritz hatte die Tapferkeit seiner Frau gerühmt — und da war sie.

Jetzt war es still geworden. Irmgard hatte den Papa endlich veranlaßt, zu Bett zu gehen. Auch die Mägde mußten auf ihr Geheiß das Gleiche thun. Sie selber wacht. Auf dem Tische brennt ein trübes Nachtlämpchen, matter Schein lagert wie ein feiner Nebel über den Gegenständen, und oben an der Zimmerdecke über dem Nebel tanzt, einem Irrlicht gleich, ein heller Lichtkringel. Draußen stürmt es. Wolken fliegen über die Mondscheibe hin: bald prallt ihr helles Licht gegen den Vorhang, und in dem Dämmer auf dem Fußboden zeichnet sich die rhombisch verzogene, weiße Lichtfigur des Fensters, dann verlöscht die Mondhelle wieder. Dieses unruhige Hin-und-her-huschen von Licht und Schatten hat etwas Gespenstisches. Tant'-Minchen liegt im Fieberschlaf; in ihrem Bewußtsein ist es ebenfalls wie ein Hin-und-wider-huschen von Licht und Schatten.

Die Aeste an den Gartenbäumen ächzen und girren und schlagen vom Sturm zerzaust aneinander, hie und da pocht eine Zweigranke ans Fenster, leise, unheimlich, als wenn jemand Einlaß begehrt. Die Uhr auf dem geheimnisvollen Kirschbaumsekretär ist in vollem Alarm. Das Herz des alten Möbels, das so viele gute und böse Tage mit seiner Besitzerin einträchtlich durchgemacht, und das alle deren Gedanken kennt, weiß, daß Gefahr da ist, da schlägt es so heftig ...

Und unter diesem Ticktack läßt Irmgard ihr Leben an sich vorüberziehen. Ihre frohe, ausgelassene Jugend, wo es keinen Wunsch gab, der ihr nicht erfüllt worden wäre; dann die Erfolge ihrer erblühten Schönheit, ihre glänzende Position in der Welt. Und dann den jähen Sturz in die Vergessenheit hinein, nein, in die Misere. Und das Ende da unten in Afrika auf dem Hulk, in steter Angst vor Alligatoren, Skorpionen und Moskitos. Aber immer noch besser war in ihren Augen jetzt dies Ungetier als die Tortur, die sie als Entthronte von der Schadenfreude und den Skorpionenstichen falscher Freunde zu erdulden haben würde! Und der brutale Peitschenhieb, den ihr der Mann mit dem Samtkopf versetzt hat! Ihr war, als fühlte sie den Striemen über dem Nacken brennen! Nein, nein, fort nach Afrika — sie will gleich morgen früh Fritz schreiben, daß sie das nächste Schiff benutzen wird. Aber Tant'-Minchen? Muß sie nicht jetzt bei ihr ausharren, bis ... bis zum Ende? Ah, sie wird wieder gesund werden! Und eine warme Welle schwellte ihr gegen die Herzseite: etwas von Mitleid und Liebe und Barmherzigkeitsbedürfnis, das sich dort regen will ...

„Tant'-Minchen, ist dir was?“

„Danke, danke, Kindchen, leg dich wieder hin!“

Und zum Schein, weil es die Tante so will, schmiegt sich Irmgard wieder in die Sofaecke.

Aber der Schlaf, das, worauf der Sanitätsrat so großes Gewicht legt, will sich bei der Kranken nicht mehr recht einstellen. Das Ticktack der alten Uhr geht so laut. Immer wieder schreckt sie davon auf. Es ist wie ein

pochendes Mahnen: wir beide haben ein Geheimnis, und jetzt muß es heraus! Es ist Zeit, es ist Zeit — ticktack! Beichten! Beichten — ticktack ...

Ehe es zu spät wäre und die Worte sich nicht mehr einstellten! Mit einer Lüge aus dem Leben scheiden wollen — ei, ei, Tant'-Minchen! Es ist die größte Sünde in deinem Leben gewesen, vielleicht deine einzige — ticktack! Hat die falsche Meinung von unserm Reichtum — so sagt das Herz des Kirschbaummöbels — nicht Unheil genug angerichtet? Schon die Knaben verließen sich darauf, und dem Fritz ist dieser imaginäre Reichtum sicherlich zum Verhängnis geworden! Hat er nicht Schulden gemacht daraufhin, — ticktack? Ei, jawohl — ticktack — die Lüge ist an allem schuld. Heraus damit!

Und auch jetzt noch spuken die Folgen dieser Lüge herum. Erwarten sie nicht eine Rettung von dir? Mußte es sein, daß sie nach Afrika gingen und sich von Alligatoren verschlingen ließen? so fragen sie, während doch Tant'-Minchens Kirschbaumener eine viel einfachere Art von Rettung birgt! Was ist sie denn für ein Ungeheuer — ticktack — ja, so fragen sie mit Recht! Sitzt Irmgard nicht dort und wartet, daß sie ans Bett gerufen wird, und daß sie den Schlüssel zum Kirschbaumenen zugesteckt erhält: Nimm, was ihr braucht! Ihr seid mir doch zu schade für Alligatoren!

Oder lauert, wartet, giert sie gar nach was anderm — ticktack? Nach einem gewissen vielverheißenden, ungemein wertvollen Schriftstück, Testament genannt, das jedenfalls dort in den kirschbaumenen Verließen ruhen muß? Und das man — dann finden wird, finden muß! Dann! Aber man wird eben nichts finden — ticktack! Etwas andres wird offenbar werden: daß das liebe, gute, brave Tant'-Minchen zwanzig Jahre lang sich die Liebe und Verehrung der Neffen durch elendes Geflunker erschlichen hat — ticktack! Selbst auf den geliebten Bruder fällt das Odium der häßlichen Lüge, denn hat er nicht davon gewußt? Man wird sich an ihn halten — er wird büßen müssen — er wird dem mit nichten gewachsen sein.

Verlassen, wie er dann ist — Ticktack! Ja, noch eine besondere Enttäuschung wartet seiner. Sie hatte sich immer ihm gegenüber ihres Sterbegeldes gerühmt, und ihre Bestattung würde wenigstens keine Kosten verursachen. Nun wird man auch das nicht einmal finden. Es ist fort! Alles ist leer! An ein Brautgeschenk daraufgegangen, unerhört — ticktack! Und sie da, die jetzt auf das Testament lauert, hat sich nicht einmal bedankt dafür! Was wird Albrechtchen für Augen machen, wenn er Tiedges „Urania“ öffnet und die Blätter leer findet — und aus all den leeren Schächtelchen, Börsen und Döschen ihm die Lüge entgegenstarrt ...

Tick—tack! Tick—tack!

Tant'-Minchen überlief es heiß. Aber nicht das Fieber war diesmal daran schuld. Sie stöhnte auf, es hielt sie nicht mehr: „Irmgard!“

Diese schreckte aus einem Halbschlummer empor.

„Hier! Was ist? Nicht gut?“

„O doch! Komm, setz dich her!“

„Was hast du? Ein Schluck Limonade? So sag doch!“

„Ich habe dir was zu sagen —“

„Fritz betreffend?“

„Nein — nicht den allein ...“ Tant'-Minchen schämte sich so. Sie wandte den Kopf nach der Wandseite herum.

Ticktack! Heraus damit!

Sie tastete nach Irmgards Hand. Und das Gesicht noch gegen die Wand gerichtet, wo die altmodischen Daguerreotypieen und Silhouetten hingen, hauchte sie hin: „Ich muß — muß dich um — um — Verzeihung bitten —“

„Du—u?! Mich?!“

„Ich bin — ich habe — ich weiß nicht, wie ich anfangen soll ...“

„Aber ich bitte dich, Tante, was hast du nur?“

Die Kranke kehrte mit einer Anstrengung, die sich durch einen Aechzlaut kundgab, den Kopf wieder nach Irmgard hin. Sie sah ihr offen in die Augen, und nicht ein Zucken der Wimpern war jetzt zu bemerken.

„Ich habe euch hintergangen. Betrogen hab' ich euch! Ja, das hab' ich!"

Um Gottes willen! Irmgard erschrak. Sie fiebert! Sie fiebert! Sie und jemand betrügen!

Aber die Uhr schien sich, während jetzt eine neue Mondhelle hereinhuschte, auf ihren weißen Alabastersäulen hoch emporzurecken, und jetzt rief sie in ihrer Ticktacksprache laut und vernehmlich: „Betrogen! Ja, jawohl!"

Tant'-Minchen glaubte es ganz deutlich zu hören. Als wenn das Gewissen der Familie ihr das häßliche Wort zuschleuderte und alle die Daguerreotypieen und Photographieen und Pastelle eine Gänsehaut vor Entsetzen bekämen.

Irmgard saß noch starr fragend da.

„Ja, so ist's! Ich bin ganz bei Verstande. Sieh mal, im Kriminalschen, da kann mir niemand was nachweisen, aber doch im Moralschen. Wenn jemand den Glauben erweckt, er sei reich, und ist es nicht ..."

„Das thun viele, Tantchen! Wir leben vom Schein. Wenn du wüßtest ..." Und Irmgard dachte mit Schaudern, wie sie in der letzten Zeit beständig durch Schuldenfluten laviert hatten.

„Thun viele, na ja! Bloß, daß damit niemand ein Schaden zugefügt wird. Ich aber — o Herr Jesu mein! Ihr glaubtet, ich sei reich — und wenn ihr's nicht geglaubt hättet, so wäre all dies Unglück verhütet worden! Ja, das wäre es!"

Hier schien das Fieber wahrhaftig einzusetzen. In einer andern Situation hätte Irmgard hell aufgelacht. Hatten sie von der Höhe ihres Luxus nicht immer mit einem gewissen Mitleid auf Tant'-Minchens sogenannten „Reichtum" hinabgeschaut? Und nun sollten die paar ersparten Pfennige im stande gewesen sein, das ganze Unglück aufzuhalten?

„Was glaubst du wohl, Tantchen, wie hoch wir dich taxiert haben?" Die Tochter des Protzen verschnappte sich damit.

„Wieso? Ihr habt mich nicht hoch ..."

„I, aber gar nicht! Wir haben nie darauf gerechnet. Mögen andre . . .“ Aber Irmgard wollte jetzt niemand anklagen.

„Ich hatte einen Bankier —“

Tant'-Minchen stockte. Wieder reckte sich die Uhr auf ihren Säulen und ticktackte ihr Veto: Ei, aber Tant'-Minchen, du willst eine neue Lüge auf die alte setzen? Jetzt, in dieser Stunde?

Irmgard kam ihr zuvor, noch ehe sie Zeit hatte, den chimärischen Bankier, der ihren chimärischen Reichtum verwaltet hatte, zu widerrufen.

„Und er machte Bankrott, Tante, das thun sie!“

„Nein, nein, ich hatte nichts, und ich habe nichts!“

„I, aber Tante! Und wenn, so wäre es auch egal!“

Ueber Tant'-Minchens Gesicht fuhr es wie ein Sonnenstrahl. Wirklich: egal? Das Wort schien ihr Mut zu machen. „Nein, ich bin arm, nichts, nichts — komplett nichts — und das Letzte, was ich mir erspart hatte, das hat Fritz bekommen —“

„Fritz?“

In dem Ruf lag die volle Empörung. Hatte er der braven alten Person wirklich an dem zimperlichen Geldbeutel gezwackt?

„Fritz stand doch noch auf Diäten damals, und du solltest doch ein hübsches Brautgeschenk haben —“

„Das Armband, Tante!“ Irmgard war heute in Berlin gewesen, um es in Geld zu verwandeln. Das und andres. Aber der Darleiher hatte das Armband mitleidig angeblinzelt und eine lächerliche Summe dafür geboten. Sie hatte es wieder mitgebracht: noch stak das Etui in ihrer Tasche.

„Ich habe es immer wert gehalten, Tante.“ Und Irmgard errötete. „Ich werde es von jetzt ab erst recht heilig halten, liebe Tante!“ Damit sank ihr Köpfchen herab auf die Bettdecke, die Glut zu verbergen, und ihre Hände suchten nach denen der Kranken. Sie preßten sie stumm! Verzeihung! Verzeihung! Für all die Nichtachtung und den Hochmut und den Spott! Aber von

heute ab wird sie den Namen der alten Tante heilig halten ...

Tant'-Minchen atmete auf. Gottlob, es war heraus! Ihre Seele war von der Lügenlast befreit! Nun konnte sie sich ruhig auf die Seite wenden und die Augen für immer schließen! Und — und — warm überhauchte es sie — man wird ihr Andenken trotzdem in Ehren halten. ...

Der Rest der Nacht verlief gut. Tant'-Minchen schlummerte ziemlich erquickend, als wenn das Bekenntnis eine Art Krisis herbeigeführt hätte.

Aber sie hatte doch noch etwas auf dem Herzen.

Am Morgen, nachdem Albrecht Achilles sich bei ihr gemeldet und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ihm nichts ermangelte, begehrte sie ihn allein zu sprechen. Er setzte sich neben sie ans Bett.

„Duchen, ich habe mit dir zu reden."

„Na? Bitte! Gern! Aber du sollst doch nicht reden, Tant'-Minchen! Heute nacht hab' ich dich in einem fort sprechen gehört!"

„Also hast du nicht geschlafen, wie du solltest?" Gleich war die Sorge um ihn wieder da.

„O doch! Beruhige dich! Also, was ist?"

„Ich habe es ihr also verraten, Albrecht."

„Was?"

„Na, das, du weißt doch!"

„Ich weiß wirklich nicht ..." Und sein linkes Auge blinzelte sie heftig an.

„Aber, mein Gott, Brüderchen ... meine Gelder! Meine Reichtümer!"

Phantasiert sie? Er erschrak. Ihre Gelder, ihre Reichtümer?! ... Er faßte ihre Hand; sie war kühl und kein Fieber vorhanden. Endlich begriff er. Herrgott, er hatte das über den Nöten und Sorgen dieser Tage ganz vergessen. Ein Scherz! und er sollte jetzt doch keine Rolle spielen!

„Ach so, du reichst deinen Abschied als Millioneserin ein?" lachte er. „Vorzüglich! Na, und sie fiel wohl vor Schreck auf den Rücken?"

„Spotte nur, du! Denk dir, sie hatten mich gar nicht mal hoch taxiert!“

„Da hatten sie unrecht bei deinem Aufwand!“ scherzte er weiter.

„Sie ist ganz anders, als ich sie mir gedacht.“

„Von Toni kann man das Gleiche sagen,“ gestand er kleinlaut.

„Und — und —“ Tant'-Minchen prüfte in dem Faltenwerk von ihres Bruders Gesicht, wo es stark wetterte. Nein, sie wollte lieber einen Umweg einschlagen.

„Wie gesagt, ich habe dir zu beichten.“

„Na, nun quäle dich nicht, und los!“

„Es betrifft die Zwillinge.“

Das Rechenfehlerauge von Albrecht Achilles stand plötzlich still, ein Zeichen seines inneren Stutzens. Er wich abermals mit einem Scherze aus: „Ich denke, es gibt nichts mehr zu vererben?“

„Aber ich muß dir noch sagen, Albrecht, daß ich dich betrogen habe.“

„Wieso? Mich? Ich absolviere dich unter allen Umständen!“

„Nämlich mit den Zwillingen.“

Ganz entsetzt schnellte er auf: „Wie? — Sind — sie etwa — gar nicht vorhanden?“

„Gott im Himmel behüte sie und uns! Nicht vorhanden?!“ Und der Vorsicht halber hob sie die Hand und klopfte ganz energisch auf die Platte des Tischchens. „Unberufen! Unberufen!“

„Na, beruhige dich nur!“

„Nicht vorhanden! ... Sechs—und—dreißig Pfund, ich bitte dich! Großartig! Riesig! Ich habe sie selber vorgestern erst gewogen.“

Da war es heraus, das andre Geheimnis! Sie griff nach ihres Bruders Hand: „Sei mir nicht bös! Ich konnte nicht anders. Als ich die Nachricht erhielt, mußte ich hin. Und bin immer dagewesen, den ganzen Winter lang — jedesmal, wenn ich dich belog und Vorstandssitzung hatte in diesem Arme-Windel-Verein —“

„Du bist dagewesen — und …"

„Prächtig, sag' ich dir. Sechsunddreißig Pfund!"

Das Rechenfehlerauge wetterte so stark, wie es lange nicht mehr gewettert.

„Du mußt sie sehen! Und du wirst, Albrechtchen, das versprich mir! Auch sie, auch sie, die Eltern von den Sechsunddreißigpfündschen. Deine Schwiegertochter, und deinen Sohn! Ja, das wirst du! Ich könnte nicht ruhig sterben —"

„Red mir davon nicht … Unsinn!" Seine Stimme wankte. Bloß der Gedanke, daß sie ihn verließe und er dann als Waise zurückbliebe!

„Ja, ich glaube, ich würde dann wieder gesund. Auf einen Schlag! Heut nachmittag. Die Sonne ist 'raus. Ein schöner Tag. Laß sie kommen! Alle, alle!"

Man mußte ihn schon so überrumpeln, sie kannte das! Aber er wehrte sich ja gar nicht. Er wartete ja nur auf den Moment, um die Thür aufzumachen und sie hereinzulassen, die sein Familientick und sein Alterstrotz und sein Beamtenstolz da draußen hatte warten lassen über zwei Jahre lang.

Und während er nun bald darauf am Schreibtisch saß und mit zitternder Hand das Billet an seinen Sohn schrieb, daß sie kommen möchten, alle, alle, die Zwillinge nicht zu vergessen, geschah es, daß sein Rechenfehlerauge plötzlich eine Thätigkeit entwickelte, die es während seiner Dienstzeit nicht zu üben Gelegenheit hatte, nämlich eine Thräne quoll daraus hervor und platzte auf das Papier hernieder. Schnell, als wäre es ein Tintenfleck, wollte er sie mit dem Löscher tilgen. Aber er zog es dennoch vor, einen andern Bogen zu nehmen und ein neues Schreiben abzufassen.

Daß die völlig reglementswidrige Thräne ihn verraten hätte! Und wie um die Spur eines Verbrechens zu beseitigen, zerriß er das erste Schreiben sorgfältig in kleine Stücke.

Wir wissen, daß im Verlauf dieser Geschichte es gewisse angeregte Momente gegeben hatte, wo Tant'=

Minchen nahe daran war, selber an ihren chimärischen Reichtum zu glauben. Ein solcher rückfälliger Moment stellte sich am Nachmittag noch einmal bei ihr ein, obgleich keine Spur mehr von Fieber da war, und der Sanitätsrat sich außerordentlich zufrieden aussprach.

Die aus der Kleiststraße hatten sich eingefunden. Auch Erzengel und seine Braut. Erzengel hatte es sich nicht nehmen lassen, den Transport der Zwillinge nach der „Ochsenzunge" zu überwachen, trotzdem Kaiserin Maria Theresia mißtrauisch erklärte, „Manns genug zu sein."

Die Sonne hatte sich siegreich durchgerungen, und nun flutete sie voll durch das Fenster und übergoß die Gruppe, die nun Tant'-Minchens Lager umgab mit ihrem goldenen Schein. Noch nie hatte Tant'-Minchen so den anatomischen Mangel der Menschennatur empfunden wie heute, nämlich, daß zwei Hände eigentlich nicht genügten, sondern man oft mehr gebrauchen könnte. Denn am liebsten hätte sie die Hände der sämtlichen Anwesenden, inklusive die süßen Patscheln der Zwillinge, gleichzeitig gefaßt. So aber mußte sie sich mit einem Nach-und-nach begnügen. Sie hielt ihres Bruders Hand mit der Rechten und die ihres Neffen Erich mit der Linken; legte dann die schlanke weiße Hand der schönen Frau Erich in die stark bebende des Bruders — alles das, ohne ein Wort zu sagen; stellte dann eine elektrische Verbindung her zwischen Irmgards kleinen Rosahändchen und der schlanken weißen Hand von Frau Brigitte. Und so noch viele Kombinationen. Es war verwirrend! Kein Wunder, daß die Phantasie der Genesenden plötzlich Schwingen bekam und sie sich wahrhaftig einbildete, sie wäre reich, sehr reich — viel reicher, als der chimäre, in eitel Luft verflogene Reichtum je ausgemacht hatte. Reich an Liebe, reich an Versöhnung, reich an Hoffnung zukünftiger Friedens- und Freudenstage ...

Und die alte Familienuhr hob sich auf ihren schlanken Alabastersäulen hoch heraus und bestätigte diesen Reichtum mit ihrem kräftigsten Ticktack.

Ende.

Neunter Jahrgang.

Zehnter Jahrgang.

Elfter Jahrgang.

Zwölfter Jahrgang.

Dreizehnter Jahrgang.

Vierzehnter Jahrgang.

Fünfzehnter Jahrgang.

Sechzehnter Jahrgang.

Siebzehnter Jahrgang.

1. 2. Davis, Soldaten des Glücks.
3. Skowronnek, Ihr Junge.
4. de Wailly, Lucettes Schwur.
5. 6. Kipling und Balestier, Naulahka.
7. Misch, Der Adelsmensch.
8. de Tinseau, Durch fremde Schuld.
9. 10. Schulte vom Brühl, Frühlings-Evangelium.
11. Murray, Die Jagd nach Millionen.
12. Busse, Röschen Rhode.
13. 14. Leys, Das Geheimnis des Rechtsanwalts.
15. von Zobeltitz, Die Tante aus Sparta.
16. Theuriet, Unter Rosen.
17. 18. Schubin, Im gewohnten Geleis.
19. Lie, Im Märchenland.
20. Hopfen, Zehn oder elf?
21. 22. Croker, Die Dorfschönheit.
23. Blicher-Clausen, Inga Heine.
24. Griffiths, Ein schneidiges Mädchen.
25. 26. von Oertzen, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang.

Die arme Sünderin. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.

Mit Geist und Grazie formt Wolzogen seinen dem modernen Großstadtleben entnommenen Stoff, dessen Ernst er durch seinen sonnigen Humor zu verklären und zu mildern weiß.

Verschwindende Diamanten. Von M. Mc. Donnell Bodkin. Aus dem Englischen.

In diesen meisterhaften Detektivgeschichten sieht sich der Leser vor schwierige, anscheinend unlösbare Rätsel gestellt, deren scharfsinnige Lösung in ihrer Einfachheit und Folgerichtigkeit höchst überraschend wirkt.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer **zu Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf **feines, extra starkes Papier** gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband** zum Preise von **M. 2.— für den einfachen und M. 3.— für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Böhlau, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.
Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Georgy, Aus den Memoiren einer Berliner Range.
v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
Gyp, Flederwischs Heirat.
Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
Paul Lindau, Helene Jung.
Savage, Meine offizielle Frau.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.
v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Der Väter zweie.
— Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
v. Wolzogen, Der Thronfolger.
— Die tolle Komteß.
F. v. Zobeltitz, Das Heiratsjahr.



Dreizehnter Jahrgang.

Vierzehnter Jahrgang.

Fünfzehnter Jahrgang.

Sechzehnter Jahrgang.

Siebzehnter Jahrgang.

1. 2. Davis, Soldaten des Glücks.
3. Skowronnek, Ihr Junge.
4. de Wailly, Lucettes Schwur.
5. 6. Kipling und Balestier, Naulahka.
7. Misch, Der Adelsmensch.
8. de Tinseau, Durch fremde Schuld.
9. 10. Schulte vom Brühl, Frühlings-Evangelium.
11. Murray, Die Jagd nach Millionen.
12. Busse, Röschen Rhode.
13. 14. Leys, Das Geheimnis des Rechtsanwalts.
15. von Zobeltitz, Die Tante aus Sparta.
16. Theuriet, Unter Rosen.
17. 18. Schubin, Im gewohnten Geleis.
19. Lie, Im Märchenland.
20. Hopfen, Zehn oder elf?
21. 22. Croker, Die Dorfschönheit.
23. Blicher-Clausen, Inga Heine.
24. Griffiths, Ein schneidiges Mädchen.
25. 26. von Oertzen, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang.

Die arme Sünderin. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.

Mit Geist und Grazie formt Wolzogen seinen dem modernen Großstadtleben entnommenen Stoff, dessen Ernst er durch seinen sonnigen Humor zu verklären und zu mildern weiß.

Verschwindende Diamanten. Von M. Mc. Donnell Bodkin. Aus dem Englischen.

In diesen meisterhaften Detektivgeschichten sieht sich der Leser vor schwierige, anscheinend unlösbare Rätsel gestellt, deren scharfsinnige Lösung in ihrer Einfachheit und Folgerichtigkeit höchst überraschend wirkt.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer **zu Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf **feines, extra starkes Papier** gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband** zum Preise von **M. 2.— für den einfachen und M. 3.— für den doppelten Band** erschienen.

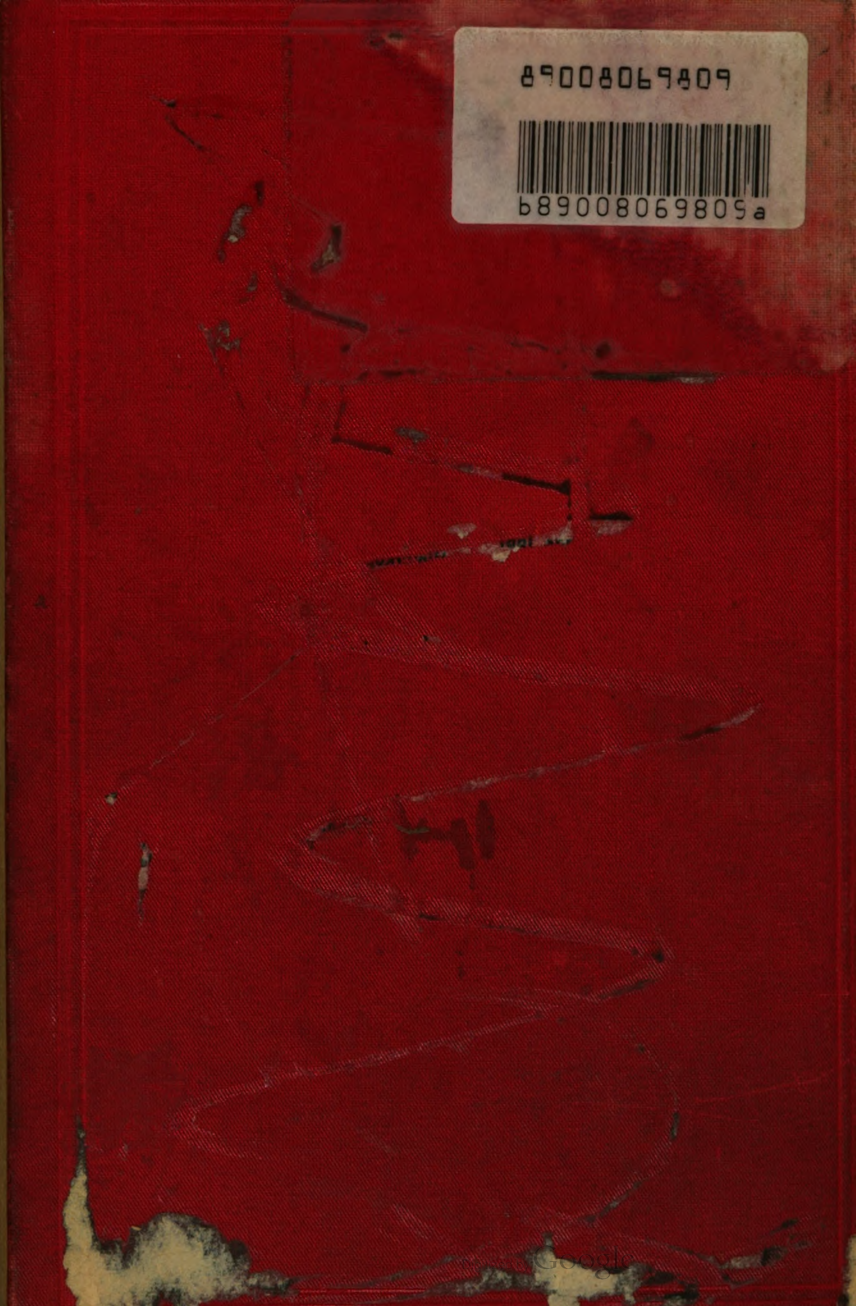
Einfache Bände:

Böhlau, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.
Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Georgy, Aus den Memoiren einer Berliner Range.
v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
Gyp, Flederwischs Heirat.
Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
Paul Lindau, Helene Jung.
Savage, Meine offizielle Frau.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.
v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Der Väter zweie.
— Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
v. Wolzogen, Der Thronfolger.
— Die tolle Komteß.
F. v. Zobeltitz, Das Heiratsjahr.




89008069809
b89008069809a